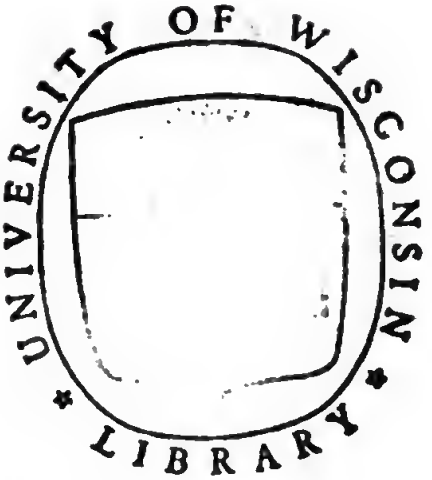
DIE ERNSTHAFTEN TOREN

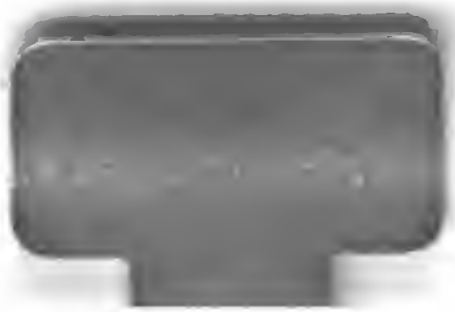
NOVELLEN VON

ARNOLD ULITZ

ALBERT LANGEN
MÜNCHEN

SERVATION
CROFILM
AILABLE





Digitized by Google

Die ernſthaften Toren

Ein Verzeichnis
der früher bei Albert Langen
erſchienenen Werke von

Arnold Ulitz

findet ſich am Schluß
dieſes Buches

Die ernsthaften Toren

Novellen

von

Arnold Ulitz

1. bis 5. Tausend

Albert Langen, München
1922

Copyright 1921 by Albert Langen, Munich
Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechts, auch für Rußland, vorbehalten.
Albert Langen Arnold Ulitz

PT
2643
L5
E7

Der ernſthafte Leiermann

Martin Wagner, der Paſtorsſohn und Trunkenbold, der im Rathauskeller „Neegen“ austrank und Witze dafür erzählte, und der in lichten Stunden den Gymnaſiaſten für ein paar Groſchen griechiſche Arbeiten ſchrieb, voll einer Klarheit, die zu ſeinen glaſigen Augen nicht paßte; Martin Wagner, den ſein Vater verflucht hatte, und der bei einer gewiſſen Martha Stab wohnte, die ihn ſeit fünfundzwanzig Semeſtern liebte und betreute; die ihn manchmal ſchlug vor Jammer, wenn er betrunken heimkam; die ſeine beſudelten Stiefeln putzte und ſich und ihn mit Maſchineſchreiben kärglich durchs Leben fütterte; dieſer Martin Wagner, der ein Gelächter und eine Schande war, erlebte eines Tages eine ſolche Schmach, daß er ſich eine Sekunde lang der Schweinerei ſeines Lebens bewußt ward und in der Inbrunſt eines plötzlichen Verlangens nach Anſtändigkeit und Reinheit einfach verrückt wurde.

Die Studenten nämlich im Rathauskeller ſtülpten ihm ſpaßeshalber ein Moſtrichfäßchen über den runden blonden Kopf, tanzten mit Würſten um ihn herum, tunkten ſie auf ſeinem Schädel ein und ſchrien: „Moſtrichtopf, Moſtrichtopf!“ Die Bürger ſchlotterten vor Lachen und ſchrien mit: „Moſtrichtopf, Moſtrichtopf!“ und im Gehirn des Trunkenboldes quirlte das verräucherte Gemäuer auf

und nieder im Rhythmus dieſes lächerlichen Worts: Moſtrichtopf, Moſtrichtopf!

Er ſaß wankend, artig geduckt, und lächelte blöde und fühlte ſich geehrt, weil Akademiker ihn verſchimpfierten. Aber vielleicht wäre dieſe Schmach, wie ſchon ſo manche ſeines Lebens, im Bier erſoffen, hätte nicht eben um dieſe Stunde die alte Spieluhr des Kellers acht geſchlagen und muſiziert: Ein feſte Burg iſt unſer Gott.

Er ſtarrte der Uhr ins Geſicht und riß qualvollen Entſetzens die verblödeten Augen auf. Dann umklammerte er das Bierglas und ſtemmte ſich empor, und die torkelnden Hände kletterten Spanne um Spanne wie Affen an einer Stange. Als er aber aufrecht ſtand, erſchraken die Menſchen; ſeine Backenknochen waren weiß vor Zorn, und die Knöchel ſeiner Fäuſte, die ſich über dem ſichtenen Tiſche krallten, waren weiß, und die Augen, die eben noch glaſige Gallert geweſen, brannten in krankem Glanz, und die Stimme, mit der er zu reden anhob, war wie Geläute, ehern und rein:

„Denkt ihr etwa, weil ich Neegen ausgeſoffen habe? Aber Würſtel hat mir noch keiner auf den Kopf getunkt! Und wer mir noch einmal Moſtrichtopf ſagt, den ſchlage ich tot, den ſchlag ich tot! Und ſaufen werd' ich überhaupt nicht mehr! Ich ergreife einen Beruf, ich werde ein ernſthafter Mann! Und ich weiß auch ſchon, was ich werde, bloß euch ſag ich's nicht, ihr Ehrabſchneider! Sie muß es als erſte hören!“

Nun lachte er wie ein Kind, und die Leute ſpürten, daß er verrückt geworden war.

Er ſpuckte gegen ſie aus und ſtürmte durch einen Hohlweg erblaßter Feiglinge auf die Straße. Man erſchrak

vor ihm, denn der Moſtrich auf ſeinem Schädel erſchien wie furchtbares Wundenblut. Bald freilich zerſprühte der Schreck in Gelächter: „Der Wagner-Martin, mit Moſtrich eingeſeift!“ Er blickte in den Himmel und rief mit erhabener Stimme: „Zur Schmach und Sühne, zur Schmach und Sühne!“

Martha Stab ſollte ſeine Schande ſehen und über ſeine Heimkehr zum Guten um ſo ſeliger ſein, aber ein Poliziſt nötigte ihn wohlwollend, ſich auf der Wache zu waſchen. Er trat leuchtend aus dem Polizeigebäude und rief den Gaffern heiter zu: „Nun ſeht ihr an mir nicht mehr, als an jedem andern ernſthaften Mann!“ und er eilte der Predigergaſſe zu, und ſein Herz war voll Wiederſehensunruhe wie ſeit zehn Jahren nicht mehr.

Martha Stab ſaß an der Schreibmaſchine mit müden Augen und machte ein X für ein U vor Schreck, weil der Menſch, der die Treppe heraufſprang, den gleichen Schritt hatte, wie weiland Martin, als er noch ein göttlicher Burſche war. „Herein!“ ſagte ſie bleich und wiſchte über die Stirn und ordnete auch ein wenig das Haar. Er klinkte auf, und ein überſchwenglicher Martin mit einer blutjungen Liebe lief auf ſie zu: „Bin ich nicht pünktlich? Eben ſchlug es neun!“

Sie ließ die Arme ſinken und ſah ihn hilflos an.

„Nicht ſoviel arbeiten!“ ſprach er liebevoll. „Du haſt Ringe unter den Augen. Aber das ſoll anders werden, denn ich werde ein ernſthafter Menſch, ich werde Leiermann, Martha, Leiermann!“

„Das iſt ja ſehr ſchön,“ ſprach ſie erſtickt und lahm vor Angſt. „Das iſt wirklich ſchön,“ murmelte ſie und klappte den Deckel über die Maſchine, denn er war ver-

rückt geworden, dachte ſie, und konnte zu toben anfangen, und die Maſchine war noch nicht ganz bezahlt. „Das iſt ja ſehr ſchön," ſagte ſie nochmals und ſah ihm flackernd in die Augen und rückte am alten Sofa entlang, daß eine Sprungfeder leiſe brummte, und ſtahl ſich um den Tiſch herum und plapperte immer wieder: „Das iſt ja ſehr ſchön!", und als ſie an der Tür war, ſprang ſie hinaus, drehte mit fliegenden Händen den Schlüſſel um, und dann brach ſie in namenloſer Angſt wimmernd zuſammen.

„Ach ſo," ſagte Martin, „ach ſo! Martha, Martha!" rief er verhalten. Sie wich entſetzt von der Tür und flüchtete in ſeine Stube und horchte an die dünne Wand hinüber. Er erkannte, was ſie davontrieb, und ſprach kein Wort, und wenn er huſten mußte, tat er es leiſe, damit ſie nicht erſchrecke. Stunden vergingen, und ſie begann zu weinen; da trat er an die Wand und ſprach milde: „Ich bin wirklich nicht verrückt, Martha!" Doch wie ſie aufs neue die alte Stimme hörte, die geſunde, die nur in Träumen noch manchmal ungewiß geſprochen hatte, begann ſie verzweifelt und zornig zu jammern, weil irgendein Trug ſie äffte: „Du gemeiner Menſch, du Trinker!"

Er ſchwieg. Ihm war es klar, daß ſie nur ganz langſam begreifen konnte, was ihm ſelber ſo rätſelhaft war, daß er von Zeit zu Zeit vor Grauen zitterte. Als ſie leiſer weinte, ſprach er: „Ich will dir was erzählen, damit du erkennſt, daß ich nicht verrückt bin!" Sie antwortete nicht. Er lächelte zärtlich und ſtreichelte die Tapete.

„Weißt du noch, wie du in der Handſchuhabteilung

Verkäuferin warst? Ich war im zweiten Semester. Zwölfmal hintereinander kaufte ich Handschuhe bei dir, die ersten waren Glacé, die letzten Zwirn, denn das Geld wurde knapp. Beim zwölften Male hast du gefragt: ‚So viele Handschuhe brauchen der Herr?‘ Da wurde ich mächtig rot, Martha!“, und er schmunzelte. — Sie lachte ganz leise: „Und ich erst!“ — „Ja, und da hab' ich's gewagt und gesagt: ‚Ich komme gar nicht wegen der Handschuhe, Fräulein, so ein Fatzke bin ich nicht! Ich komme eigentlich nur Ihretwegen!‘“

Jetzt trat Martha Stab herein und überraschte ihn noch, wie er die Tapete streichelte, und leuchtete vor Frömmigkeit und sprach: „So ein Wunder, so ein wahres Wunder!“ Sie dachte nun nicht mehr an seinen wahnsinnigen Leiermannsplan und vergaß sein Antlitz, wie es wirklich war, fahl und zerrüttet und schlaff, und liebte an ihm seine Augen und seine Stimme, die wieder die alten waren. Und er, der an Pfauen und Gazellen achtlos vorübergegangen war, zum goldbraunen Bier, und der sogar die schöne Martha Stab im Suff vergessen hatte, merkte nicht, daß sie müde und trübe geworden war, und daß ihre feinen Verkäuferinnenhände ganz knollige Fingerkuppen hatten vom ewigen Maschineschreiben.

Am nächsten Tage erzählte er ihr alles, und sie schämte sich seiner zum letztenmal. Vom Leiermannsein aber wußte er so schön zu prophezeien, daß sie ihm am Ende lauschte wie einem weisen Manne. Und als er sagte, daß er zum Spiele singen werde und die Menschen rühren wolle, so wie ihn die Musik gerührt und gebessert habe, da nickte sie nur.

Dies tapfere Weib dünkte sich nun dumm und nichtig

und ſchlecht gegen ihn. Er ſelber aber benamſte ſich und ſeine Vergangenheit mit derart kräftigen Worten, daß ſie nur immer zu lindern hatte. Sie dachte plötzlich in qualvoller Scham an manche Nacht, da ſie ihn geſchlagen hatte, und wie ſie ihn nun neben ſich ſah und ihn ſpürte, er war zwei Kopf größer als ſie, erſchien es ihr ungeheuerlich und verbrecheriſch, daß ein Weib einen Mann ſchlage, und ſie bat kniend um Verzeihung. Er antwortete: „Wenn ich noch einmal Luſt zum Trinken kriegen ſollte, dann nenne mich Moſtrichtopf, das wird genügen; wenn nicht, dann haue mich!“ Da aber verſchwor ſie ſich ſo feierlich und verzweifelt, daß er ſie tröſten mußte, und er tat es überlegen und väterlich.

An jenem Vormittag wandelten ſie behaglich dem Rathaus zu, und um das große Eingangsmaul des Kellers nicht zu ſehen, betraten ſie von hinten das Bureau, wo die Dokumente erhältlich ſind, die man braucht, wenn man heiraten will. Denn Martin Wagner und Martha Stab waren ein Brautpaar. Freilich, der Bräutigam ging gebeugt, wie ein Vater von großen Kindern, und ganz altenzierlich und ein bißchen mager war die Braut.

Bei Glogowsky & Sohn wollten ſie nachher einen Leierkaſten kaufen, doch Glogowsky & Sohn lachten einfach. Martha errötete vor Zorn, nicht vor Scham, und Martin verabſchiedete ſich mit höflichem Hohn: „Sie beurteilen mich nach Vorkommniſſen, mein Herr, die meine Braut und ich aufs tiefſte beklagen, aber Sie irren ſich ſeit geſtern; ich bin ein ernſthafter Mann!“ In einem Altwarenladen erhielten ſie unter harten Bedingungen einen Leierkaſten. Martin unterſchrieb den Vertrag und ſchleppte den Kaſten ſelig am linken Arm und führte ſeine Braut

am rechten. Sie mußte ihm vor Glück etwas Liebevolles ſagen. „Haſt du gemerkt?“ fragte ſie, „deinen Namen haſt du wieder genau ſo geſchrieben, wie früher in den Briefen!“ „Hab' ich denn ſpäter anders geſchrieben?“ Sie erſchrak. „Ein bißchen zittrig,“ ſagte ſie leichthin und ſprach von etwas anderem.

Am gleichen Abend ſpielte und ſang er vor ihr: Ich bete an die Macht die Liebe! „Ich ſage dir, wir werden noch reich!“ rief er zukunftsfreudig, „und, was die Hauptſache iſt: ernſthafte Leute!“ Dann ſchliefen ſie wohlgebettet, nur Frau Martha ſchrak manchmal empor und befühlte ſeinen Leib und konnte es nicht glauben und bangte, daß ihn vielleicht ſchon morgen der Teufel wieder packe.

Und dann ſchien Martins Wort in Erfüllung zu gehen; Geld kam ins Haus. Saßen auch ernſthafte Leute drin? Er freilich wähnte es und brachte das Wort von der ernſthaften Familie ſchier wie ein Tiſchgebet an, beim Frühſtück, wo es Sonntags ſogar Honigſemmeln gab, beim Mittageſſen und beim Abendbrot. Sie wußte es beſſer, von den Nachbarinnen, aber ſie ſchwieg. Man hielt ihren Mann für verrückt und ſie dazu, und Stunden gab es, da ſie zweifelte. Das war beſonders um die Mittagszeit, wenn Martin ſatt war und mit einem Male die Gabel auf dem Teller trommeln ließ und ganz blöde, müde Augen hatte und ein lappiges Geſicht und ganz ſo ausſah, als müſſe er gleich lallen wie ein Idiot. Dann ſchnürte die Angſt ihre ſchmale Bruſt noch enger, und ſie ſagte mit erquälter Albernheit: „Nein, iſt unſer Leierkaſten aber ſchön!“ Dann ruckte und zuckte es durch ſeine Geſtalt, er hatte wieder die junge Stimme und lachte:

„Ja, Martha!“ oder: „Ja, liebes Weib! Du und ich und der Kaſten, wir ſind ein Kleeblatt!“ Bald kam die Zeit, wo er närriſch und blinzelnd von einem vierblätterigen Kleeblatt ſprach. — Wagners erwarteten ein Kind.

Man ſchüttete die Münzen. „Der Wagner-Martin!“ lachte es in den Höfen, „der Drehorgelpaſtor, der Leierprofeſſor!“ Die Kinder ſtrömten und ſtanden großäugig, Hausmeiſters Barfüßler und auch die feinen Knaben und Mädchen der Herrſchaften, und ſperrten die Münder auf. Er ſang ſo gefühlvoll, daß mancher, der was vom Singen verſtand, in ärgerlicher Neugier ans Fenſter trat, und mancher, der nichts verſtand, mit wichtigem Geſicht Urteile fällte.

Die Dienſtmädchen erklärten ihn für einen Künſtler, ſie warfen Sparpfennige; die Primaner beſtach der verbummelte Student, ſie ſtreuten Taſchengeld, und ihre Schweſtern dachten bei Martins Volksliedern an mancherlei und baten Mama für den Ärmſten. Es geſchah auch, daß junge, richtige Damen, die eben von der Stadt heimkehrten, durch die Hoftür lugten. Er ſchaute ihnen frei ins Geſicht, und die Begeiſterung über ſeine Miſſion frohlockte mit ſolchem Glanze in ſeinen blauen Augen, daß ihn die Damen geradezu für einen Schwerenöter hielten. Dann winkten ſie dem Hausmeiſterjungchen, ſchickten Geld und kicherten dumm, wenn er ſich ſingend verneigte.

Er geriet auch in Häuſer, in deren erſtem oder zweitem Stockwerk ſolche Männer wohnten, die mit ihm ſtudiert und nun längſt ſchon Amt und Würde hatten, und auch Geſicht und Bauch danach. Sie traten mit behaglicher Zigarre auf den Altan, holten mit langſamem Finger ein Fünfpfennigſtück aus der Weſte und warfen es läſſig

lächelnd hinab, oder auch eine bröcklige Zigarre. Und waren es Pädagogen, dann hielten ſie am Kaffeetiſch eine Rede über Wagners ſittlichen Niedergang infolge übermäßigen Alkoholgenuſſes. Er inzwiſchen ſang und ſpielte unten von der Macht der Liebe und hielt ſich für einen ſehr ernſthaften Leiermann.

Er geriet auch in die Gegenden, wo die Dirnen wohnten und ſang mit Inbrunſt an den ſchwarzziegeligen Faſſaden hinauf, aus deren Fenſtern zerlumpte Frauenwäſche hing. Dann erſchienen die Weiber in fleckigen, zerſchliſſenen Matinees, mit tollem Haar und fahlen Geſichtern und ſangen heiſer mit. Sie waren gerührt, Martin irrte bei ihnen nicht. Bei frommen Liedern ſchrien ſie: „Noch einmal!“ und eine rief ſogar: „Da capo!“, und er dachte wehmütig: „Oh, du haſt einſt glänzendere Tage geſehen!“ Die Dirnen gaben mehr als mancher Bürger, und er wehrte ab: „Nicht doch, nicht doch! Ich bin belohnt, wenn ich euch rühre und euch den Pfad aus dem Sumpfe zeige! Seht, auch ich ſtak im Sumpf. Die Muſik hat mich errettet, und ich bin ein ernſthafter Mann!“ Da lachten ſie noch toller und bezahlten ſeine Witze. Er ſammelte das Geld aus dem Kot. „Mit Gold wird euch der Kupfer aufgewogen werden, ihr Ärmſten der Armen!“

Den großen Leuten war er der gute, liebe Popanz, aber den Kindern war er der ernſthafte Leiermann. Ein kleiner, feiner Knabe reichte ihm ſogar eines Tages die Hand und ſagte: „Adieu, Herr Leiermann!“ Da aber rief eine dicke Dame aus einem Fenſter: „Komme ſofort herauf, Eberhard!“ Martin ſchüttelte den Kopf. „Nicht doch, gnädige Frau, ich bin ein ernſthafter Mann, denke ich!“

Das Wort der dicken Dame aber haftete in ihm. Er leierte nicht mehr an diesem Tage, er ging langsam und dann immer feuriger der Predigergasse zu, und als Martha ihm die Tür auftat, ließ er den Leierkasten fallen, daß er dröhnte, und schrie:

„Der Geist kam über mich, Martha! Mein Name wird groß sein und deiner und der unseres Jungen, denn ein Junge wird's, in dieser Stunde fühle ich's. Unser Beruf ist eine heilige Sache. Die Leiermänner wissen es nur nicht, drum leben sie noch nicht danach. Aber sie sollen es lernen! Die kaiserlichen Prinzen selbst werden uns die Hand reichen dürfen, und die Kaiserin wird nicht rufen: Komme sofort herauf, Friedrich Wilhelm! Einen Leiermännerverein gründe ich, Martha, der unsere Standesinteressen vertritt. Flugblätter, Statuten, ein Vereinsorgan! In unserer Stube ist die Redaktion! Ich schreibe Belehrendes, Unterhaltendes! Aufhorchen soll die Stadt! Merken soll sie, daß wir ernsthafte Männer sind! Kinderfeste veranstalten wir vom Verein aus, die Damen kommen beim Kaffee zusammen, Dampferausflüge werden gemacht. Wir haben Standesgefühl, und unsere Söhne werden studieren!"

„Martin!" sagte die Frau mit hellem Gesicht, aber sie war traurig dabei. Darauf schrieb sie, was er diktierte, und am nächsten Tage stand in den Zeitungen kostspielig-dick:

„Behufs Gründung eines Leiermännervereins erbittet Anfragen, mündlich oder schriftlich, Martin Wagner, Leiermann."

Martha stellte ihm zuliebe alle Arbeiten zurück und vervielfältigte schweren Herzens Aufrufe, die er an die In-

tereſſenten verſchicken wollte. Sie loderten alle von predigerhafter Glut. Von der Ernſthaftigkeit des Berufs, von der Miſſion war die Rede, von der Achtung, die man erheiſchen dürfe und müſſe. Der Boykott ſei zu verhängen über Häuſer, in denen man dieſe Achtung nicht finde. Ein ſolches ſei zum Beiſpiel Hohenzollernſtraße 27, wo eine gewiſſe dicke Dame des erſten Stocks den Beruf beleidigt habe.

Abends erſchien bei Wagners ein Mann mit Stelzbein, ſtruppigem Geſicht und klugen Äuglein. „Leopold Hawranke heiße ich. Bin Leiermann!“ — Martin zog ihn leidenſchaftlich an die Bruſt und rief: „Der erſte Bruder!“ — Hawranke ſtutzte, ſah von Martin zu Martha und fragte endlich grob: „Was ſoll's nu?“ — Martha errötete bange, er aber nötigte den Gaſt wortlos-ſiegesſicher ins ſummende Sofa und gab ihm einen der Aufrufe zu leſen.

Hawranke las, ſtand auf und ſprach: „Iſt ja verrückt!“ — „Wie?“ fragte Martin betäubt und erblaßte. Doch da ſchrie Martha in der Todesangſt des Mitleids! „Oh, Herr Hawranke, haben Sie auch überlegt, was das für Geld einbringen wird? Die Stadt wird aufhorchen und ganz anders zahlen!“

Der Stelzbeinige blinzelte. „Ich werde doch nochmal leſen,“ ſprach er heuchleriſch und hielt das Blatt unter die Naſe und lachte insgeheim und dachte: „Ein Ulk kann's werden, ein profitabler! Spielen wir den dummen Auguſt, werden ſie blechen!“

„Ich trete ein!“ ſprach er laut. — Martin ſchickte ſeine Frau um Bier für den Vereinsbruder. Sie ging und weinte auf der Treppe, aber er ſelber trank keinen Trop-

fen, er redete nur, redete und wurde trunken und ſelig dabei.

Hawranke ſtelzte in den nächſten Wochen in viele arme Buden hinauf. „Es iſt bloß Ulk," ſagte er, „aber es wird was einbringen. Dem Wagner geben ſie viel, weil er verrückt iſt. Tun wir alle verrückt, kriegen wir alle viel!"

Und nach zwei Monaten wurde der Leiermännerverein im Gaſthof „Zur Stadt Zwickau" gegründet. Dreiundfünfzig Leiermänner kamen zuſammen, denn es war eine muſikaliſche Stadt, Leiermänner mit dem Eiſernen Kreuz, einbeinige und einarmige und ſolche, die nur ſo taten, richtige Blinde und falſche, mit blauen Brillen. Sie rauchten Pfeife und tranken Schnaps und ſtocherten mit alten Augen in den getippten Aufrufen. Martin ließ ſich von Hawranke vorſtellen und ſchüttelte ſo ernſthaft die Hände und verneigte ſich ſo vornehm, daß Hawranke immer hinterrücks zwinkern mußte, weil die Leiermänner zu fürchten begannen, am Ende ſeien ſie die Gefoppten. Martin redete, und ſeine Worte hätten gezündet, aber er ſprach nirgends von Geld. Doch Hawranke puffte die nächſten, ſie ſchrien Hurra, die andern taten es nach, Stelzbeine ſtießen beifällig auf die Diele, Armſtümpfe wackelten in der verqualmten Luft.

Und die Stadt ging in die Falle. Martin berichtete ſchwungvoll an die Zeitungen, die Leiermänner wurden Geſpräch und Gelächter, die Geldbeutel wurden locker vor Lachen. Man gab nicht nur Geld, man ſchickte eingewickelte Wurſtſchnitten. Die Leiermänner brachten Säcke dafür mit, die Wurſt aßen ſie auf der Straße, vom Brot wurden zu Hauſe Schweine gefüttert. Hawranke ſchickte

ſeinen Jüngſten in die Realſchule. Martin veröffentlichte den unvergeßlichen Aufſatz: „Der Leiermannsberuf, ein heiliger Beruf“, und Martha blühte auf und wurde wieder ſchön vor Stolz.

Martin beantragte eine Leiermännerſterbekaſſe, und Stadt wie Leiermänner bogen ſich vor Lachen. Hawranke ſchürte: „Aufſehen, Aufſehen!“ Aber insgeheim liebte er ſchon den Narren. Die beiden Leiermänner mit dem Eiſernen Kreuz riefen von vornherein Bravo. Die andern forſchten einander verblüfft in die Fuchsgeſichter, und am Ende ſchrien ſie auch Bravo. Und wahrlich, Martins Rede war hinreißend genug.

„Wenn Briefträger ſterben, dann ſchreiten ihre Amtsbrüder hinter dem Sarge und ſingen ein Lied. Wenn Bremſer, Heizer, Schaffner, Straßenbahnkondukteure ſterben, das gleiche erhebende Bild! Freunde, Brüder, Leiermänner!“ rief er fanatiſch, „ſollten wir, wir allein ſang- und klanglos von hinnen gehn, wir, die wir Sang und Klang in die Hütten und Paläſte tragen?“

Hawranke hob den Krückſtock. „Hört, hört!“ ſchrie er erregt, „unſere Ehre will es!“ Ja, er war ein Getreuer; es war ſo weit mit ihm, daß er zu Hauſe mit brennenden Backen Reden entwarf.

Die Leiermännerſterbekaſſe wurde gegründet, und von nun an wurde jedes geſtorbene Vereinsmitglied mit Drehorgeln zu Grabe geleitet und unter Drehorgelſpiel ins Grab geſenkt. „Jetzt will ich ruhig ſterben,“ rief Martin gerührt, „in die Friedhofswipfel hinein wird mein Lieblingslied ſtrömen: Ich bete an die Macht der Liebe!“

Dies war die letzte große Tat Martin Wagners, bald ging das Geſchick arg mit ihm um. Im Herbſt wurde

ihm ein Sohn geboren. „Richard Renatus ſollſt du heißen, lachte und tanzte er, „Richard nach Wagner, dem Genius, „Renatus aber, weil du der Wiedergeborene biſt, der beſſere und noch ernſthaftere!“ Aber Richard Renatus ſtarb. Der Arzt drückte dem Vater geſchäftsmäßig die Hand: „Es iſt vielleicht am beſten ſo, Herr Wagner, das Kind wäre wahrſcheinlich ein Idiot geworden.“

Martin wurde bleich, ſeine Lippen ſchlotterten, plötzlich ſah er an die Uhr und ſagte ruhig: „Adieu, liebes Weib, ich geh' nur mal raſch in den Rathauskeller auf den Schreck hin. Zum Abendbrot bin ich wieder zu Hauſe.“

„Martin!“ ſchrie ſie auf. — „Ja, was iſt denn?“ fragte er ein wenig ungeduldig. Er wußte nicht, was er tat, das erkannte ſie entſetzt. Darum vollbrachte ſie das Schmerzliche, ſie kroch vor ihm nieder, faßte ſeine Hände und jammerte: „Moſtrichtopf!“

Er zitterte. „Was mache ich denn?“ grübelte er mit leidendem Geſicht. Er blieb zu Hauſe und lag viele Tage in Phantaſien, und ſeine Kraft wurde gebrochen. Nur ſo läßt ſich erklären, wie es möglich war, daß folgende Begebenheit ihn niederwerfen und töten konnte.

Das Vereinsmitglied Leiermann Berndt war beim Betteln betroffen und polizeilich beſtraft worden. Martin litt darunter wie unter einer eigenen Schmach. Er berief eine außerordentliche Verſammlung ein, und Berndt erſchien ahnungslos. Martin beſchimpfte ihn wie den erbärmlichſten Haderlump: „Den Ausſchluß aus dem Verein beantrage ich, wir ſind kein Bettelmännerverein, wir ſind der Leiermännerverein, wir ſind ernſthafte Männer!“

Aber die Leute murrten, weil viele kein reines Gewiſſen

hatten, und Karl Berndt war ein feuriger Mann und ein luſtiger Bruder, dem es nachgerade zu toll ward. „Aus dem Verein willſt du mich rausſchmeißen?“ ſchrie er hämiſch, „das iſt ja eine fürchterliche Schande! Was bildeſt du dir denn eigentlich ein, du blödſinniger Kerl?“ und er tupfte mit dem Finger an Martins Stirn.

„Er oder ich, er oder ich!“ ſtammelte Martin.

„Und merkſt du denn wirklich nicht, daß wir dich nur verulken, du altes Bierfaß, und daß wir bloß mitmachen, weil's Geld einbringt? Und daß dein ganzer Verein Humbug iſt, du Moſtrichtopf, du Moſtrichtopf!?“ Er kauerte in Kniebeuge nieder und krähte dem armen Martin ins Geſicht, wie Kinder, die einen Betrunkenen ärgern. Die Leiermänner aber lachten, und dieſes Gelächter machte dem ernſthaften Leiermann den Garaus. „Humbug?“ lallte er und fiel auf den Rücken. Da humpelte Hawranke raſend auf den beſtürzten Karl Berndt zu. „Oh, du verfluchter Hund!“ ſchrie er und ſtieß ihm ſein Stelzbein furchtbar gegen den Leib.

Der Arzt belebte Martin für eine kurze Zeit. Ein Automobil brachte ihn nach der Predigergaſſe. „Hawranke,“ ſprach er unterwegs, „meine Frau braucht's nicht zu wiſſen, daß alles Humbug war.“ — „War ja gar kein Humbug!“ jammerte Hawranke, aber da war Martin ſchon tot.

Beim Begräbnis gingen alle Leiermänner mit, außer Karl Berndt, der im Krankenhaus lag, und Leopold Hawranke, der im Gefängnis ſaß. Tauſende ſäumten die Bürgerſteige, als ſie vorüberſchlichen: die beiden mit dem Eiſernen Kreuz, die Einbeinigen und die Einarmigen, die Blinden und die mit den blauen Brillen. Der Paſtor

ſagte: „Vor Gott ſind wir Narren alleſamt! Glückſelig der, deſſen Narrheit Güte und Streben iſt!“

Darauf ſpielten fünfzig Drehorgeln: Ich bete an die Macht der Liebe! Es war muſikaliſch nicht einwandfrei, aber es war ergreifend.

Frau Martha Wagner war nicht beim Begräbnis. Sie öffnete den Gashahn in der Küche und folgte ihrem geliebten Manne in den Tod. Auf einem Zettel fand ſich ihr letzter Wunſch: Die Schreibmaſchine, die ja ſeit Monaten bezahlt war, ſollte Eigentum des Leiermännervereins ſein.

Sie hatte keine Ahnung, daß alles nur Humbug war.

Die vergeſſene Wohnung

Der Maler Johannes Wackernagel, der ſich Chriſtian Günther Wackernagel nannte und doch viel zu feſt und fröhlich war, als daß ihm das Leben zerronnen wäre, wie ſeinem tollen, unſeligen und geliebten Poeten; Chriſtian Günther Wackernagel mußte am dritten Mobilmachungstage fort und betrauerte zum erſten Male, daß er drei Jahre ſchon der ſchönen und klugen Maria Schur ergeben war, die bei ihm unter dem Dache wohnte, und die ihm vor zwei Jahren einen kleinen braunäugigen Chriſtian Günther geboren hatte.

Es war wenig Geld im Hauſe, und drum verlief ein großer Teil des Tages, den doch bereits vom Mor-

gen an das ſchwere Grauen vor dem Abſchiednehmen erfüllte, unter ſachlicher Erörterung, die ihren Schmerz mit knöchernen Händen bis zum Abend beiſeite ſchob. Er verkaufte in Haſt ein paar bemalte Vaſen für ſchimpfliches Geld, er ſchlug ſeine Kleider los, die er fortan nicht mehr brauchte, er vertrödelte ſeine gute Uhr und hielt nur Staffeleien und Paletten zurück, weil ſie vielleicht im Winter gut für den Ofen waren. Am ſpäten Nachmittag machte er ſeinem Weibe, das Vater und Mutter und auch ein monatliches Geld verloren hatte, um mit ihm zu leben, ſehr ungelenk den Vorſchlag, mit ihm aufs Standesamt zu gehen. „Ja," lächelte ſie, „zur Nottrauung! Dann bin ich eine richtige Kriegerfrau und kriege für mich und den Jungen Geld!" Er ſprach: „Deswegen tun wir's!"

Am Abend nahmen ſie Abſchied, ſie weinten lange, und er legte den Kopf hart auf den Tiſch. Sie ſprachen nichts, bis er aufſprang, fröhlichtuend die Naſe ſchnaubte und die Frau einmal inbrünſtig küßte und dann den Jungen. „Für den mußt du bleiben, hörſt du?" befahl er, und ſie ſagte: „Ja!" Dann ging er, und als die Tür zugefallen war, verſtopfte ſie ſich beide Ohren, um nicht zu hören, wie er die Treppen hinunterſchritt, und erſt, als es ſo weit war, daß er unten im Hofe ſein mußte, nahm ſie die Hände herab, aber in dieſem Augenblicke hörte ſie Schritte vor der Tür und wußte, er hatte gewartet, er hatte noch nicht gehen können. Sie ſchrie laut auf und lief hinaus; da ſtand er beſtürzt und bleich vor Trauer. „Nicht doch! Nicht doch!" rief er, und ohne ſie noch länger anzuſehen, floh er hinab. Dies war ihr ſchmerzlicher als alles zuvor: Zu wiſſen: Er hat noch

zwei Minuten vor der Tür geſtanden, zehn Schritte fern von mir, und ich habe die zwei Minuten nicht genutzt, ihn nicht mehr angeſchaut und nicht gebettelt: Sprich noch, ſprich, damit ich deine Stimme noch weiß, wenn du tot biſt!

Denn das Sonderbare war; in dieſer Stunde glaubte ſie, er müſſe fallen, und auch er ſei des Schmerzlichen ganz ſicher geweſen und habe darum noch einmal Abſchied genommen, hinter der Tür.

Sie ſetzte ſich auf das Lager und lehnte den Kopf an die Wand, die mit blauer goldverbrämter Leinwand bezogen war, und dann betrachtete ſie, indem ſie die geſpreizten Hände ſteif neben ihren Körper ſtellte, alle vertrauten Dinge ringsum, mit traurigen und erſtaunten Augen, wie man fremde Dinge beſieht, die einen an ein ſchönes Land gemahnen, vor langer Zeit einmal durchwandert und geliebt.

Und betrachtete mit Muſeumsaugen das große Gemälde in ſchwarzen Fichtenplanken, das ſie ſelber darſtellte im grünen Kunſtſchülerinkleide mit gelben Roſenknäueln im Schoß, und das von Chriſtian gemalt war und über dem weinrot gewandeten Podium ſchier läſterlich einem Altarbilde glich. Und ſah lange auf die breite Stirn des hohen Geſtells aus weißem Holze, darin die erleſenen Bücher ſtanden, die längſt nicht alle bezahlt waren; und ſah das breite ſchräge Werkſtättenfenſter, durch das alle Tage ein Stückchen bleiche Sonne fiel, und deſſen oberer Bord mit Löſchblättern gepflaſtert war, blau-rot-grün-gelb, blau-rot-grün-gelb, um den finſtren Ritz zu verbergen, durch den der Wind und die Kälte ſtrichen und der Schnee im Winter ſeine Sterne trieb. Und dann befühlte ſie

das Lager, auf dem ſie ſaß, und das ihrer beider Bette war, und wippte mit geſchloſſenen Augen und wußte, daß nun ein leiſer Regen von Spreu auf die Diele rieſele; und ſie nickte dem eiſernen Ofen zur Linken zu und berührte ſeine kalte ſtarre Haut und ſchaute dem ſchwarzen Blechrohr, das rund war und zerbeult wie ein Infanteriſtenhoſenbein, ins Mauerloch nach, darein es verlief; und ſie lächelte erinnerungsvoll die Rußfahne an, vom Ofenfeuer dreier Jahre an die weiße Wand gemalt, gleich einem unabänderlichen Abendſchatten des ſchwarzen Rohrs.

Auf der Strohmatte unter dem Tiſche kniſterte der kleine Chriſtian Günther und klapperte mit bunten Klötzen; die waren vom Vater aus einem Stuhlbein für ihn geſägt und mit bäuriſchen hanebüchnen Farben pappdeckeldick bekleiſtert.

Da ſah Maria Schur auch ihr Kind an.

Es wandte den braunen hudligen Kopf nicht, es ſah nicht das böſe Antlitz, das auf blaſſe Handballen geſtützt war, es gluckſte und muckſte glückſelig, dem Spiele gänzlich hingegeben. Da ſtöhnte die Frau vor Schmerz und vor Haß wider den Krieg, wider Staaten und ihre Herren und wider alles, was nur irdiſch war und dennoch ſo gebieteriſch, daß es zwei Menſchen trennen durfte, wie ihn und ſie. „Spiele nicht!“ ſchrie ſie dem Kinde zu und ſtieß mit dem Fuße die luſtigen Würfel weit durch die Stube. Sie blickte dem weinenden Knaben feindſelig ins Geſicht. Sie wurde für zwei Augenblicke von einer gemeinen Roheit und Rachgier überwältigt, weil das Kind ſpielte, während ſie einſam war und jämmerlich die Dinge zählte, die ihre Einſamkeit teilten. Ihr

wurde ums Herz, als sei es kein groß Verbrechen, ein Kind zu töten, das sich einer Vergangenheit noch nicht entsann und zu selig und töricht war, um über den Rand der Stunde hinweg zu hoffen; und als ermorde keinen Menschen, wer ein Kind ermordet, weil er nur eine Sekunde ums Leben bringt, aber kein Auf-der-Erde-sein mit Wurzel, Blüte und Frucht.

Aber als Christian jäh zu weinen aufhörte und nach einem großen und abmessenden Blick von ihr weggerutscht war, um wiederum die Hölzer aufzubauen, wurde sie demütig und gerührt über des Kindes weise Begnadung, neben dem zertrümmerten Behagen großer Leute mit bunten Hölzern zu spielen, und sie schlich an den Jungen heran, umfaßte und hob und küßte ihn und sagte: „Du hast recht, und ich gebe dir nach!“ Dann nahm sie ihn auf ihren Schoß, so daß er auf dem Tische weiterspielen konnte, rahmte ihre bloßen Arme um sein Baugelände wie einen weißen Zaun und dachte verwobene Dinge, bis sie erschrak, weil sie mit lauter Stimme gesprochen hatte: „Es ist so ein Unsinn!“ „Was sagst du?“ fragte der Junge. „Daß nun Zeit zum Schlafen ist,“ antwortete sie und holte hinter der spanischen Wand die Kissen hervor und die gestrickten wollenen Decken und beschloß, von heute an den kleinen Christian Günther neben sich schlafen zu lassen, da ihr der große genommen war.

Das Licht war gelöscht, und der Junge schlief schon lange, fest an ihren Leib gemummelt, da wurde es milde in ihrem Herzen, weil es ihr einfiel zu sagen: Du kleiner Mann, du kleiner Mann mit einem richtigen Männleinsleib! Sie lachte leise, denn sie nahm den kleinen Mann auf irgendeine zärtliche Weise wichtig und groß,

und ſie wagte es und hoffte, er könne ihrem beraubten Leben Fülle und Tröſtung werden.

Und nun begann in dieſer ſtillen Stunde, die vom Weinen eines Abſchiedes noch bitter ſchmeckte, eine ſonderbare Süße auf ſie herabzuſurren, von allen Dingen herab, die ſie nicht ſah und die ſie im Finſtern wußte, eine Süße, die wie das Wehen ganz linder Sommerſchleier war. Sie lächelte wollüſtig und umfaßte mit leidenſchaftlichen Händen, die unermeßlich ins Gewaltige wuchſen und dennoch ihre arbeitsfremden Hände verblieben, ſich ſelber, ihr Kind und das Haus, darin ſie wohnte, und darinnen ſie in einer nie ſo ſtark verſpürten Wärme lag, von Frieden überſchüttet wie von mittäglichem leichten Sande.

Ihr Haus war eins zwiſchen zwei Hofſchluchten, war eins, in dem ihr Vater die Arbeiter ſeiner Fabrik nicht hätte wohnen laſſen, ſo finſter war es und unfreudig erbaut. Sie lachte. Im Hauſe vorn war eine Hutfabrik mit vielen Fräuleins in halblangen Kleidern, die im Hofe auf dreibeinigen Schemeln hockten und blankes Stroh zu Hüten wanden und Seidenſchleifen ſchnitten und Lieder aus Operetten ſangen und ſeit dem Ausbruch des Krieges das Lied von den Vöglein im Walde, von welchem Chriſtian behauptet hatte, es gehöre nicht ſehr viel dazu, daß man dabei weine; und die ihren ſchönen Chriſtian Günther keck von unten herauf angehofft hatten und hinter ihrem Rücken Neidiſches tuſchelten. Dann war auch noch die Pappſchachtelfabrik im Vorderhaus und ſtopfte die kurzſichtigen Fenſter zweier Stockwerke mit braunen Schachteln voll, mit Rieſen und mit Zwergen; Leute mit Scheren und mit Kleiſtereimern wiſchten

zwiſchen den Gebirgen herum, und wenn es ſechs Uhr nachmittags war und der Arbeitsſchluß fern aus den Vorſtädten über alle Dächer bis hier herüber tutete, fegten unten die Fräuleins Seidenfetzen und Stroh zuſammen, und die Kleiſterleute wuſchen ſich unter einer Waſſerleitung, deren Hahn ſo grünſpanig war wie Quellenmoos, und um halb ſieben war kein Menſch mehr vorn, kein einziger Menſch, bis am ſpäten Abend der Schließer den Hof abſchritt, mit ſechzig langen Schlüſſeln, die durch die Mauerſchlucht läuteten, und bis er die Haustür verſchloß.

Im Hinterhaus wohnten nur Dirnen, die tagüber ſchliefen, hinter unverhangenen Fenſtern, mit grauen Geſichtern und mit hängenden Händen, die ſo locker waren wie leere Jackenärmel; und ſie hatten Tiſchchen neben den Betten ſtehen, darauf viele Schönheiten abgelegt waren, von denen die Männer wähnten, ſie ſeien echt und mit den Körpern verwachſen. Sie lachte. Um fünf Uhr nachmittags ließen ſich die Mädchen friſieren, die runden beſtäubten Arme und die griffigen Brüſte ſtrömten aus fleckigen Matinees, und ſie tranken Kaffee aus bauchigen Taſſen und laſen über die goldenen Kanten hinweg in bebilderten Heften.

Aber im Mittelhauſe gab es zwei Stockwerke und einen Boden, zwei Stockwerke mit bröckelnden liederlichen Mauern und lockeren Fenſtern, ofenloſe Räume, die den Kaufleuten, die einmal mieten wollten, ſogar für leere Lagerkiſten zu erbärmlich waren, menſchenlos Jahr um Jahr; nur auf dem Boden, auf dem Boden, da wohnten zwei, Chriſtian Günther Wackernagel und eine Maria Schur wohnten da, und eigentlich war ſie nun eine Maria

Wackernagel. Sie lachte wieder. Wohnten da für zwanzig Mark im Monat, hatten vom Wirt einen eisernen Ofen ertrotzt, hatten eine eigene Wasserleitung, von Christian mit Eisenlack funkelnd bestrichen, hatten ein breites Fenster nach vorn hinaus und eine Luke nach hinten, und eine Kammer neben der Tür mit drei Zentnern Kohle und fünfundzwanzig Briketts und fünf Bündeln Holz. Wohnten zwei und hatten was von der Sonne, ein bleiches Viereck vorn, den ganzen Morgen, und unter der Luke ein rotes Viereck am Abend und mittags die Glut, die durch die geteerte Dachpappe tropfte, und die ihnen seit langem lieb geworden war. Und hatten ein Lager, einen hölzernen Tisch und einen Marmortisch aus dem Café Silesia und zwei Stühle und eine tüchertapezierte Kiste für ihr Kind! Zwei große Vögel wohnten da, die über die Dächer fliegen konnten, wenn sie nur wollten, und ein kleiner, der eben erst flügge geworden, und der sehr gefräßig war und noch falsch sang!

Sie hob die Hände ins Dunkel und sah den Geliebten, wie er müde kauerte, zwischen fünfzig Soldaten in den Eisenbahnwagen gepfercht. Sie rief ihn beim ganzen Namen, und er glaubte, ein Soldat habe gerufen, und sagte sogleich ein lustiges Wort. Christian! Christian! rief sie, und schon tief im Traume versprach sie es ihm, sich und ihr Kind und ihr Haus zu bewahren und zu bereiten, bis er heimkomme in eine gescheuerte Stube, wo die weißen Bretter wippten und die Löschblätter erneuert waren: blau-rot-grün-gelb, blau-rot-grün-gelb!

Aus dieser Nacht blieb eine große Milde und Kraft und ein Lächeln für die Tage zurück, die nun anbrachen.

Maria Schur erwachte und fand den ebenhölzernen

Zeiger ſchon auf der dicken Sieben ſtehen, böſe wie ein Lehrerfinger mitten durch das ſchöne weiße Achteck, das vom Kirſchenholze freundlich eingeſchloſſen war, und ſie rechnete aus: Fünf Stunden waren bis zum Mittag, und wenn ſie zeitig ſchlafen ging, war dennoch der Tag noch neun Stunden lang, und alle dieſe neun Stunden war ſie mit ihrem Kinde allein. Ja, da ſaß ſie nun mit ihrer gewaltigen Fähigkeit, nichts zu tun, und mit ihrem niedlichen Talentchen, das ſie an Blumentagen auf Poſtkarten malte, für dreißig Mark; und mit ihrer Begnadetheit, Bücher ſo zu leſen und zu lieben, daß ſie wie lebendige Menſchen wurden, mit lebendigen Armen und Beinen, mit einem beſtimmten Hute und einem gewiſſen Spazierſtock, und welche richtig wandeln konnten und ſie beim Vornamen riefen: Maria, guten Tag! Ja, da ſaß ſie nun und hatte Furcht vor den vielen Wochen und konnte nicht einmal Pulswärmer oder Strümpfe oder Leibbinden ſtricken, wie die andern Frauen und Mädchen; und ſie erhob ſich trübſelig und ſchritt gleich einer Katze die Wohnung ab, über die halbmorſchen Bretter, die ſich den Füßen darboten wie ſommerlicher Staub auf der Landſtraße, an den Geräten dahin, die ſie ſtreichelte; und ſie machte einen Mund, als hätte ſie ſehr große Luſt, zu weinen, und ſtand vor den Büchern, tupfte an Engländer, Franzoſen und Ruſſen und ſagte: „So ſehr habe ich euch geliebt, und nun habt ihr Krieg mit uns! Es iſt ſo ein Unſinn!“

Langſam kleidete ſie ſich an und kochte Milch für den Jungen, und wie ſie auf der großen Kiſte, die ihr Küchentiſch war, ſorgſam hantierte, beſchloß ſie, ſo häuslich zu werden, daß ſie den Krieg davonſchrubben könne von

Wänden und von der Seele, mit Bürſte und mit Hadern, und daß in ihrem Herzen nur noch der Traum verharre, wie ſie zum Empfange des lieben Mannes alles bereiten wolle. Sie mochte kaum erwarten, bis Chriſtian erwacht und gewaſchen und in ſeine ſamtenen zerſchabten kleinen Hoſen geneſtelt war, dann rüſtete ſie ſich wie eine Scheuerfrau und machte es in derben Schritten der Frau Steyer nach, die ſonſt für eine halbe Mark die Schmutzhändearbeit verrichtet hatte; ſie machte auch ihr herriſches Geklirre nach und ſtand barfuß mit hochgekrempelten Ärmeln, ſchüttete den ganzen Eimer aus, ſo luſtigen Geplätſchers, daß der Knabe lachte und klatſchte, und ſie bewältigte die dicke Patſche und rieb und ward heiß und müde davon. Dann kauerte ſie neben dem Kinde mit hochgezogenen Beinen auf dem Lager, ſie freute ſich ihrer Arche und ſchaute, wie die Bretter tranken und mählich trocken wurden und ſo weiß wie Konditortiſche erſchimmerten, und als es Mittag geworden war, durfte Chriſtian ſchon wieder über die Diele kriechen und grub mit einem Nagel in den Fugen, glücklich des feuchten Unrats, den er hervorgrub. Aber nach dem Eſſen ſtanden noch neun große Stunden da, wie leere große Kiſten, und Maria Schur hatte die Hände zu rühren und die Kiſten zu füllen, auf daß der Abend ſie müde fände und ſie umfangen könne.

Da flüchtete ſie in großer Not zu einer drolligen Spielerei. Sie nahm die gewaltigen Vorräte, die ſie vor Wochen, der hungrigen Zukunft ſo wenig gewärtig wie das ganze Volk, vom Entgelt für das Bildnis eines reichen Mannes gekauft hatten, nahm dieſe vielen Düten und Schachteln und Bündel, wog ſie alle und ſchrieb auf einen großen Bogen die Pfunde und die Gramme, und

dann tat ſie etwas Schönes und Kindiſches: Sie malte mit Waſſerfarben Kärtchen, die ſie an die Düten band, und malte alle Worte in den Farben, die ihr dem poetiſchen Weſen der Dinge innezuwohnen ſchienen, malte das Wort Reis ſo ultramarin, wie vielleicht ein chineſiſcher Himmel war, und die Linſen ſo ehrlich gelb und ſimpel, wie ſie ſelber waren, und die Bohnen ſo grün wie Fenſterläden an Sommerhäuſern, und endlich geriet ſie an die große blecherne Büchſe, die plump wie ein Kohlenkahn war, und in der das Brot verwahrt lag, und wußte nicht gleich, welche Farben hier geziemten. Sie hob den feſten braunen Leib heraus und ſann in die vorige weiße Schnittfläche, gedachte Chriſtians und ſeiner breiten weißen Zähne und ſprach nachſinnend: „Brot, Brot, Brot", bis dieſes Wort von einer gütigen und gemütlichen Wärme kochte, und bis in ihre ſinnvolle Verträumtheit ein neues Wort hereintrat, leibhaftig und mit einem guten Frauengeſicht: Deutſchland, Deutſchland! Da ſpürte ſie zum erſten Male einen andern Schmerz als den ihres Alleinſeins, ſie ſprach „Deutſchland, Deutſchland!" und bemalte die blecherne Büchſe ſchwarz, weiß und rot. Als die drei Farben am Ende feſt und unverſchwommen und ſelbſtherrlich untereinander ſtanden, zitterte ſie in tiefer Erſchütterung, ſo ſehr empfand ſie dieſes Fahnenbildnis als einen Inbegriff, dem auch ſie dienſtbar war, und ſie flüſterte: Deutſchland, wie man flüſtern mag: Garten meiner Eltern, Garten mit grünem Zaun! Springt in Koboldſätzen über die weiße Landſtraße ein wilder Mann, ſchwingt ein Beil in Händen, und er zerſchmettert Pfahl um Pfahl, daß aus dem grünen Mantel das Holz wie weiße Gebeine ſpellt, und er zerſtampft Levkojen und

Reſeden und köpft die Georginen, und die Glashäuſer ſchlägt er unter Gelächter in Scherben.

Sie rief ihren Knaben geheimnisvoll und ſprach wie zu einem Großen: „Sie kommen nicht, ſie können nicht herein, unſere Soldaten gehen niemals zurück!“ Hier erſchrak und errötete ſie, weil ſie erſt nun empfand, wie ernſthaft ſie das Entſetzliche ſchon erwogen hatte. Aber eine große Unruhe trieb ſie zum Wandern, und ob ſie auch von den Dingen ihrer Stube und von den Wänden ſich behütet fühlte, wie von Kriegern ſelber und von ſtarkem Verhau, ſie fand ſich immer wieder vor der Kiſte mit den Düten ein und ſah immer lange auf ſie hin und wog ſie in den Händen, und endlich wollte ſie es nicht mehr leugnen: Das war zu wenig, und Chriſtian durfte nicht Linſen und Bohnen eſſen, wenn die Ruſſen kamen und die Stadt arm fraßen und die Krumen noch beſpien.

Sie ſchüttete die bunten Klötze vor ihn hin und eilte, Zwiebacke zu kaufen; ſie kaufte gleich zehn Pfund und fand ſich Arm an Arm mit puffenden, hageren und geſcheuchten Weibern, die um gewaltige Maſſen feilſchten und nur Metallgeld wieder haben wollten, und die mit Kinderwagen, die ſich bogen, heimwärts fuhren. Sie ſchalt ſich um ihrer feigen Torheit willen und wußte, daß die Zwiebacke zu Steinen härten würden, doch als ſie heimkam und ſah im Schaufenſter der Hutfabrik Trauerhüte und Witwenſchleier, da erbebte ſie: Es iſt ſchon ſo weit! Und ſie lief wie ein Mädchen, das zu ſpät heimkehrt und Furcht vor dem Vater hat, ſo lief ſie in Sprüngen die drei Treppen hinan, ſchloß auf, rief: „Chriſtian! Chriſtian!“ verſchloß die Tür zweimal und trug den Jungen durch die Stube auf und nieder: Hier haben wir zu eſſen

und zu trinken und haben keinen Menſchen ringsum! Hier iſt Chriſtiansburg! Ganz heimliche Felspfade führen herauf zu uns beiden! Und ſie ſehnte ſich, obwohl das wenig geſcheit war, nach dem Winter, damit ſie den eiſernen Ofen anfeuern konnte, um dann, mit dem Kinde Leib an Leib und mit dem Geliebten Seele an Seele, auf ſein Feuergeſumme lauſchend, immer wieder und hundertmal inniger und heimlicher dieſes zu ſpüren: Chriſtiansburg, unſre vergeſſene Wohnung!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Leute, die mit dem böſen und kühlen Munde der Erfahrenen voller Verachtung die Weiber geſcholten hatten, die Zentner von Reis und Mehl und Bohnen kauften, als ſtünden die Mongolen ſchon am Tor, dieſe klugen Leute hatten unrecht, und die hageren Weiber und Maria Schur mit ihrem Zwieback hatten recht, denn am ſiebenten Tage nach der Kriegserklärung ritten Koſaken über den Wieſenpfad, der die deutſche Grenze war; und über die reinlichen deutſchen Chauſſeen, zu deren Betreuung bis zu dieſem Tag ein Gendarm auf ſeinem dicken Pferde mächtig genug geweſen war, ſchwappte wie ſchmutzige lehmige Lachen unabſehbar das ruſſiſche Heer. Wagte es einer, zu begreifen, daß alles deutſche Weſen, alles Feſte, Gradlinige und Gebuchte binnen weniger Tage im Wirrwarr verſchüttet, zerkrümmt, zerfetzt und übers Knie gebrochen war? Die Deutſchen gingen zurück, die Deutſchen gingen zurück! Und am Nachmittag des achten Tages gewitterte Geſchützfeuer im Oſten der Stadt. Da ließen viele Tauſende ihre Häuſer und ihre Zentner Reis und Mehl und Bohnen und liefen jämmerlich und von Sinnen nach Weſten hin und hatten, wenn die Todesangſt ſich

wie ein bleierner Schleim auf ihre Herzen legen wollte alle einen Talisman, der unerschüttert und warmer Freuden voll verblieb: Etwas so Mütterliches wie ein brandenburgisches Dorf, fernab von allen breiten Straßen, oder eine Hütte im Gebirge, die sie auf einer singenden Sommerfahrt gesehen. In der Stadt aber wurde es still, die Läden waren verschlossen und vergattert, und die schwarzen gläsernen Schilder, aus denen goldene Lettern brannten, erschienen unpassend prunkvoll, wie bei Witwen Geschmeide und Tand.

Aus dem Osten herüber brodelte die Schlacht, unsichtbar und ferne, ein Sud aus zerkochenden Häusern und zerkochenden Stücken Fels und zerkochenden Felderbreiten, und Maria stand am breiten Fenster, das schräg wie ein Treibhausdach in den heißen Nachmittag hinausstand, und horchte und forschte an den Himmel, der ohne Wolken erglänzte, und den kein einziges Mal die finstere Flugbahn eines Geschosses zerschnitt, und aus welchem keine schwarzen und zerberstenden Schrapnellfurunkel stürzten, wie sie es in kindlicher Erinnerung an die rotschwarz-gelben Bilderbogen aus der Zeit der Boxerkämpfe und des Burenkriegs erwartete; nicht eigentlich in großer Furcht, sondern nur in einer Spannung, die ihr Herz wie mit Draht umflocht. Sie fühlte sich in einer wohligen Verlassenheit, und grub sich in diese Verlassenheit wollüstig tiefer und tiefer hinein, bis der Himmel, der seine blaue Seide über zerschossene Soldaten breitete, zum heiteren Pfingsthimmel wurde, und bis die gestorbene Stadt sich zur Heimat lebenslustiger Narren verwandelte, die schon am kühlen Morgen über betaute Wiesenwege und Chausseen hinausgewandert waren und nun unter

lichten Birken ſaßen und ſchmauſten und ſpielten und Butterbrotpapier und Eierſchalen über die Gräſer ſtreuten, und bis das ferne Brodeln zum Pfingſtgebrumm von zwanzig Karuſſellen und zum Knattern der Schießbuden und zum Geroll der Rutſchbahn wurde, und bis ſie ſelber, Maria Schur, ein geſcheites und ernſthaftes Weib, ſich am Ende wie eine arme, gelähmte, ſentimentale Alte erſchien, die nach dem Pfingſtglück der Geſunden horchte und eine namenloſe Sehnſucht ſpürte, noch einmal auf dem rotlackierten Wagen einer ruſſiſchen Luftſchaukel kreisum durch den blauen Himmel zu taumeln und die Bläue zu zermahlen zu einem flimmernden und betäubenden Dunſt.

Sie faltete die Hände auf dem Fenſterpfoſten wie ein Schulkind und dachte: Pfingſten! Und dann erinnerte ſie ſich des Geliebten und hätte es gerne ergrübelt, ob ihm dieſes beſchert ſei: die Hand am Gewehr zu haben und zum Feind hinüberzuſchießen, ohne zu erzittern, in kalter Gewohnheit, und mitten zwiſchen die Rippen des Todes ein Pfingſtenbild zu malen aus Gold und Grün und rotem Schaukellack. Sie rieb unruhig die Finger gegeneinander, ihr Mund wurde peinvoll, und ihre Augen ſuchten und fanden nicht, denn ſie erkannte, daß ſie Chriſtian ſah, wann immer ihre Liebe es ſo wollte, kniend oder auf dem Bauche liegend, die Beine geſpreizt; ſeine Stirn und Naſe erkannte ſie und ſeine Knöchel und ſeinen Zeigefinger. Sein Leib war ihr nicht genommen, aber ſeine Seele war ihr ganz entriſſen und in die Ferne gewandert, und ſie konnte nie erahnen, was er um dieſe Stunde dachte; es mußte nicht Pfingſten ſein, es durfte eine Laterne ſein, die nach neuer Farbe roch, oder ein

Gepäckträger oder ein Drachenſchwanz, der am Telegraphendraht hängt. Sie hatte nicht mehr Teil an ſeiner Seele.

Sie erſchrak und fröſtelte, die Schlacht war verſtummt. Jetzt war die Stille ſtählern und böſe. Sie horchte angeſtrengt hinaus und vernahm nichts mehr. Da wußte ſie mit einem Male, vom unbeweglichen Himmel grauenvoll angeſtiert: die Deutſchen kämpfen nicht länger, die Deutſchen ließen die Stadt im Stich, und nun wußte ſie auch, daß die hunderttauſend Leute nicht zum Birkenwald gewandert waren, ſondern in den Kellern ſaßen, Schweiß auf den fahlen Stirnen, gekrümmt und auf Matratzen hockend, bei qualmenden Öllampen und Kerzen, die in keinem Winde flackern konnten; daß alle hunderttauſend Leute Furcht hatten und noch nicht hervorkrochen, weil Tod und Feuer und Zertrümmerung in dieſer Stille heimiſcher ſchienen als in dem ehrlichen Gebrüll der Schlacht, und Maria riß mit einem Ruck das weiße Vorhanglinnen vor das Fenſter, um den ſchrecklichen Himmel nicht länger zu ſehen.

Da wurde die Sonne vom Linnen zu mildem Geleucht zerſiebt, das alle Wände und Geräte und Chriſtians Antlitz und ihre Hände überrann, und ſie glaubte noch einmal dem unverbrüchlichen Frieden ihrer Wohnung, und als ſie auf dem Lager ruhte wie manchen Tag, da wurde es auch ſo ſchön wie manchen Tag, und es war ihr, als ruhe ſie unter einer Lampenglocke aus milchweißem Glaſe, und ihr Herz ging wiederum ſtill, und ihre Augen lächelten, und der Frieden hob zu ſummen an, leiſe und unaufhörlich und tief beruhigend wie die Flamme eines Dochtes, der mit tauſend feinen Maſchen ſeines Geflechts

das goldene Öl ganz sachte schlürfend trinkt und der Flamme darbringt. Sie schloß die Augen und hörte ihr Kind reden: „Mutter, warum liegst du so?“ „Ach, Christian!“ antwortete sie zärtlich, „es ist so schön und so still!“ Der Knabe sprach: „Die Fräuleins im Hofe singen nicht mehr!“ Und Maria begann zu sprechen, mit geschlossenen Augen: „Nein, die Fräuleins singen nicht, die Kleisterleute kleistern nicht, die Wasserleitung gurgelt nicht, der Schließer rasselt nicht mit den Schlüsseln. Und die Wagen fahren nicht, der Milchwagen klingelt nicht, die Hunde bellen nicht, die Spatzen piepen nicht.“ Jeder Satz war simpel wie ein Beispiel aus den Bilderfibeln der kleinen Kinder, und sie wurde nicht müde, weiter und weiter zu sprechen, fühlte Christians Augen groß auf ihren Mund gerichtet und spürte deutlich, wie gierig er lauschte. „Und die Katzen miauen nicht, und der Ofen brennt nicht, und der Schornstein raucht nicht!“ Christian krabbelte über sie hinweg und legte sich neben sie. „Erzähle weiter!“ bat er, vor Neugier flüsternd. „Und die Deutschen siegen nicht, und die Russen schießen nicht!“ Er fragte: „Und der Vater?“ Sie erschrak nur ein wenig und sagte noch leiser: „Und der Vater kommt nicht!“ „Kommt nicht?“ wiederholte das Kind enttäuscht. „Nein, kommt nicht!“ Und hierauf sprach sie: „Jetzt ist die Geschichte zu Ende, jetzt liegen wir hier ganz still und schlafen!“ Der Himmel war blaß geworden, die weiße Lampe war fast erloschen. Sie schliefen nebeneinander, Christian mauerte seinen Kopf fest an ihren linken Arm.

Nur Maria Schur und ihr Knabe, nur Großväter und Großmütter und Kranke und müde geweinte Kinder fanden Schlaf in jenen Stunden, aber die andern waren

mit allen Sinnen wach, an die Kellerfenſter gedrängt, an feuchte Mauern, und blickten zur Straße empor, durch welche keiner ſchritt, und ihre Finger klammerten ſich an die eiſernen Gitter, die über den Fenſtern lagen, als ſollten auch ſie horchen, ob der Feind ſchon komme. Und die Ruſſen hoben ſich langſam und ſpähend aus den Furchen, die längs der Feldraine liefen, und aus Gräben, und ſie wirbelten in Rudeln aus Gutshöfen hervor und ſammelten ſich auf den Gräbern der Dorffriedhöfe und ſtrebten querfeldein den breiten Chauſſeen zu, und dann ſchäumten ſie heran, an den gekalkten Kilometerſteinen vorüber, die ihnen ſagten: Es iſt nicht mehr weit bis zur reichen Stadt!

Aber die Stadt ſtand in der mählich hereinbrechenden Dämmerung mit lichtloſen Häuſern und mit vielen Türmen, die grau wie geballter Abend waren, und ſie war erfroren und ganz geſtorben. Doch die Ruſſen trauten dem Eiſe dieſer Stille nicht, und es ritten Koſaken in kleinen Schwärmen die Straßen hinauf und hinab. Die Hufe würfelten hart und raſch über das ſtille Pflaſter, die Finger an den Kellergittern zuckten zurück.

Da erwachte Maria Schur. Die Dirnen im Hinterhauſe hörte ſie kreiſchen, ſie lief an die Luke und ſah durch die offenen Türen, wie die Weiber, nur halb bekleidet, ſich aus den Fenſtern beugten, die nach der Straße führten, mit Händen deutend, aufgeregt und platzgierig Leib über Leib; und ſah ſie ſich waſchen in pruſtender Haſt, und ſich mit fliegenden Fingern notdürftig friſieren, und wie ſie dann an Käſten und Schränke eilten und ſeidene Kleider behutſam überzogen. Da wußte Maria,

daß die Deutſchen wahrlich geſchlagen waren, und daß ſich die Huren für die Feinde ſchmückten.

Sie wurde bleich vor Angſt und ſpürte ihre Haare, die vom Schlummer entknotet waren, kühl und körperlich gleich hölzernen Spänen an ihrer Stirn, und ſie faltete die Hände in großer Not und verzweifelte an ſich ſelber, weil ſie hatte ſchlafen können, während jenes harte Hufgetön ſchon an den erſten Häuſern der Vorſtadt dahingeklirrt war und dann über die Brücke und dann am Denkmal des Kanzlers vorüber und dann an dem Laden, wo ſie Milch und Brötchen einzukaufen pflegte, vorbei; und ſie hatte geſchlafen. Chriſtian, horchend und großäugig aufgerichtet, rief glückſelig: „Reiter, Mutter, Reiter!“ Sie befahl ihm erſchreckend in geflüſtertem Schrei und mit langen Zehenſpitzenſchritten ſeinem Lager nahend: „Stille, ſtille, ſtille, ſtille! Der Teufel iſt in der Stadt!“ Doch als ſie „Teufel“ ſagte, lächelte ſie plötzlich und hüllte den Knaben zärtlich werdend und tröſtend in die geſtrickte Decke, denn ſie mußte einen drolligen Gottſeibeiuns denken, einen, der aus einem ruſſiſchen Erdloch gekrochen war, ſtinkig und plump und gar nicht umgangsfähig, ohne feine Schliche, ſondern nur mit hinterliſtigen bäuriſchen Griffen, die man merkt, und ſie erinnerte ſich in ſonderbar nachträglicher Schärfe, daß jene böſen Reiter nicht zahlreich geweſen, ja, daß die Hufſchläge ſpärlich und beinahe kläglich durch die große Stille erſchollen waren, und ſie konnte ſich gut denken, — und lachte dabei, — wie die Burſchen in geduckter Prügelangſt vor Schüſſen und vor Steinen die fromme Stadt im Galopp durchpreſchten. Ja, es war noch Zeit, es war noch gute Zeit, und Maria Schur wurde übermütig und überlegen.

Ein tolles und komiſches Tun begann ſie, erſt wie im Spiel, dann wie im Kampf und dann wie eine Trunkene und Irre.

Aſche und angefreſſene Kohle grub ſie aus dem Ofen und ſtreute ſie zierlich wie eine Säerin über die Treppe und kratzte mit der Schaufel Tünche und Mörtel von der Wand und ließ Papier in tauſend ſchneienden Schnitzeln hinunterwirbeln und ſchmiß geknäulte Lappen und zerriſſene Strümpfe hinab und die Tücher, darein Chriſtian die Malerhände gewiſcht hatte, daß ſie bunt wie Stieglitzbälge waren. Da ſtieg der Mond über den Giebelkaſten des Dirnenhauſes, und Maria ſah in ſeinem Scheine ihre befleckten Hände und den vielen Unrat widerlich genau, jeden Brocken Aſche ſtrenge vom reinen Licht umzirkt und jedes Mauerſtäubchen und jeden Lappen mit Nähten und Gefaſer und alle Fetzen Papier, die im erwachenden Abendwind leiſe und ſtumpfſinnig beharrlich ſchaukelten. Ekel verkniff ihren Mund; ſie wurde böſe und glaubte, daß ihre Hände gar zu behaglich im Mondenlichte wandelten, und ſah ſich verſtört, als höre ſie einen harten Befehl, der ſchon die Karbatſche erhob, nach neuer Arbeit um, die geſchwinder war, bei der der Atem heiß ging, und bei der der Schweiß ausbrach. Sie lachte kurz, — es war ein häßliches Gelächter, in der Kehle, — und rüttelte an der oberſten Sproſſe des Geländers, zwang ſie aus ihren liederlich gezimmerten Fugen, ſpürte und wog ſie in der Hand, und mit einem Male zerbrach all ihr reinliches und gemeſſenes Weſen im Aufſchrei und heißen Sprudel einer ungeheuren Wolluſt, zu beſchmieren, zu zerkratzen, zu ſchmeißen und in Stücke zu haun. Aufknirſchend ſchlug ſie gegen

die Mauer ein und wurde zornig, als die Kraft des harten Widerstandes schmerzhaft in ihre Hand traf. „Willst du dich wehren?“ schrie sie von Sinnen, riß Sprosse um Sprosse heraus und freute sich, wenn aus den tiefen Narben, die sie schlug, der Mörtel herabfloß und zertrümmertes Ziegelgestein, gleich blassem und dünnem Blut. Besprüht und bestäubt und mit lang geöffneten Haaren stand und kämpfte sie, und als die letzte Sprosse polternd hinabgekugelt war, haßte sie die hereinbrechende Stille, in welcher sie sich nutzlos und töricht erschien, und blickte sich, hungrig nach tollerem Lärme und mit griffigen Händen um und um. Dann sprang sie wie eine Katze dem Flurfenster zu, hob es aus den Angeln, stürzte es quer über die Stufen, und in den Schrei der berstenden Scheiben jubelte ihr eigener fanatischer und mörderischer Schrei. Sie reckte die Arme hoch über den Kopf, noch von der Wut des Schleuderns kämpferisch gestrafft, schüttelte die Hände und schrie: „Schweinewirtschaft, Schweinewirtschaft!“

Da aber sah sie in einer Pfütze zermahlenen Glases einen Stummel aus goldenem Papier und wurde ganz still, und dann weinte sie unaufhaltsam, kläglich, enttäuscht und gänzlich ohne Mut. Denn nun mußte der Russe finden! Nun trat er ins Haus und wollte schon den Mund verziehn und sagen: Hier oben wohnt keiner. Und sah den goldenen Stumpf und bückte sich und grinste: Hier oben wohnt doch einer, und der raucht! Goldene winzige Wegweiser auf jeder Stufe! Ach, Christian rauchte viel! Und der Russe nickte bei jedem mit dem Kopf und stampfte die Tür mit den Stiefeln ein und wies ihr Christians Zigarettenstummel und lachte ihr ins

Geſicht. Ach, ſie kniete im Unrat und hielt das blinkende Ding zwiſchen zwei Fingern. Alle Arbeit war umſonſt.

Die Stille im Hauſe wurde groß nach dem Getöſe. Aſchekörner rieſelten dann und wann, Brocken gerieten ins Stürzen, und fielen ſie auf einen Scherben, dann ſcholl im ſtillen Hauſe ein zierliches Geläut. Da hörte Maria; daß im Dirnenhauſe Waſſer in ein Becken floß. Sie ſchluchzte laut in kniefälliger Dankbarkeit; das Geräuſch des gemeinen Lebens hatte entſchieden, die Ruſſen waren noch nicht da!

Sie eilte bis ganz hinunter und ſtieg die Treppen wieder hinan, langſam und gebückt und demütig wie eine Lumpenſammlerin, fand viele Stummel und ſammelte ſie in der hohlen Linken. Sie ſtreifte Schnitzel und Lappen beiſeite, ſie puſtete behutſam in Aſche und Ruß, und jeden Scherben und Splitter, darunter ſie etwas Goldenes ſah, hob ſie empor. Vor ihrer Türe horchte ſie lange, und erſt als ſie die Stille noch ohne Regung fand, richtete ſie den Rücken auf, der wehe tat gleich einem Greiſinnenrücken. Gläſerne Spreu ſprühte aus ihren Kleidern, und Papierfetzen löſten ſich ſachte los. Sie war ganz ſtill geworden, und mit dem Glück eines Kindes, das ſchöne Dinge im Gemüllkaſten gefunden hat, hockte ſie drinnen auf der Diele und blickte zärtlich in ihre Hände, die ganz voll waren von Schmutz und klebendem Blute und von Gold. Sie neigte ihr Geſicht den Händen entgegen, und es roch noch leiſe nach Tabak, nach Zimmern, wo eine Geſelligkeit erloſchen iſt, nach abgegeſſenen Tiſchen und nach Verlaſſenheit. Drum war ſie traurig und ſtill und gar nicht mehr toll, wie vor einer Stunde, als ſie daran ging, das Letzte zu vollbringen.

Alle Bücher hob ſie von den langen Brettern, mit breiten Armen, immer viele auf einmal, und zog das Geſtell, welches ſich bog und ächzte und Späne und Splitter aus der Diele brach, und Chriſtian ſchob mit begeiſterten kleinen Händen, bis er am Ende quer vor der Tür ſtand und ſie völlig verſperrte. „Jetzt können wir nicht mehr hinaus!“ lachte das Kind, und die Mutter nickte ihm dankbar zu und ſprach: „Nein, nun haben wir keine Tür mehr, nun wohnen wir in den Wolken!“

Hierauf reihte ſie die Bücher reinlich zurück und in der Ordnung, die der Geliebte immer verfochten hatte: Den Chriſtian Günther zuerſt und dann den Goethe und dann weiter und weiter, von der Inbrunſt zur Wärme und zur gelinden Kühle, bis zur Weisheit hinab, deren Freund er nicht war. In das Fach aber, das zur Augenhöhe reichte, ſtellte ſie die Bücher Doſtojewskis und Tolſtois, mit den Rücken nach außen gewandt, und glaubte, ſehr klug daran zu tun, denn nun mochte der Ruſſe nur kommen: Er lieſt die teuren Namen und greift erſchrocken an die Mütze und ſalutiert: Ach, entſchuldigen Sie! ſagt er. Sie bildete ein barbariſches Wort: O, krzysagugorskaja! Das ſollte ruſſiſch ſein und hieß: Ach, entſchuldigen Sie! Sie ſprach es ſpöttiſch aus und freute ſich, den Dummen betölpelt zu haben. Erſt ſpät beſann ſie ſich, daß deutſche Lettern auf den Büchern ſtanden, und erkannte errötend und faſt erſchrocken über ihre Torheit, daß ihre Liſt zu gar nichts half. Da wandte ſie die Bücher nochmals um, und dann ſetzte ſie ſich auf das Lager und plauderte Chriſtian in den Schlaf.

„Hier oben iſt keine Wohnung, Chriſtian. Auf der Treppe liegt Aſche, Papier und Glas. Wer wird in

einem so häßlichen Hause wohnen? Wir haben keine Tür, wir haben nur Wände. Kannst du etwa die Tür sehen, Christian?" „Nein," sprach das Kind müde, und sie fuhr leiser und leiser fort: „Nur Wände, kein Mensch kennt uns, und keiner ahnt uns. Wir wohnen auf einer Insel, und wenn Schiffe vorüberfahren, winken wir nicht, und wenn sie die Insel auch sehen, dann meinen sie: Pfui, pfui! Asche, Papier und Glas! Aber das Schöne sehen sie nicht, und wir haben doch so vieles!" Und sie umfaßte alles Geliebte mit einem Blick, der schon schmal und ertrunken war, Bilder und Geräte und das Fenster und die Löschblätter: blau-rot-grün-gelb, blau-rot-grün-gelb. Im Schlafe spürte sie ihre zerschnittenen Hände heiß und süß erbrennen, und ihr war, als laste die Decke der Wohnung dicht auf ihrer Stirn, aber sie tat nicht wehe, sondern behütete nur und machte unsichtbar.

Ein breiter und gewalttätiger Wust quoll in die Straßen. Der Gleichtritt von Tausenden, Wagengerolle und Fuhrmannsrufe, Geräusche des Zerberstens, als brächen Räder unter großen Lasten, Automobilsignale, langgezogen und bedrohlich, und über allem ballten sich herrische Stimmen einzelner Männer. Es wurde an die verschlossenen Läden geschlagen, und dann rasselten die grünen Gatter allerorten in die Höhe, fröhlich wie ehedem, wenn strahlende Tage anbrachen, aber es war tief in der Nacht.

Christian erwachte nicht, doch Maria erhob sich sachte und zupfte die Löschblätter vom Fensterbord und zog den Vorhang behutsam zurück, daß keiner seiner Ringe am Eisenstabe schrie. Sie kniete am Büchergestell zu Boden, und endlich geschah es:

Männer schritten durch den hohlen langen Flur des

Vorderhauſes und ſprachen mit lauten fremden Stimmen. Sie traten in den Hof und traten in ihr Haus. Glasſcherben knirſchten, und die Aſche rieb über die Stufen. Die Türen unten fielen in Stücke. Maria erkannte, daß ihr Büchergeſtell eine lächerliche Barrikade war. Sie begann zu beten und flüſterte immer: Aſche, Glas und Papier! Aſche, Glas und Papier! Die Stimmen in den leeren Räumen unter ihr ſchollen wie Geheul, aus den Fenſtern wurden Befehle gerufen. Es flüſterte auf dem Zement des Hofs, dann floß es in vielen Fäden, und ſie wußte, nun ſchleiften die Soldaten Stroh herauf. Maria ſtreichelte die Bücher des Doſtojewski und des Tolſtoi und betete: Aſche, Papier und Glas! Einer kam ins dritte Stockwerk herauf, ſie ſchlug die Stirn wie in Kaſteiung auf den Boden und ſprach es laut: Aſche, Papier, Glas; Aſche, Papier, Glas, raſend hintereinander. Sie zählte die Stufen, die er erſtieg. Er ſtolperte über Geländerſproſſen, ſie verzerrte ihren Mund, ſie gönnte es ihm. Man rief ihn befehlend zurück. Er kehrte um, er hatte ſchon die Tür geſehn. Die Ruſſen merkten, hier oben wohnte kein Menſch. Wer ſollte auch hier wohnen? Aſche, Papier, Glas! Unten wurden Waffen zu Boden geworfen, ſchwere Klumpen brachen ins Stroh. Jetzt legten ſich die Ruſſen ſchlafen. Maria lauſchte die ganze Nacht auf ihren Atem. Sie hörte nichts, nur manchmal kniſterte das Stroh. Die waren wohl ſehr müde. Maria nickte ihnen zu: Schlaft ſchön!

— — — — — — — — — — — — — —

Chriſtian wimmerte jämmerlich vor Hunger, er wollte Warmes eſſen. St, ſt! machte ſie und leuchtete im Fie-

ber. Sie tauchte Zwieback in Waſſer und ſtreute Zucker darüber und erzählte ihm, Feuer dürfe ſie nicht machen, denn der Teufel hocke auf dem Dache und ſchnuppere in den Schornſtein, und rieche er Rauch, dann würde er kommen. Chriſtian begriff und ſchwieg mit bekümmertem Geſicht. An dieſem Tage wanderte ſie unaufhörlich, auf nackten Füßen und oft auf Zehenſpitzen wie eine Tänzerin. Viele Male ſchlüpfte ſie ans Fenſter, um die Feinde zu ſehen. Sie zitterte vor der Entdeckung und mußte es dennoch tun, weil ſie dann um ſo ſüßer und trunkener ſpürte: Ihr habt uns vergeſſen! Aſche und Glas und Papier haben's vollbracht! Vorn im zweiten Stockwerk taumelten die Ruſſen zwiſchen den Schachtelgebirgen herum, klappten hundert Deckel ab, fanden nichts und ſpuckten wütend hinein. Sie faßten es nicht, daß man ein Haus mit leeren Schachteln fülle, und endlich warfen ſie ſie in Haufen zum Hof hinab und lachten dabei wie die Kinder. Im Hofe wieherten zornig die getroffenen Pferde und ſchlugen ſchallend den Zement.

An dieſem Tage brachen viele Feuer aus. Flammen ſah ſie nicht, aber ſchwarzer Rauch ballte ſich über der Stadt und kroch brenzlig bis in ihre Wohnung. Manchmal hörte ſie auch Schreie, die immer jäh verſtummten, wie von breiten Fäuſten erdroſſelt. Maria horchte entſetzt und betete: Aſche, Papier und Glas!

In der Nacht, die dieſem Tage folgte, erwachte ſie von Gelächter, aber es war kein zärtliches Lachen, flatternd und verliebt, ſondern ungeſchlacht und gierig ſprang es durch die Luke über ihren Schlaf. Und ſie eilte und ſah eine Hure, die auf dem Rande ihres Bettes ſaß, der nackte Leib betaumelt vom Kerzenlicht und das rote Ge-

ſicht einem Offizier breit dargeboten, der ſich entgürtete und immer fremde Worte gurrte. Maria wandte ſich nicht ab, und als die beiden drüben ins Dunkel verfielen, das voller Worte blieb, da kauerte ſie an der Luke und rieb an der hölzernen Kante die feuchte Stirne wund.

Dann eilte ſie an das Lager und, leidenſchaftlich niedergeworfen, krallte ſie ins geblümte Tuch, biß einen Fetzen voll Spreu und altem Staub heraus und ſchrie und wußte noch dabei, daß ſie ſich hüten mußte, ſchrie zwiſchen den Zähnen: Chriſtian, lieber Chriſtian!

Daß er auch ihren Nächten fehlte, dies Leid ſpürte ſie jetzt zum erſtenmal, und es zerſtieß ihre zerrüttete Seele ſo ſehr, daß ſie fortan nur flackerte wie ein Licht im Wind.

Sie lächelte zum ſchlafenden Kinde, ein wenig ſchämig, aber zur Scham ſchon zu ſchwach, und dann ſtand ſie ſteil, mit geſenktem Antlitz und beſah den ſchönen nächtigen Leib. Ins Finſtre langte ſie mit beiden Armen, und aus der Finſternis holte ſie langſam ihre beiden Hände herab, die nun wie fremde Hände waren, und legte ſie ſachte an ihre Bruſt. Da wurde ſie eines falſchen Glückes voll, als trete der Geliebte auf nackten Füßen vor ſie hin, berühre ſie und nehme ſie, unerbittlich und zart wie oft. Dann wieder zitterte ihr Mund, der eben noch welk von großer Inbrunſt war, ſie ſtürzte fromm auf die Knie und ſprach wie eines Heiligen Namen in der Litanei: Chriſtian, Chriſtian! „Mutter?“ fragte noch im Schlafe gehorſam das Kind. Sie beſann ſich noch einmal. „Ja, lieber Junge, ſchlaf nur ſchön!“ Das ſprach ſie wie eine Mutter ſimpel und ſtill, doch als ſie ihn kaum wieder pausbäckig atmen hörte, ſchlich ſie

aufs neue umher, ſchielte in die Fenſter drüben und war traurig, daß ſie nichts mehr ſah, denn der Mond war fortgewandert, und undurchdringliche Nacht verpfropfte den Hof.

Ein kalter Wind machte ſich auf in dieſer Nacht; dem langen Nachſommer folgte der Herbſt, und die Kühle blies ſie zur Beſinnung zurück, und doch nur zu einer falſchen und kranken Beſinnung, denn ihr war, als ſei ſie tief gefallen, als ſei ein Ruſſe durch die Tür getreten, und die Tür und das Büchergeſtell ſeien gewichen vor ſeiner männlichen Allmächtigkeit, und ſie habe ihr Hemd gehoben, wie eine Balletteuſe ihr Röckchen ſchürzt, und gelächelt und geſprochen: Was ſteht zu Dienſten, Herr General?

Sie ſchmiegte ihr Geſicht an die Wände und ſtreichelte das Podium, ſie küßte die Bücher, und den Ofen umfaßte ſie wie einen Leib; die Fingerſpitzen tupfte ſie auf die Bretter des Bodens, und alle Dinge fragte ſie mit Tränen: Warum habt ihr mich nicht beſſer behütet für ihn? Nun konnte ſie ihre Sünde nur durch eine unendliche Liebe löſchen, und ſie wurde kindiſch darin. Sie ſchrieb ein Dutzend Feldpoſtbriefe, in jedem nur wenige Worte, aber ſo mußte er zwölfmal öffnen und war zwölfmal überraſcht. „Mein lieber Chriſtian!“ ſchrieb ſie, und damit war einer fertig, oder: „Ich liebe Dich ſo ſehr!“ und damit der zweite, oder: „Du haſt ein ſo ſchönes Geſicht, die Ruſſen ſind häßlich!“ oder: „Ich möchte Dich wieder einmal eſſen ſehen, ich habe Sehnſucht nach Deinen weißen breiten Zähnen!“ Und dann malte ſie, und verbrauchte eine volle Tube dabei, mit roten Lettern quer über die Wand: Chriſtian Günther Wackernagel.

Am andern Tage erſchrak ſie nicht über die wahnwitzige Inſchrift; ſie erwachte in ihre Tollheit hinein, wie man neben einem fremden verzerrten Antlitz erwacht und dennoch nicht erſchrickt, ſondern ihm ſchläfrig glückſelig zunickt: Ja, ja! So war es gewiß, daß ihr in dieſer Nacht die Ordnung ihres Geiſtes entglitten war, gleich einem entrinnenden Ding, das man noch eben in Händen barg; andere mögen ſagen: Du, es iſt nicht mehr da; man lächelt nur beſſerwiſſend und ſieht nicht einmal nach.

Der Wind wurde toll. Herbſtblätter ſprengten durch den Ritz am Fenſter. Maria fegte ſie zu einem Häuflein zuſammen, zertrümmerte ſie mit den Füßen und ſpie darauf, denn alles, was von jenſeits der Wände kam, war boshaft, feindſelig, ruſſiſch. Sie rollte zerriſſene Strümpfe zu langen Raupen und verkittete mit ihnen den breiten Ritz, und als ſie den Wind nicht länger ſpürte, ſtreichelte und belobte ſie die Wand. Es galt nur immer dies: die Wohnung ſo ſchön zu machen, daß Chriſtian, der unſichtbar um ſie war, zu ihr ſagen durfte: Das haſt du ſchön gemacht, Maria! Oft horchte ſie auf ſolche Worte, die doch nicht tönten, mit vorgeneigtem liebenden Geſicht, und manchmal auch gab ſie laute Antwort. „Nicht wahr?“ fragte ſie innig, „wenn man aus dem Schützengraben kommt, dann friert man ſehr?“ „Das will ich meinen,“ antwortete Chriſtian, rieb ſeine großen Hände aneinander und lugte bedeutſam zum eiſernen Ofen. „Heizen ſoll ich?“ flüſterte ſie kläglich. „Aber wenn die Ruſſen den Rauch ſehn? Unten ſind keine Öfen, ſie würden es merken, daß wir hier oben ſind!“

Sie grübelte lange Zeit; es zog ſie zum Ofen wie zu einem verbotenen Dinge. Sie ſtreute Kleider über den

kalten Boden, ſteckte Chriſtian ins Mäntlein und in Fauſthandſchuhe und ging auch ſelber winterlich vermummt einher, aber es war ihr zu wüſt und häßlich in der ſchönen Wohnung, und oftmals eilte ſie ans Fenſter, um die Ruſſen zu ſehen und ihnen in die Geſichter zu prüfen, ob ſie auch dumm genug ſeien. Und ſah ſie immer wieder jene breiten Geſichter und kleinen Augen, die wie von einer Trauer behaucht und kleinmütig waren, dann redete ſie ſich zu: Sie merken es nicht; und am vierten Tage, als das Kind den bezuckerten Zwieback nicht mehr nahm und mit den Händen um richtiges Eſſen bettelte — richtiges Eſſen, ſo ſagte er —, da begann ſie mit diebiſchen Gebärden Holz in den Ofen zu ſtapeln und Kohlen hinaufzuſchichten, und als das Feuer brannte, vergaß ſie die Gefahr. Sie ſaß mit Chriſtian vor dem Ofenloch und deutete begeiſtert in die dicke rote Flamme. „Sieh nur!“ flüſterte ſie voller Geheimnis. Er riß die Augen weit auf, und das Feuer ritzte goldene Garben in ſie hinein. „Jetzt koche ich dir Reis und ſtreue viel Zucker darauf!“ ſagte ſie zärtlich. Er aber lehnte ſich ganz feſt an ſie und ſchlief vor Hunger und vor Hoffnung ein. Sie blieb ſitzen. Die eiſernen Wände erglommen, und ſie ſchützte des Knaben Geſicht mit ihrer linken Hand, ſie ſelber aber neigte das Antlitz gegen die ſchmerzliche Glut, die ihre Augen verdorrte, und dachte des Geliebten. „So hatten wir's drei Winter lang!“ ſprach ſie zu ihm. Sie legte das Kind zärtlich auf das Lager, und als ſie ihn zum Eſſen weckte, ſaß ſie vor ihm, ſtützte das Kinn auf die Ballen beider Hände und beſah ſeine kleinen weißen und kräftigen Zähne.

Dann brachen Tage an, da dem Kinde ekelte vor dem

ewig gleichen Essen, so daß es vor Hunger schrie. Da mußte sie Christians Mund zuhalten; er biß in ihre Hand und zerkrallte ihre Arme, doch sie sprach gütig zu ihm: „Es muß geduldet werden! Sie dürfen uns nicht finden, Christian! Sonst kommt der Vater und macht die Tür auf, und wir sind beide tot und abscheulich, und alle Bücher liegen an der Erde. Du weißt nicht, wie genau er mit seinen Büchern ist, Christian!“ und sie lächelte. Sie selber aß wenig und begehrte nichts, sie trank starken bitteren Tee, und wenn sie ihr Gesicht im Spiegel fand, erkannte sie nicht, daß es verfallen war, sondern sie betrachtete sich selbstgefällig. Sie versuchte neue Frisuren und hoffte, sie werde dem Geliebten bei der Heimkehr gefallen.

Dann kam in der dritten Woche eine furchtbare und selige Nacht. Die Stille zerplatzte unter ungeheurer Geschützeswut. Die Menschen erwachten alle zur gleichen Sekunde. „Sie haben uns gefunden!“ schrie Maria im ersten Entsetzen und sah den Himmel hell werden mitten in der Nacht. Müde Männer räkelten sich bei den Dirnen auf, und unten polterten erwachte Schläfer. Signale riefen wie Stimmen im Nebel fern und jammervoll. Eine Hure schrie: „Die Deutschen kommen!“ Eine andre sprang aus dem Bett, nahm Kissen und Decken und rief: „In den Keller, alle in den Keller!“

Maria wurde mit einem Male getrost. Sie lief an die Luke und fragte hinüber: „Ist es wirklich wahr, Fräulein? Unsre Soldaten?“ Aber niemand hörte sie; und es war auch töricht, zu fragen, sie gab es gerne zu, denn sie wußte ja ganz genau: Ja, es waren die Deutschen! Frisch, wie nach tiefem Schlafe, begann sie sich anzukleiden,

ſich ſchön zu machen. „Der Vater kommt!“ ſagte ſie zu Chriſtian und wußte freilich, daß das nicht ſein konnte, aber es war in ihrem Herzen, als komme ein Glück, ſo groß wie dies. Die Löſchblätter nagelte ſie wieder raſch an das Fenſter: blau-rot-grün-gelb, blau-rot-grün-gelb, und tat es im Rhythmus des Gewehrfeuers, das von den Rändern des Himmels her unaufhörlich klopfte. Sie zog weiße Vorhänge an den Ringen auf, und dann erſt blickte ſie in die Nacht hinaus. Da ſah ſie mit kindlicher Freude Flammen aus nahen Dächern ſchlagen und hob Chriſtian, damit auch er ſie ſehe. Diesmal flogen die Geſchoſſe wirklich am Himmel entlang, ſchlitterten von Stern zu Stern und zerbarſten zu Sternen. Sie erinnerte ſich eines Schulfeſtes, das mit Raketen und Sonnen und Leuchtkugeln inmitten alter Platanen geendet hatte, aber daß dieſe Sterne zerſtörend auf ihr Haus ſtürzen konnten, dies bedachte ſie nicht.

Sie hatte noch niemals wie in dieſer tödlichen Stunde ihr Dach geliebt, das zwar dem Regen nicht wehrte und den Tod doch nicht einließ; und ihre Wände, die erbebten, wenn Laſtwagen auf der Straße dröhnten, aber die nicht fallen würden, des war ſie gewiß. Sie räumte die Bücher aus dem Geſtell und rückte es an den alten Platz. Dann öffnete ſie die Tür ſeit Wochen zum erſten Male, und vor der Freiheit erſchauernd trat ſie hinaus mit taumelnden Schritten wie nach langem Krankenlager. Und ſie ſah den Unrat und glaubte, ihn wiederzuerkennen in jeder Einzelheit; nur ein paar Strähnen Stroh, die golden zwiſchen dem Staub und den Scherben lagen, waren neu.

„Ruſſen, Ruſſen, dumme Ruſſen!“ ſchrie ſie, „ihr habt ja meine Wohnung vergeſſen, ach, eine ſchöne Wohnung,

mit einem Ofen darin! Und eine Frau und ein Kind waren drinnen, und die Frau war schön!“ Sie bäumte sich im Gelächter und beugte sich über das wankende Geländer. „Lauft, lauft! Schnell, schnell! Die Deutschen kommen!“ rief sie, wie man Kinder scheucht. Bis an das Fenster hinunter wagte sie sich und blickte hinaus. Es war kein Mensch zu sehen, faules Stroh stank zu ihr herauf, und die Granaten pfiffen stärker über dem tiefen Schacht.

Es war also wahr!

Feierlich schritt sie zur Wohnung hinauf. „Christian!“ sprach sie strenge, „sie haben unsere Wohnung vergessen!“ „Wer?“ fragte er, „der Teufel?“ „Ja, der Teufel!“ antwortete sie.

Gegen Morgen wich der Kanonendonner gegen Osten, wo der Himmel langsam ergraute, als sei es der sonnige Tag selbst, der sich mit Gedröhn und Feuerfunken dort drüben der schweren Nacht entrang. Die Deutschen hatten nicht lange ihre eigene Stadt beschossen, aber der Frau, welche unbeweglich vor dem Fenster stand, mit nebeneinander ruhenden artigen Händen, war es zumute, als stünde sie hier schon eine lange Nacht, und das erste Getümmel, Weiberschreie, Feuer und Signale flossen in unermeßlicher Ferne undeutlich zusammen. Christian hatte Furcht vor seiner starren Mutter, doch die graue Halbfinsternis der weiten Stube und das Gewalttätige und Rätselhafte, das sich draußen in dem grenzenlosen Loch begab, dahinein die Mutter stierte, fürchtete er noch mehr, und so trabte er in kleinen Schritten, die mit ihrem sanften Trabe um Behütung baten, zu ihr hin und wagte es, klammerte eine Hand um ihren Rock und barg den Kopf

daran, und als er fühlte, daß er nicht verjagt werden würde, warf er ſich mit einem Weinen, das nicht enden wollte, und das den kleinen Leib im Krampfe ſchüttelte, an dieſen mütterlichen warmen aufrechten Körper, von ihren Kleidern umfaltet wie vom Schlafe ſelber, bis Marias Hand über ſeine Haare wieder und wieder rührte; und ohne die Augen zu ſenken, ſprach ſie endlich in den röter und röter erglommenen Morgen: „Ja, Chriſtian, ja, ja!“

Warum war noch Gewehrfeuer in den Straßen? Die Stadt war noch nicht frei, die Ruſſen ſtaken noch in Scharen darin, und ſie wandte einmal den Kopf mit unſäglicher Bangigkeit nach dem Büchergeſtell und nach der Tür: War ſie zu früh und übermütig aufgetan?

Plötzlich zuckte ſie zuſammen und umklammerte des Knaben Schulter. „Chriſtian, hörſt du, hörſt du?“ ſchrie ſie berauſcht. Man ſchoß nicht mehr, nur das kurze Geſtampf laufender Männer arbeitete ſich über das Pflaſter. Hurra! Hurra! wurde heiſer geſchrien; ja, noch heiſer, noch nicht erlöſend, noch in bloßer Wut, aber doch ſchon mit dem Wiſſen um den nahen Sieg, mit den zuſammengebiſſenen Zähnen des Zornes vor dem letzten Schlage, und endlich, nachdem das heiſere Hurra wie eine dumpfe Stille gedauert hatte, erſcholl und klang und ſang es aus aufgeriſſenen Mündern, die lange Qual und Spannung mit einem Male hinausſchrien: Hurra! Hurra! Hurra! Dann hörte ſie ein deutſches Wort; Brücke hieß es, Brücke! Sie wiederholte es in unendlicher Liebe. Ach, es mußte ein wackerer Küſter ſein, der in dieſer Stunde den Turm von Sankt Eliſabeth erkletterte; die gewohnten Glocken läuteten, und ſie läuteten alle deutſch. Sie ſprachen:

Brücke, Kaiſer, Heimat, Deutſchland, und als die Sonne empor war, und die bereiften Dächer unter der Reinheit des blauen Himmels fernhin erſchimmerten, wurden die Geſchütze ſtumm, und auf der Straße marſchierten Truppen im ruhig ſcharfen preußiſchen Rhythmus, der dieſem Weibe, das ihres Geliebten ſo viel und ihres Vaterlandes ſo wenig gedacht hatte, wie eine weihevolle männliche unerſchütterliche Sprache ins Herz ſcholl, ſo daß ſie niederfiel und unaufhörlich weinte: Glück, Liebe, verwichenes Entſetzen, Stolz und endlich eine namenloſe Sehnſucht, dieſe Männer und Behüter zu ſehen und die Hände innig vor ihnen zu falten: Ihr Guten, ihr Väter und Brüder und Söhne, und ihr Geliebten!

Als ſie nach dieſem heiligen Zuſammenbruch matt und taumelig ſich erhob und ſich im roten Sonnenviereck fand, das ihrer Dachſtube ſeit jeher beſchert war, und die geliebten armen Möbel um ſich ſah, erkannte ſie, daß Tiſch und Lager und Ofen und Büchergeſtell und Dach und Diele und Wände doch nur Schemen geweſen waren, die ganze lange Zeit hindurch, und daß ſie erſt von heute an des unverbrüchlichen Vertrauens würdig wurden und wahrlich feſtgemauert, feſtgeſchmiedet, feſtgetiſchlert ſtanden: preußiſch, bayriſch, ſchwäbiſch, deutſch, deutſch!

Dann ging ſie hinab und ſtand, mit Chriſtian an der Rechten, in der Tür, winkte mit müder liebevoller Hand und ſprach mit den Lippen: Heil, Heil! Ihr Geliebten!

Die Männer waren verwüſtet von vieler Mühſal, ſtruppig, ſchmutzig, rauh. Sie achteten der Frau nur wenig, doch als ſie den kleinen Jungen ſahen, begannen die blauen, braunen, ſchwarzen Augen in den wilden Geſichtern treuherzig aufzuleuchten, und einer fragte und nickte mit dem

Kopf dem Kinde zu: „Na, junge Frau, war's ſchlimm bei den Ruſſen?“ Sie ſchüttelte den Kopf und ſchluckte im Übereifer der drängenden Antwort. „Ach!“ lächelte ſie, „ich hab' ja die Treppe mit Aſche, Papier und Glas beſtreut! Sie haben alle gefunden, aber unſere Wohnung haben ſie vergeſſen!“

Mit einem Male wurden die ekſtatiſchen Stunden der erſten Angſt lebendig vor ihr, und ſie konnte lächeln über ihre tolle Tätigkeit. Sie lächelte ſo frei und gut wie einer, der bedenkt: Ein bißchen dumm war mein Eifer freilich, aber gut gemeint, wirklich gut gemeint!

An dieſem Tage war ihre arme gejagte Seele der Geneſung und der Ruhe ganz nah. Es brach eine kurz bemeſſene freudenreiche Zeit an, in der ſie mit Chriſtian durch die Straßen ging und an fremdem Leide nicht mehr ſo fremd wie ehedem vorüberſchritt, ſo daß ihr eigener Schmerz allgemach zu ſcheu und ſchamhaft wurde, um allzulaut und einzig von ſich ſelber zu reden. Sie kaufte in einer Gärtnerei ein breites Bündel roter Aſtern ein, ſchickte dem Geliebten einen langen, ernſten und hoffenden Brief mit einer Blume drinnen, und als ſie ihn fortgetragen hatte und dann in ihre Wohnung trat, deren Fenſter und Luke dem kühlen reinen Herbſte weit aufgetan waren, da war die kranke und verzehrende Liebe zu ihren Sachen, die doch nur eine immerwährende Flucht und Begierde geweſen: in dieſe toten und ſchmerzloſen Dinge hineinzuſchlüpfen und ſchmerzlos zu werden gleich ihnen; war dieſe Liebe einer heiteren und friſchen Behaglichkeit gewichen, wie ſie Chriſtian eigen war, der oft nach Wanderung und Reiſe dageſeſſen hatte und geſprochen: Da wären wir wieder, Maria! Uberall, wo's

ſchön iſt, ſind wir zu Hauſe, aber hier oben ſind wir am zuhauſeſten!

Die Ordnung marſchierte mit den Deutſchen ein. Die Soldaten löſchten die Feuersbrünſte, ſie ſchaufelten den Schutt aus den Straßen, ſie gruben neue Maſten für die Fernſprechleitung und die Straßenbahnen, und beim Anblick ihres heiteren und klugen Hantierens wurden die verſtörten Bürger, die in den letzten Wochen ihrer Pflichten beraubt geweſen und nur für Leben und Taler Sorge getragen hatten, wieder brav und bürgerlich und eines großen Eifers voll. Die Haushälter ſtürzten mit Beſen hervor, die Bürgerſteige zu ſäubern, und die Kanalarbeiter handelten nicht anders, als ſei jener Mittwoch wie jeder andere im Jahr, und hoben in triefenden Eimern Unrat aus den ſchwarzen Schächten. Alle Ladentüren taten ſich auf, und in den ſchmalen Judengaſſen eilten die Anreißer auf und nieder und boten getragene Kleider an, wie ehedem. Zeitungsjungen jagten zwiſchen den vielen, und breit, wegesſicher und mit Geläute fuhr die erſte Straßenbahn angeſtaunt durchs Gewühl. Poſtwagen torkelten ſchwer und goldgelb heran, Briefträger wirbelten zur gewohnten Stunde aus den Ämtern, die Stadt war wieder deutſch, geſchäftig rein und zielgewiß, und am Abend kamen die Laternenanzünder und verharrten neben den Laternen, die nicht mehr ſtanden, ein wenig traurig, als ſei ihr eignes blaulackiertes eiſernes Eigentum zerbogen und zerbrochen. Manche Lampen aber waren unverſehrt, und ſie brannten milde durch den Abend, der von Geſprächen der Bürger tönte und von den Schritten der Soldaten, die wachten.

Am andern Tage hörte Maria jemanden auf der Treppe,

einen ungeduldigen Mann, der an die Türtrümmer unten klopfte und brummte. Sie eilte in glücklicher Ahnung hinaus und traf den Poſtmann, einen neuen, der noch niemals gekommen war, und der in der Rechten ein dickes Bündel von Karten und von Briefen und alle für die Frau Maria Wackernagel trug. „Sie ſind aber wirklich ſchwer zu finden," ſagte er, und ſie lachte: „Ja, nicht wahr, das müſſen Sie auch ſagen. Das hab ich alles ſelber angerichtet, und drum haben uns die Ruſſen auch vergeſſen!"

Es waren Karten voll lauter Liebe; und Briefe, beregnet, verwiſcht, zerknüllt, mit Bleiſtift bekritzelt, und in einem war auch eine Zeichnung, ein weites Feld und ein Wald am Horizont, und darüber ſtand: Schlachtfeld. „Warum ſchreibſt du nicht?" rief er immer wieder. „Alle andern leſen, ich ſitze da wie ein Taugenichts, um den ſich kein Teufel kümmert." Sie erſchrak und ſprach zum Briefe: Du haſt recht, aber ich habe dich ſo ſehr geliebt, daß ich nicht ſchreiben konnte! Er erzählte wenig vom Kriege, und ſie war auch nicht begierig danach; er jubelte nur: Wir ſiegen! und ſagte einmal: Ich bin tapfer! Er ſprach auch von Bildern, die er malen wollte, lauter Landſchaften, aber es würden ſonderbare Landſchaften ſein, weil viele drin begraben lägen. Und dann wieder: Warum ſchreibſt du nicht? Oder ſeid ihr ruſſiſch geworden? Von Chriſtian war viel die Rede, ſo viel und ſo von Herzen, bis ſie es ihm verargte und fernerhin mit ſpöttiſchem Munde las. „Der Vater hat geſchrieben," ſagte ſie freudlos zu ihrem Kinde. „Ich ſoll dich küſſen," und ſie tat es, wie man einen Auftrag erfüllt. „Ich glaube nicht, daß er in die Erde vor Sehnſucht beißt!"

ſprach ſie laut und wanderte im Zimmer, und weil ihr Herz böſe war, ſchien alles, was ſie liebte, wie verfinſtert.

Dann las ſie noch einen Brief und hierauf keinen mehr, denn den hatte der Hauptmann geſchrieben: „Verehrte gnädige Frau! Er ſtarb als Held! Wir haben ihn alle geliebt! Den Umſchlag hat er ſelber geſchrieben, ſchon lange vorher; Sie ſollten nicht erſchrecken! Gott tröſte Sie!“

Sie verfiel wie ein Tuch, das zuſammenſinkt, bis ſie ein lockerer Ballen von Kleidern war, und dann ſprang ſie auf. „Sie Idiot! Sie Idiot!“ ſchrie ſie gemein. „Gott ſoll mich tröſten!“ Sie ſtieß nach dem Kinde, „geh weg!“ und ſie gebrauchte ein böſes Wort. Sie ſpie in ihre Wohnung. Wie eine ungeheure Narretei erſchien ihr in dieſer Stunde, daß ſie all dieſe friedlichen Dinge, die an Erinnerung überreich waren, bewahrt, und daß ſie mit Jammer für ſie gebangt hatte, und ſie lief auf die Treppe und beugte ſich weit aus dem Flurfenſter.

„Kommt,“ ſchrie ſie, „kommt! Ruſſen! Ruſſen! Die Tür iſt auf! Es lohnt ſich nicht. Macht was ihr wollt! Alle Schweine ſollen in die ſchöne Wohnung kommen. Es lohnt ſich nicht!“ Sie rüttelte am Fenſterkreuz, und ihre Klage war ſo grauenvoll, daß die Dirnen verſtört herüberſahen, und endlich kam eine herauf und wieder eine und mehr, und ſie ſtanden ſtumm und töricht die Stufen hinab, und erinnerten ſich, das feine Fräulein oftmals mit dem feſchen Maler geſehen zu haben. Eine, es war ein dickes, gutmütiges Weib, trat vor ſie hin und fragte: „Was iſt denn, Fräulein? Sie ſind ja außer ſich!“ Da kauerte die arme Frau wie eine Chineſin nieder,

mit gefalteten Händen, und antwortete: „Mein Mann iſt in Frankreich gefallen.“ Dann weinte ſie. „Ja, der Krieg, der Krieg!“ ſprach eine, und eine andere, ein junges Ding, deren Stimme noch ſchön und mädchenhaft war, ſprach: „Bloß die Engländer ſind ſchuld, bloß die Engländer!“ Und ſie fügte hinzu, was ſie oft in Zeitungen geleſen hatte: „Er ſtarb doch auf dem Feld der Ehre!“ Maria hob die Augen und ſah ihr ins errötende Geſicht. Da berührte die Dicke ſachte ihren Arm und tröſtete: „Gehen Sie doch 'rein, Fräulein, und weinen Sie ſich aus! Das hilft!“

Maria ſpürte die Berührung und fühlte auch, daß eine Güte darin war, aber plötzlich richtete ſie ſich auf und ſchüttelte ſich und rief: „Sind Sie nicht die mit dem ruſſiſchen Offizier? Ja, Sie ſind's, ich erkenne Sie an der Stimme! Pfui, Pfui! Weg von mir, aus meinem Hauſe mit euch! Ihr wollt mich tröſten, ihr?“ Und ſie lachte und machte ein ſpitziges, hochmütiges Geſicht. Die Weiber ſchimpften ihr nach, als ſie hinaufging, aber die Alte beſchwichtigte ſie. „Seid ruhig, Mädels,“ ſagte ſie gemütlich, „die hat genug!“ Dabei tupfte ſie vielſagend an die Stirn, und unter dem Puder tauchte die welke Haut hervor, wie ſchmutziges Feld unter ſchmelzendem Schnee. — — —

Alle großen Schmerzen müſſen an die Sachen des gemeinen Tages ſtoßen und daran zerſchlagen.

Und Marias Seele, die verfinſtert und dumpf geworden, ihres großen Schmerzes ganz voll war, erhielt dennoch unaufhörlich Kunde von den äußeren Bezirken, die mit ihren Dingen unverwandelt verharrten und unter Chriſtians Tode nicht zerbrachen. Es fiel eine Krume

Mörtel von der Wand und splitterte mit Rieseln über die Diele; sie mußte es hören und hob den Kopf und mußte die Wände sehen, eine unmeßbar kurze Weile nur, und umfaßte dennoch die Bilder, die Uhr, die Wand, die Fenster und auch die Löschblätter blau-gelb-grün-rot, blau-gelb-grün-rot. Tränen waren über ihr Gesicht geflossen und waren vertrocknet, und ihr Salz ritzte in ihre Haut, und sie mußte es spüren, mußte die Hände vom Gesicht nehmen und die Tränenflecke reiben. Ihre Arme hatten auf den Knien geruht, eine lange verzweifelte Zeit, und sie mußte ihren Druck empfinden, und es war neben dem großen Leide Raum in ihrer Seele für den winzigen erbärmlichen Schmerz ihrer Knie. Christian spielte und plapperte Worte, sie mußte sie hören. Er legte seine Hände an die ihren und sprach: „Mutter, ich habe Hunger," und als es Abend wurde, und sie saß noch immer auf dem Lager, mit Gliedern und mit Augen, die wie von Geschwüren brannten, krabbelte der Junge scheu an ihr vorüber und kramte mit furchtsamen Händen, die nicht wußten, wie laut sie knisterten, unter den Tüten, verlor ein paar weiße Bohnen, die hart hinunterklapperten, vermochte den rinnenden Reis mit den losen Fingern nicht zu bezähmen, und er wirselte über die Bretter; ließ ein paar Linsen herniederregnen, und jedesmal horchte er auf, hielt die Hände unschuldig stille und wartete, ob seine Mutter, die hinter ihren kalten Händen schon so lange schlief, etwas vernommen habe. Aber sie schlief nicht, sie hatte alles gehört, sie ließ die Hände fallen und ließ sich sachte hintüber sinken und dachte nur immer dies: Ich sehe ihn und höre ihn; er ist noch da, und ich erkenne ihn. Es ist alles wie immer und nur Christian ist tot!

Das Kind fand die Tüte mit den Zwiebacken, nahm und biß, und als Maria hörte, wie seine Zähne im spröden Gebäcke malmten, gleich Schlittenkufen über frostigem schneearmen Wege, und als sie dies fühlte: Schlittenkufen und Wald, Rodelpfade und Grog im Jägerhaus, weinte sie laut auf und eilte zu dem Knaben, der erschrak. „Christian," sprach sie, „dein Vater ist gestorben, und alles ist wie sonst! Ich habe von elf Uhr an geweint, ja, ich weiß es ganz genau, ich habe an die Uhr gesehn, als müsse ich pünktlich sein! Und der Vater ist tot, und jetzt habe ich Hunger wie du. Du bist wie immer, Christian, und ich bin eigentlich auch wie immer, ich erkenne sogar die Uhr. Um die Toten kümmert sich keiner, und ich springe nicht in die Weichsel. Ich bleibe lebendig und esse und trinke und werde wieder Bücher lesen wie sonst." Sie lehnte den Kopf auf die Schulter des kleinen Mannes, der ernsthaft und unbeweglich stand und sie nicht begriff. Endlich hob er einen Zwieback, an dem er schon gegessen hatte, und fragte: „Willst du?" Sie biß ab und spürte das Knusprige auf Zunge und Gaumen, fühlte es zergehen, schluckte es hinunter mit ihren Tränen, und es schmeckte ihr gut.

Da ekelte sie sich ihrer Sinne, die nicht gestorben waren, als Christian starb, und die doch einmal wie treue Hunde für ihn lebendig gewesen, die Augen für seine kräftige Größe und sein Antlitz, die Ohren für seine Worte und sein Summen vor der Staffelei; und die Lippen und die Hände und der ganze Leib für seine Sehnsucht. Nein, ihre Sinne waren ungetreue Hunde und folgten dem Herren im Tode nicht nach, aber es gab keine ledernen Karbatschen für sie, und so blieb ihr nur dies: sich selber

wehe zu tun und ſich zu verhöhnen. „Wollen wir nicht Torte mit Schlagſahne eſſen gehn? Der Vater iſt ja tot!“ ſagte ſie zu ihrem Jungen. Die lauten Worte gaben ihr eine verzweifelte Beſinnung wieder: Sie erkannte ohne Hohn und ohne Schmerz, nur mit einer ungeheuren Kälte und Härte erkannte ſie, daß die Lebendigen recht behalten gegen den geliebteſten Toten, und ſie befahl dem Kinde barſch: „Es iſt Zeit zum Schlafen!“ Sie bettete ihn mit groben Händen neben ſich und glaubte, ſie würde ſchlafen, doch in der halbwachen Träumeriſchkeit, die den Nächten nach leidvollen Tagen oftmals vorangeht, erinnerte ſie ſich: Chriſtian war geſtorben und hatte keinen einzigen Brief von ihr. „Hilfe! Hilfe! Hilfe!“ ſchrie ſie, und Chriſtian rannte an die Tür und rüttelte und wollte vor ſeiner Mutter fliehn, und alle trotzige Feſtigkeit, die ſie ſich erſpottet hatte, brach ganz in Trümmer, ſo ſtark ſchlug das Mitleiden in ihre Seele. Er iſt geſtorben ohne Brief von mir! klagte ſie wie ein Kind. Nun faßte ſie das Totſein erſt: Sie konnte ſeine Einſamkeit nie wieder tröſten.

Gegen Morgen war in einer Starrheit, die keine Tränen mehr kannte, der Entſchluß geſchehen: Sie mußte ihr Kind los werden und mußte zwiſchen dieſen Wänden büßen und mußte ſich kaſteien und aller Menſchen ledig ſein und nur mit ſeiner Seele immer vertraut. Sie liebte noch die Nacht, in der Chriſtian gezeugt worden, aber ſie liebte Chriſtian nicht. Was war der kleine hübſche Junge? Ein kleiner hübſcher Junge und ſonſt nichts, und war ſogar des Geliebten Junge, aber was war er, was war er wirklich: Ein Ding, das ſtört, ein Ding, das nicht ſtumm iſt wie Wände und Holz.

Sie holte am andern Tage das Geld, das für Kriegerwitwen zu haben war, und mit einem kleinen Bündel Kleider und Wäsche für das Kind und mit ihrem großen Porträt, das sie vom Rahmen löste und zu einer großen Röhre rollte, schleppte sie sich, verfallen wie eine Schwindsüchtige, zum Bahnhof. Die Tür verschloß sie nicht, niemand wird ihre Wohnung finden!

Es war sehr schön, in der großen Halle zu hocken. Sie legte das Bündel neben die surrenden Röhren der Heizung und setzte Christian hinauf. Sie selber kauerte in einer wollüstigen Schamlosigkeit nieder, gleich jenen galizischen Weibern, an denen man in Bahnhofshallen oft vorübergeht, achtsam mit gerafften Kleidern, wie an Kehrichthaufen. Es war schön, im Getriebe vieler Menschen zu sitzen, von allen abgesperrt durch arme Niedrigkeit, und sich an der Heizung zu wärmen, die der Staat bezahlte.

Sie fuhr in der vierten Klasse, in einem Wagen, der schon lange gereist und voll einer dicken, lange gelagerten Wärme war, die an die Scheiben weiße Häute schlug, so daß die Streckenlichter nur wie Wetterleuchten unbestimmt vorüberwölkten. Die Wände waren weiß gestrichen, die Diele war roh, und eine gelbe beschabte Bank lief längs der beiden Seiten. Da wurde die Frau vergnügt in der kahlen Einfachheit, und als sie ein paar zertretene Stummel auf den Brettern fand, gedachte sie Christians und der drei hohen Treppen mit Glas, Papier und Scherben und mit goldenen Funken. „Hier kannst du spielen," sagte sie zu dem Knaben, „hier hast du Platz wie zu Hause," und hier war auch Raum genug für sie, um auf und nieder zu wandern, wie sie es liebte, an den sechs Fenstern zur Rechten dahin, an den sechs Fenstern

zur Linken zurück. Sie las aufmerksam wie ein Schulmädchen die Vorschriften, die an den Wänden hingen, von der Notbremse und vom Verbot, die Tür zu öffnen; alle messingnen Griffe berührte sie, und mit einer Überraschung, als fände sie ein Überbleibsel aus lange verschollener Zeit, studierte sie den blutroten Aufruf, der vor Spionen und Attentätern an Brücken und Viadukten warnte. Es war also Krieg draußen? Aber hier drinnen war es warm! Sie hatte große Lust, alle Fenster mit Christians Hemden und Schürzen zu verhängen, damit es noch heimischer und stubenhafter im langen Kasten sei, und sie entsann sich, dann nnd wann an Bahnwärterhäuschen alte Eisenbahnwagen gesehen zu haben, die ohne Räder platt anf dem Bauche lagen.

In so einem Wagen muß es schön sein, dachte sie sehnsüchtig. Man öffnet die Tür, und mitten vom Rasen hinein tritt man ins seltsame Haus. Es gibt noch eine verwischte IV an der Tür, und die Fenster sind noch versenkbar, und aus dem Dache wächst ein winziges Rohr, das ist der Schornstein. Rauch kriecht heraus und riecht beinahe wie Kartoffelfeuer auf den Feldern im Herbst. Ein eiserner Ofen steht drin, ein eiserner Ofen. Und man kann zum Fenster hinauslehnen wie in voller Fahrt, man kann auf Gras und Blumen sehen, so lange, bis sie wirbeln und rasen, und man wähnt zu reisen, zu reisen, durch Tunnels und über Brücken, durch zwanzig große Städte, durch hundert gieblige Glückswinkel, und man macht die Augen auf und muß wohl schon in Weimar sein, aber unten zittert das gleiche Gras und schaukeln die gleichen Blumen, und sogar der Maikäfer sitzt noch immer fett an den blaßgrünen Schäften.

Maria faltete die Hände und preßte sie zwischen ihre beiden Knie, und dann mußte sie sich recken vor lauter Wohlsein und Gewißheit: bald, in drei Tagen vielleicht, oder schon in zweien, wieder zu Hause zu sein, in ihrer vergessenen Wohnung, deren Tür sie offen gelassen hatte, weil keiner zu ihr kommen würde, nicht Russe, noch Preuße, kein Bettler und auch kein Briefträger mehr.

Sie liebte diesen Eisenbahnwagen, in seiner Kahlheit und seiner matten Helle und seiner eingeglasten Wärme, wie man einen Fremden liebt, der an einen geliebten Menschen gemahnt. Die versenkbaren Scheiben waren schön, aber zu Hause, das breite schräge Fenster und die Luke waren doch schöner, doch schöner. Sie hebt das schräge gläserne Dach und stemmt ein Scheit zwischen Rahmen und Pfosten; sie sieht nur eine schmale Welt, aber die ist mit Giebeln gesegnet und mit sieben Türmen. Sieben Uhren mit goldenen Ziffern kann sie sehn, und sieben goldene Zeiger.

Die weißen Wände im Wagen waren schön, aber die getünchten zu Hause, auf die der Geliebte kohlschwarze Fratzen gezeichnet hatte, waren doch schöner, doch schöner! Der Eisenbahnwagen war immer nur so schön wie die Königin, aber ihre vergessene Wohnung war so schön wie Schneewittchen!

„Jetzt bist du bald zu Hause!“ sagte sie zu ihrem Kinde und streichelte es. Sie war gutgelaunt; ja, sie konnte ihr Kind gut leiden während dieser Fahrt. Es kam ihr auf eine Handvoll Güte heute nicht an, und sie durfte übermütig sein, denn in drei Tagen schon, oder vielleicht in zweien, war sie in der vergessenen Wohnung.

Ein Schaffner kam und leuchtete mit seiner Dienst-

laterne in alle Winkel, als wolle er es nicht glauben, daß die vierte Klasse so einsam sei.

„Fährt sich bequem so," sagte er, „ohne Rauch und ohne Spucken!"

„Ja!" antwortete sie freundlich.

„Ein hübscher Bengel," sprach er weiter und nickte dem schlafenden Christian zu; dann sah er ihr ins Gesicht: „Er sieht wohl dem Vater ähnlich, der Blondkopf!"

Sie sah ihr Kind betroffen an. „Es könnte sein," sagte sie. Dann aber schüttelte sie schnell den Kopf und sprach abweisend und entschieden: „Nein, dem Vater sieht er doch nicht ähnlich!"

„Auch im Kriege, was?"

„Er ist schon gefallen," antwortete sie ruhig, „am 22. August in Frankreich."

Der Mann erschrak. „Ach je!" sagte er unbeholfen. „Mein aufrichtiges Beileid!" Er erschien ihr komisch, und sie lachte und sah ihn gar nicht an dabei, sondern lachte, als erinnere sie sich an einen guten Witz.

„Na, entschuldigen Sie nur!" schrie er sie an. „Sie scheinen mir ja auch ein Herz zu haben. Schade nur ums Kind!" Und dann ging er. Sie pustete ihm nach. „Dummer Kerl!" sagte sie. Christians Tod war ihre eigene Sache; keiner durfte davon reden, denn jeder redete falsch. Es war ulkig, wenn ein Fremder tat, als könne er fassen, daß Christian tot war, und sie verspottete den Mann mit der Dienstlaterne wie ein dummes Kind.

Aber sie spürte, daß etwas nicht ehrlich war dabei, und sie redete sich in Zorn und wanderte auf und ab, bis der Zorn mit einem Male erlosch, weil sie es wieder wußte, daß in drei Tagen vielleicht, oder schon in zweien,

Chriſtians Tod und ihre Trauer und ihre Liebe wie in einer Truhe umhegt ſein würde von ihrer vergeſſenen Wohnung.

Es war eine kohlſchwarze Gegend, in der ihr Vater wohnte. Das Haus ſtand tief in einem großen Garten. Harry, der Schäferhund, der am Staket dahinſtrich, erkannte ſie und johlte vor Glück. Die Dienſtboten machten dumme und verlegene Augen, als wollten ſie feinfühlig ſagen: Gnädiges Fräulein, wir bürgen für nichts! Maria zog den müden Knaben über den Gartenweg und machte gegen alle Bäume und Blumenhäuſer und Hecken ein ſpöttiſches Geſicht, damit ſie es alle erkennten, ſie komme nicht als reumütiges Töchterlein, ſie komme mit einem ſchlauen Zweck. Man wagte nicht, ſie zu melden, man fühlte, daß es dumm und ungehörig ſei, den Eltern eine Tochter zu melden, wie eine Fremde. Sie ſchritt durch die Diele und durch das vordere Zimmer und dachte: Sie werden doch keine Geſellſchaft geben, jetzt im Krieg! Dann trat ſie in den gewohnten Raum und ſagte: „Guten Abend, Eltern," wie eine Tochter, die aus der Stadt kommt, wo ſie Schinken und Käſe fürs Abendeſſen gekauft hat. Herr Wilhelm Schur ſtand nur eine Sekunde lang kühl und machtvoll und unantaſtbar da, wie als Generaldirektor vor den Leitern ſeines Betriebes, dann wurde er ganz demütig vor dem verwüſteten Geſicht ſeines Kindes, und er ſagte: „Maria, Maria," und mit einer Stimme, die unſicher aus Angſt vor ihrem Hohne war, ſprach er: „Sei willkommen!" Und dann ſah er das Kind, das in die Lichtkrone blinzelte, und blickte ſeine Frau an und fand ihre Augen warm von einer lange verborgenen und aufgeſpeicherten Güte, und

dann liefen beide abbettelnd auf Maria zu und redeten biedre und innige und törichte Worte, und Herr Schur klingelte nach Wein und Speiſen, weil ihm war, als habe ſie ein ganzes Leben lang gehungert, und ſie fühlten nicht, daß ſie ungeduldig war, und daß ihre Augen ſagten: Zur Sache, zur Sache!

„Chriſtian iſt am 22. Auguſt gefallen," ſprach ſie hart.

Da beſannen ſich die Eltern erſt auf Chriſtian Günther Wackernagel, den Maler, und Maria lächelte, weil ſie das erkannte. „Ach, mein armes Kind," rief die Mutter, und Herr Schur ſagte achtungsvoll: „Er ſtarb den Tod fürs Vaterland," aber beide fühlten und waren ein wenig beſchämt darüber und deshalb noch einmal ſo milde, beide fühlten, daß eine dunkle und peinliche Furcht zerflattert war, und daß es heranbrach wie helles Familienglück, und der alte Herr hatte plötzlich eine ſtudentenhafte Begierde nach Bozener goldenem Wein und einer gemütlichen und ſentimentalen Stunde. „Komm, Maria, komm, und ſei wieder zu Hauſe bei uns!" und geleitete ſie linde an einen der tiefen und koſtbaren Seſſel, auf dem ſie oftmals gekauert hatte wie ein niſtender Vogel, und er ſtreichelte ihr Haar, und die Mutter ſagte irgend etwas Gutes zu ihr und eilte über den Teppich dem Jungen zu, und Maria hörte ihre Stimme wie aus einem fernen Zimmer, am Ende eines langen, langen Hauſes. „Du biſt wohl ſehr müde!" ſprach ein guter Menſch zu ihr, ein Vater oder eine Mutter, oder war es gar der Pförtner, der Simon, von ehedem? Sie ſchloß die Augen und faltete die Hände über die breiten kühlen Lehnen, die ſachte erwarmten. Da ſagte die Mutter leiſe: „Und der kleine liebe Kerl hier!"

Jetzt sprang Maria empor und stand wie eine Fremde im Raum. Sie war ganz wirr und schämte sich.

„Das Wichtigste hab ich' beinahe vergessen," sagte sie demütig. „Ich wollte euch ja meinen Jungen schenken." Und als spräche sie von einem überflüssigen Hausgerät, das sie selber einmal geschenkt erhalten, fuhr sie müde fort: „Ich kann ihn nicht brauchen!"

„Du kannst ihn nicht brauchen?"

„Nein, Mutter, ich muß nämlich wieder nach Hause, und da muß ich ganz allein sein! Ich glaube, ich liebe ihn nicht, Mutter!" Sie sagte heftig: „Ich weiß es sogar ganz genau, ich liebe ihn nicht," und sie runzelte die Stirn.

Christian horchte und begriff, daß von ihm die Rede war. Er trabte zum Großvater und sagte: „Die Mutter ist nicht gut!"

Maria bettelte: „Vater, Vater, ich kann nichts dafür, ich liebe bloß meinen Mann! Nehmt euch doch das Kind! Großeltern haben doch immer ihre Enkel gern! Denkt einfach, ich sei auch gestorben! Er ist folgsam, er ist auch klug, er ist jetzt zweiundeinhalb Jahr alt. Er wird euch Freude machen, sicherlich!"

Da sprach ihr Vater und sah sie nicht an dabei: „So preist die ihre Ware an. Pfui Teufel!"

„Das wird keine Mutter begreifen," sagte Frau Schur. „Das wird nie eine Mutter begreifen!"

„Ja," sagte Maria, „ja, ich weiß, ich weiß; Christian würde auch nicht zufrieden sein, Christian hat ihn sehr geliebt, mehr als mich. Aber ich muß in meine Wohnung zurück. Denkt euch nur, die Russen waren im ganzen Hause, uns haben sie nicht gefunden. Mit Asche,

Scherben und Papier habe ich die Treppen über und über beſtreut. Es ſah zu toll aus!“ Sie lachte fröhlich. Dann ſah ſie ſich im Zimmer um. „Bei mir iſt es ja viel ſchöner,“ lächelte ſie. „Nehmt mir's nicht übel.“

Frau Schur blickte entſetzt in dieſes Lächeln und wußte, was ihrer Tochter geſchehen war. Der Vater aber nahm den Knaben auf den Schoß. „Großväter ſind ihren Enkeln gut!“ ſagte er. „Deine Mutter hat recht. Und deine Großmutter iſt ganz närriſch vor Freude. Sieh mal, Chriſtian, ſie weint ſogar.“ Er lachte. „Deine Mutter laſſen wir wieder reiſen. Wir werden ihr alle Monate Geld ſchicken, Chriſtian. Sie wird ſo vergnügt leben, wie ſie es verſteht.“ Dann ſtand er auf, ohne das Kind von ſich zu laſſen. „So, nun gehn wir ſchlafen, wir beide.“ Er ging, ohne Maria noch angeſehen zu haben, hinaus. Maria ſah ihm zärtlich nach. „Geld will er mir ſchicken!“ flüſterte ſie.

Den wunden und traurigen Hohn ihres Vaters hatte ſie nicht geſpürt. Sie küßte ihre Mutter leidenſchaftlich. „Ich merke, daß ich euch doch gut bin,“ ſagte ſie weinend. „Und daß er mir Geld ſchicken will! Ich hatte Angſt, er würde mich nicht verſtehen. Und drum habe ich das Bild mitgebracht, ich wollte es euch verkaufen. Chriſtian hat es gemalt. Und mindeſtens dreihundert Mark iſt es wert!“

„Willſt du es dir nicht überlegen?“ fragte ihre Mutter ſchwer.

Maria lachte. „Wegen des Bildes? Ach, das entbehre ich jetzt gern. Das kriegt ihr von mir geſchenkt. Dort, wo es hing, ſoll ein andres hinkommen! Ich will es malen. Chriſtian ſoll's werden!“

„Dein Zimmer iſt fertig!“ ſagte die Mutter.

„Danke, Mutter. Ja, ich bin ſehr müde. Ich werde gut ſchlafen. Gute Nacht!“

Den Vater aber fand Frau Schur oben, ohne Zorn, traurig und verfallen, und er achtete des kleinen Schalkes nicht, der ſich hinter dem großen Bett verſteckte und „Vater, Vater“ rief. Sie ſchritt ganz leiſe an ihn hin und war gar nicht mehr eine alte Dame, gar nicht kühl und ausgebrannt, ſondern zärtlich wie eine Mutter, die dem Liebſten ihr Kind zuträgt, und nicht Chriſtian war das Kind, ſondern das große ſchöne Weib Maria.

„Du biſt nicht mehr zornig,“ ſprach ſie, „und es iſt gut ſo. Maria hat heute noch recht, und einmal wird ſie unrecht haben. Heut iſt der Krieg noch ſtärker als ſie, aber einmal wird er ſchwächer ſein!“ Sie faßte beide Hände ihres Mannes: „Jetzt iſt ſie noch ganz wund, aber der Junge ſieht ſeinem Vater ähnlich, und ſie wird ihn nicht laſſen können. Sie wird zurückkommen!“

„Glaubſt du?“ antwortete er, und es war eine ſchamhafte Frage, die doch nicht fragte, es war ſchon eine Zuverſicht und ein Glück darin. Dann ſagte er zitternd: „Wir wollen ſie morgen ziehen laſſen, und dann wollen wir warten!“

Hierauf ſchliefen ſie, und Chriſtian ſchlief zwiſchen ihnen.

Am nächſten Morgen reiſte Maria ab. Ihre Eltern waren zu ihr wie zu einem lieben Beſuch. Im Automobil fuhren ſie zum Bahnhof. Sie reiſte im Schnellzug.

Im erſten Papierladen ihrer Stadt kaufte ſie Löſchblätter, blau-rot-grün-gelb, blau-rot-grün-gelb. Sie fand die Wohnung unberührt und trat durch die unverſchloſ-

ſene Tür, wie nach einem kurzen Ausgang. Friſche Luft war in der vergeſſenen Wohnung, ſie atmete tief und prüfte ihre Bruſt, ob ſie ſich auch genug wölbe. Sie nagelte die neuen Löſchblätter an, ließ das ſchräge Fenſter herab und zog die weiße Leinwand vor. Dann feuerte ſie den Ofen und ließ ſich endlich auf dem Lager nieder und ſpürte die Wärme des roten Eiſens ſelig an ihren Sohlen, und ſie legte die Arme unter den Kopf und blickte zur gekalkten Decke, wie man aus molligem Mooſe in Sommerhimmel ſchaut. Die Wärme floß an ihre Knie. Sie zitterte vor Glück. Sie ſchloß die Augen und gedachte Chriſtians, des Geliebten, und ſah ihn ſo leibhaftig, daß ſie wußte, ſein Bild werde gelingen.

Die Decke der vergeſſenen Wohnung ſenkte ſich herab und laſtete auf ihrer Stirn, aber ſie tat nicht wehe, ſondern behütete nur und machte unſichtbar.

Nachts kam im Traum ein Mann, der etwas in der Hand trug wie eine Glocke, die leuchtete; doch es war nur eine Dienſtlaterne, und der Mann war nur ein Schaffner. Er leuchtete dem Knaben ins Geſicht und ſprach: „Er ſieht wohl dem Vater ähnlich, der Blonde?“

„Ja, er ſieht ihm ähnlich,“ antwortete ſie glücklich und ſtreichelte weinend vor großer Liebe das Kind. „Er heißt auch wie der Vater: Chriſtian!“

Und während ſie im Traume Chriſtian liebkoſte, war ihr, noch im Traume, als habe ſie vieles verſäumt.

Der Park von Skalitz

Grade um die Zeit, als der Knabe Sebaſtian zu ſprechen begann, Worte, die nur deutbar waren in dem kleinen Vaterlande, das die drei Stuben ſeiner Eltern für ihn galten, mußte ſein Vater zu den Soldaten, deren damals das große Vaterland bitterlich bedurfte. Dieſer Vater wußte wohl, daß alle Väter ihre winzigen Kinder bis ans Lächerliche lieben, und dennoch war er des ernſthaften Glaubens, ſeine Liebe ſei von beſonderer Art, ja, jegliches Gefühl müſſe in ſolchen Zeiten abſonderlich erblühen, weil faſt jeder Menſch einen grauenhaft vertrauten Umgang mit dem Tode habe. Sprach er dergleichen Dinge ſpieleriſch und faſt eitel zu ſeinem Weibe, dann tat ſie, als zürne ſie ihm, und zieh ihn alberner Wichtigtuerei, aber auch ſie verhehlte ſich nicht, daß das Sterben nahe ſei, und in den Nächten lag ſie mit ſtrengem Mund und ſtarren Augen, fühlte, daß er ſterben werde, und verſchwor ſich, zu lächeln und ſiegesgewiß zu erſcheinen. So wucherte in den letzten Wochen ein krampfhaftes und fanatiſches Glück heran, wahnſinnige Erdenflucht, fürſtliche Erotik. Wenn ſie ſtille werden wollten, dann brauchten ſie nur den Knaben anzuſchauen. Die uralte ſüße Täppiſchkeit ſeines erſten Begreifens machte ſie trunken; ſie verirrten ſich tief in eine Myſtik elterlicher Leidenſchaft. Zuweilen war ihnen, als dürfe der Tod ihnen kein Leid antun, weil Sebaſtian ihre viele Liebe noch viele Jahre brauchte. Als das Kind beim Abſchied weinte, ohne Verſtand, nur weil es den Ulkmacher und Spieler am Vater verlor, ſpürte der Mann, daß die-

ſer kleine blonde Junge mehr als alles Geliebte auf Erden Inbegriff jeder Hoffnung war.

Er war nach zwölf Wochen ſo weit, daß er ins Feld rücken konnte. Noch drei Tage Urlaub erhielt er, dann reiſte ſein Bataillon nach einem der gewaltigen Truppenübungsplätze, wo es nicht Felder noch Forſte gibt, die man ſchonen muß, ſondern wo auch die Heimat zur Soldatenerde wird wie irgendein fremdes überblutetes Land.

Eines Tages gerieten ſie in das Dorf Skalitz. Sie erſchraken ſehr, denn das Dorf war gänzlich verwüſtet; von vielen Häuſern ſtanden nur die Mauern, drinnen raſchelten feine Birken über grasbewachſenem alten Schutt. Auch große ſtachlige Höhlen ſahen ſie im Sparrenwerk der Dächer, alles war, wie ſie es aus Filmen, illuſtrierten Zeitungen und maleriſchen Kriegsberichten kannten. Der Krieg wurde furchtbar lebendig, und alle Rekruten waren ahnungsvoll, heroiſch und romantiſch geſtimmt.

Skalitz war nichts als ein Übungsziel für deutſche Kanonen. Die Bauern irgendwohin gewandert, ihre Kinder ſchon längſt ohne Erinnerung an jene Hütten und Gärten. Mitten im Dorf, herrſchaftlich noch jetzt, lag maſſig das Gut, die Wirtſchaftsgebäude einer Feſtung gleich, zerſchoſſen und dennoch ſteinern-ſtark um den großen viereckigen Hof, in welchem Kraut und Sträucher zwiſchen den weißen Steinen ſtrotzten. Das Herrenhaus aber tief in einem unverwundeten, alten Park.

Hier ſetzten ſie die Gewehre zuſammen. Hier lagen ſie gedeckt gegen einen gedachten Feind, aber da die Stille lebendig war, wurde auch der Feind zur Wahrheit. Alle Bäume und die vielen wilden Blumen bedeuteten jählings den verlorenen Frieden der Welt, und den Mann warf

eine namenloſe Sehnſucht danieder: „Hier müßte Sebaſtian wohnen.“

Er hatte jeden Abend von ſieben bis zehn Uhr Zeit. Jeden Abend marſchierte er nach Skalitz und trieb ein zärtliches Weſen zwiſchen den Trümmern, jeden Abend ſchrieb er auf der Teichinſel einen Brief an Sebaſtian, den Kleinen, der noch nicht einmal ſprechen konnte.

Mein geliebter Sebaſtian,

nun haben mir die Menſchen den Nobelpreis gegeben, eine unzählbare Summe Geld. Ich nahm gleich hunderttauſend Mark davon, fuhr hierher und kaufte das Gut Skalitz. In einer Woche wird alles fertig ſein, die Stuben werden noch tapeziert, drei große grüne Möbelwagen ſtehen ſchon vor dem Tore, in einer Woche kommt Ihr zu mir, und wir wollen immer hier leben. Eine Schule iſt nicht in der Nähe, Du ſollſt auch in keine gehn. Die Mutter wird Deine Lehrerin ſein, Bank und Tiſch habe ich ſchon gefunden, mitten auf einer Inſel, Bäume über den Tiſch gebückt. Blätter werden auf Deine Schönſchrift taumeln, Käfer werden ſich oben bezechen und in Dein Tintenfaß ſtürzen. Da tu ihnen nicht weh, ſchaufle ſie mit Deiner goldenen Feder heraus und frage: „Darf ich ihn in die Sonne tragen?“ Du gehſt kniehoch zwiſchen Kräutern und Blumen, Königskerzen klopfen ſamten an Deine Haare, und Du läßt den Käfer auf einer Waſſerroſe Kahn fahren.

Mein liebes Kind, mein kleiner Graf und Freiherr von Skalitz, ich küſſe Dich. Ich geriet zu ſpät darauf, Dir zu ſchreiben. Küſſe die Mutter von mir.

Dein Vater.

Hier brach die Nacht ſchon herein. Er mußte laufen,

um zur Zeit zu kommen. Als er am Beobachtungsturm vorüberjagte, blies ſchon der Zapfenſtreich zum erſten Male ſentimental über die Baracken. Er durfte jetzt langſam gehen, er kam noch zurecht. Sein Herzſchlag wurde ſtiller, ſeine Seele war ſtill wie Sebaſtians Park, ſein Leib vor dem Schlafe war wie ein kühler, alter Baum. — — —

Mein lieber Junge,

wir haben zehn Zimmer im Haus und eine Küche mit drei tiefen, eingebauten Keſſeln, denn uns dienen viele Knechte und Mägde. Die Möbel aus der alten Wohnung müſſen alle hierher, wir werden ſie ebenſo ſtellen wie bisher, Du wirſt Dich gut zurechtfinden und gleich zu Hauſe ſein. Deine Spielſachen ſollen im unterſten Fach des Bücherſchrankes ſtehn, und auch den Schreibtiſch wirſt Du finden, unter dem Du hindurchkriechen kannſt. „Hund" kannſt Du da drinnen ſpielen, oder Du legſt Deine Eiſenbahnſchienen da unten hin, und die Lokomotive fährt zwiſchen meinen Stiefeln. Auch das Bild, das Du ſo gern haſt, ſoll an der alten Stelle hängen: die Venus von Giorgione. Als Du acht Monate alt warſt, liebkoſteſt Du mit kleinen Händen ihre goldene Bruſt und ſangeſt: Mama, Mama! Nun werden wir beide, Deine Mutter und ich, keine bedenklichen Geſichter mehr machen. Seit ich den Nobelpreis habe, mahnt uns der Bildermann nicht mehr.

Drei alte Stuben und ſieben neue. Wir haben jetzt einen Flügel, und Du ſollſt muſizieren lernen, Liebſter. Denn Du trägſt Deinen Namen nach einem großen Muſiker, Sebaſtian; Deine Augen glänzten, wenn ich Dir vorſang, und Deine Ohren ſind zweifellos muſikaliſch.

Schöner als alles, als Venus und Muſik und Spielſachen, alles iſt beſchloſſen in unſerm Park. Er hat viele hundert Bäume, uralt ſind die Wege; längſt beflog Erde den gewalzten Kies, und Blumen wachſen drüber hin. Fremde können nicht wiſſen, daß die vielen Blumenſtröme nur Wege ſind, wir drei wiſſen es allein und finden zurecht. Diſteln, die höher ſind als Du, verketten manchen Pfad. Da wirſt Du auf meinen Schultern reiten, ich wate mit Dir hindurch, und keine reicht bis an Deine Füße. Plötzlich funkelt ſeidiger Raſen vor uns. Dort ſetzen wir uns und ſpielen. Niemand kann uns ſehen hinter dem Geſtrüpp. Dein großer Hund hat Dich verloren. Todesangſt geißelt ihn. „Wo iſt Sebaſtian?“ ruft er. Er weiß genau, ihm habe ich Dich anvertraut. Wir hören ihn lechzen und müſſen leiſe lachen. Ich halte Dir den Mund zu. Der Hund ſpringt toll durch die Diſteln, ſieht Dich, heult laut, legt den Kopf in Deinen Schoß. Grüne geſtrickte Hoſen haſt Du an, Junge. Du biſt wie Gartenlaub. Alle Natur liebt Dich, Löwen würden Dich nicht freſſen, und die Zeit wird kommen, da Du die Sprache der Vögel verſtehſt.

Es iſt gut, die Sprache der Vögel zu verſtehen, Sebaſtian! Sie ſagen noch Friede, wenn alle Menſchen Krieg ſagen. Menſchen ſind hinfällig und zeitlich, aber die Vögel ſind ewig. Die Nachtigallen Deines Parkes ſind jenſeits des Blutes und des Zornes, und die Nachtigallen von Flandern ſingen das gleiche Lied. Selig ſind die Vögel, weil ſie ohne Geſchichte ſind! Lerne ihre Sprache verſtehn, und auch Du wirſt jenſeits des Blutes und des Zornes ſein.

Dein Vater.

Mein geliebtes Kind, wir haben einen Teich mitten im Park. Sei vorsichtig, wenn Du hingehst, denn lange Gräser und lockiges Gebüsch überhängen ihn, und er ist ganz grün besponnen. Ich weiß einen heimlichen Weg, zwischen Johannisbeersträuchern, ans Ufer hin. Eine morsche grüne Treppe führt hinab. Auf den Stufen sitzen wir wie auf dickem grünen Sofasammet. Wasserrosen heben die blassen Münder. Ich sage Dir, Du sollest kein Wort sprechen, damit Du die Vögel nicht verscheuchst, und breite behutsam einen Busch beiseite, und sieh, wir finden einen alten Kahn. Ich habe die Löcher schon geheilt, wir dürfen getrost hinein, und wir machen eine wunderbare Reise. Das grüne Gespinst zerspaltet vor dem Bug, und wo wir fuhren, bleibt eine glänzende Straße zurück aus dunkler Flut. Ich ziehe die Ruder ein, Fischschnauzen pochen an die Wände, ihre silbernen Rücken reiben fein entlang. Die Straße wird schmal, dann sind wir ganz umwoben, wie auf einer geschorenen Wiese. Deine Haare sind wie Getreide. Die beiden Eichen rauschen, und der Wind weht doch nicht. Die Mutter ruft: „Sebastian, Sebastian!“ und Du antwortest: „Mutter“. Sie steht in einem lila-hellen Kleide am Ufer, und wir holen sie ab und rudern zur Insel. Dort stehen Tisch und Bank, dort ist Deine Schulstube. Ich küsse Dich, leb wohl. Dein Vater.

Als er diesen Abend in die Baracke trat, fand er alle in erregter Fröhlichkeit. Man munkelte vom Abrücken, für morgen schon, nach Frankreich hinauf, gegen die Engländer. Er erschrak nicht. Der Traum von Skalitz erfüllte sich. Reicher als in jenen sehnsüchtigen Stunden konnte er nie werden, nun kam nur noch der Tod. — —

Mein geliebter, geliebter Sebaſtian,

Deine Mutter und ich ſchauen Dir vom Fenſter aus zu, wie Du im Graſe mit Bleiſoldaten ſpielſt. Deine Generäle ſind kleiner als ein Halm, ihre Pferde nicht ſo behende wie der Johanniskäfer, der golden-ſchwarz auf dem Reiterſtiefel Deines Königs ſitzt. Uns haſt Du vergeſſen, und es iſt gut ſo. Spiele oft ſo im Leben, daß Du alles vergißt. Spiele auch, wenn der Himmel ganz harmvoll iſt. Die Dinge ſind immer nur das, wozu Du ſie ernennſt, Könige, Generäle oder Knechte. Sieh, ich mußte in den Krieg und ſpielte „Graffein“ und „Nobelpreishaben“, ſpielte Parkbeſitzer und ſah immer Dich. Mir kann der Tod nur eine Kleinigkeit anhaben: daß er mich um die Wirklichkeit bringt.

Die Sonne geht unter. Der Abend reißt in den Himmel, der tagüber trübe war, ein großes Loch, und in der Schlucht des Gewölks brennt die Sonne ungeheuer freudig. An einem ſolchen Abend erlebte Deine Mutter jüngſt etwas ſehr Schönes. Kinder ſpielten im Regenwaſſer der Goſſe; da brach, wie heute, der Himmel auf, und alle ſchrien plötzlich, von Gott beredt gemacht: „Friede, Friede!“

Denn mit der Sonne iſt es wie mit den Vögeln. Auch ſie lebt jenſeits des Blutes und des Zornes. Bleibe dieſen ewigen Dingen treu, mein geliebter Junge. Friede iſt Gnade. Verdiene ſie dir, indem Du viel liebſt. Liebe die Weſen der Natur, und Friede wird mit Dir ſein, weil Du in ſie eingehſt, wie Du aus ihr kameſt, als Du Kind wurdeſt im Leibe Deiner Mutter, bis Du reif warſt und zu uns kommen durfteſt. Niemals wirſt Du träge werden, wenn Du lieben kannſt, niemals wirſt Du ſcha-

chern und für Reichtümer Reliquien geben. Im Park von Skalitz iſt jedes Geheimnis der menſchlichen Würde beſchloſſen, es wohnt gerne hier, denn hier iſt es einſam. Liebe die Einſamkeit; ſie iſt alles, was Du von mir erbſt.

Ich liebe Dich ſehr, Sebaſtian! Denke an mich, ſprich mit der Mutter von mir. Ich denke, Du wirſt Deiner Mutter und mir ähnlich werden.

Wenn Du Dich auf die Zehen ſtellſt, reichſt Du doch nur bis zum Tiſchrand; wenn Du zu mir hinaufwillſt, wachſen Deine Arme wie zwei Blumenſchäfte zu mir hinan. Du Noch-Natur und Du Stücklein Gott, ich liebe Dich.

Leb' wohl, mein Sebaſtian! Vater.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier wurde das Spiel zu bitterlich. Der Mann brauchte große Kraft, um nicht niederzubrechen. Er verſuchte ſich, ſchmerzhaft zermartert, in ſinnloſen Phantaſtereien: niemals wieder in die Baracke zurückkehren, immer hier hauſen, Kartoffeln in den Nachbardörfern ſtehlen, Vorräte in die Keller hamſtern, von Obſt und Beeren leben, Weib und Kind hierher kommen laſſen, auf der Inſel eine Hütte bauen, Friede ſchließen mit den vielen Feinden ſeines Vaterlandes, weiterleben, weiterleben.

Aber er lächelte: Man würde ihn finden, eine Kompanie würde rechts und links herausſchwärmen, man würde einen Polizeihund hetzen.

Die Büſche tun ſich auf, der Hund ſteht mit roter langer Zunge vor dem grünen Teppich des ſtillen Teichs. Die Kommandos zürnen zu den Vögeln hinauf, die Singvögel fliehen, die Soldaten holen den Deſerteur, und Sebaſtian muß weinen.

Er verfaßte noch ein Poſtſkriptum an ſein Weib:

Geliebte, ſorge dafür, daß Seba als Herr von Skalitz nicht die Wege jäten läßt. Sondern er ſoll alles ſo laſſen, wie ich es zuletzt ſah. Leb' wohl, Liebſte. Ich bin ganz gefaßt.

Der Weg

Der kriegsfreiwillige Musketier Wolfgang, der die Schlachten von Lodz und Lowicz in einer Starrheit mitgefochten hatte, die ihn in nachdenklichen Viertelſtunden betroffen machte und ihn erbebend einer unfaßlichen Umwandlung ſeiner fröhlichen Seele in eine kühle, mörderiſche und unerbittliche, gewärtig ſein ließ, wurde infolge irgendwelcher zufälliger Gründe dazu beſtimmt, vor dem Hauſe des Kavalleriebrigadekommandeurs, der ihn eigentlich gar nichts anging, Poſten zu ſtehen.

Es war in einem Dorfe Nordpolens am ſpäten Nachmittag, und er hatte ſeine Zeit in ſtumpfer Müdigkeit ſchon abgeſtanden, da ſchrie Alarm durch das dicke Dämmern, weil die Ruſſen, wie ſie es liebten, im Schutze des verlogenen frühen Abends einen ihrer erboſten Vorſtöße unternahmen. Wolfgang ſah den grauen Klumpen eines Bataillons, das ohne Zweifel das ſeinige war, zwiſchen den zertrümmerten Häuſern ins Unbeſtimmte ziehn, und er trippelte töricht laut auf dem harten Boden, um den Offizieren im Hauſe zu beſagen, daß hier ein Mus-

ketier vergeſſen worden, dem nichts daran gelegen war, fern vom Schuſſe zu bleiben.

Geſchützfeuer ſchlug gegen Südoſten durch den kalten Abend, und qualmig rote Pfützen gewaltiger Feuersbrünſte quollen aus der Ferne herauf, ohne ihn ſehr zu rühren. Er hatte nur die Sehnſucht, von dieſem verdammten lautloſen Hauſe wegzukommen, im Laufſchritt ſeinen Leuten nach, und endlich die Rücken der Männer, die er kannte, und denen er Du ſagte, drei Sprünge vor ſich im Dunkel zu erkennen, und dann wieder feſt gegründet in ſeinem Bataillon zu Hauſe zu ſein und zu töten.

Gegen neun Uhr des Abends traf ein General mit Begleitern vor dem Hauſe ein. Wolfgang faßte ſich nicht länger, und vor Kälte klappernd, wodurch ſeine Bitte vielleicht noch eindringlicher und kindlicher erſchien, bettelte er treuherzig um Ablöſung. „Die kämpfen gewiß ſchon ſeit vier Stunden," ſagte er, und das gab den Ausſchlag. Der Offizier klopfte ihm gerührt auf die Schulter und belobte und entließ ihn, auf ſeine, des Generals eigene Verantwortung, nickte noch einmal in ſein wunderſam erwarmtes Geſicht und verſchwand im Hauſe.

Dann trat Wolfgang den Weg an.

Es war ein polniſcher Weg und eine polniſche Nacht, mit niedrig hängender Decke ohne Sterne, platt wie eine ungeheure Pfanne über die Welt geſtülpt, und er hatte ſeinen Humor an dieſem duckmäuſerigen Himmel und reckte ſeinen Kopf, um an die Wolken zu pochen, und hatte ſeinen Humor an dem verkrüppelten Wege, weil jeder Schritt ihn rüttelte und erſchütterte und wärmte, bis er ſein Blut behaglich ſprühen ſpürte, und bis ſein Herz in einer glückſeligen Innigkeit klopfte, als eile er

einer ſchönen Begegnung zu. Er faßte ſein Gewehr zur Abwechſelung in der Mitte an, das ſchlanke Gewehr ganz unordentlich um die Taille und ließ es ſchaukeln und ſang dazu, nicht etwa furchtſam, weil nun die Trümmer des Dorfes zurückgeblieben waren und ihn allein ließen mit den maßloſen Feldern, die von der Rechten und der Linken abendgrau und wellenlos herantraten, ſondern einfach wie einer, der vollen Herzens iſt, immer die prächtigen breiten bepackten Rücken der letzten Männer ſeines Bataillons im Sinn, immer mit einer Zunge, welche ſchon fröhlich flattern wollte: holla, da bin ich wieder! ſo ſang er die Stelle aus dem Lied von der Glocke, wo von des Abends ſanfter Röte geredet wird; und ſein Tenor, der fröhlich über ſich ſelber war, funkelte wie ein ſchlankes und blaues Licht unter dem dumpfen Himmel.

Nach einer Stunde gerüttelter Wanderſchaft jedoch war der Kanonendonner noch ebenſo fern, und die Feuerpfützen waren noch immer nur angeglühter Abendbrodem, aber keine blanke und nahe Glut. Er ſehnte ſich nach Flammen, darin man die Balken ſchon zählen kann, und ſehnte ſich, wieder Granaten zu ſehn; nach Nähe ſehnte er ſich. Und als die zweite Stunde verwandert war, ſtanden ſeine Lippen längſt liedlos aufeinandergenietet, und war ſein Gewehr geſchultert, ordnungsmäßig und poſtenhaft, und waren ſeine Beine zwei ſchwere hölzerne Klötze, die ſich um ein widerwilliges Scharnier drehten, und von der Ermüdung des langen Stehens, die nun ihr Blei verſpätet durch ſeine Glieder goß, verdroſſen und plump.

Und dann klärte ſich die Nacht. Schächte von unge-

heurer Höhe, hunderttauſend Kilometer hoch vielleicht, Fernrohrſchächte bohrten vom Zenit herab in den muffigen Abend, und oben, hunderttauſend Kilometer hoch, in einem Kreislein, das ſo groß wie eine Kinderhand war, glitzerte ein Stern. Schacht an Schacht und Stern an Stern, und endlich ſtürzten die Scheidewände zwiſchen den Himmelslöchern zuſammen zu nächtlichem Staub, der in alle Weiten geblaſen ward, und nun war die Nacht vollendet, und die Sterne ſtanden regungslos oben, zu Bildern gereiht, oder launenhaft und ohne Ordnung vergeudet, die großen mit ſilbernen Dornen ringsum und die kleinen nur wie ein Nadelloch in ſchwarzem Papier, das eine grelle Lampe umhüllt.

Wolfgang wollte ſich einreden, daß es blöde ſei, nach den Sternen zu ſchauen, wenn ein Paar müder Beine einen polniſchen Weg zu laufen haben, aber es gelang ihm nicht: er ſtarrte hinauf, vergewaltigt und in lähmender Begierde, er ſtolperte dabei und hob die Beine zu hoch oder zu niedrig, und wie ein Kind, das ſeinem abgeriſſenen, ſchon turmhoch fliegenden Ballon nachſchaut, weinerlich und zum Lächeln reizend, ſo taumelte er dahin, dem Bataillon nach, wo er zu Hauſe war.

Aber ſiehe, er vergaß des Bataillons und vergaß, daß er der Musketier Wolfgang war, und er wußte nur, daß er die Sterne zum erſtenmal im Leben ſah, fürchterlich und böſäugig, wie ſie waren, und gar nicht milchig und mädchenmilde, wie es ſein Vater ihm hatte weismachen wollen, wenn er an Sonntagabenden mit dem Jungen zur Stadt heimkehrte, die im Tale ſchlief, und wenn er ſagte: „Sieh, den Orion!“ Ach, was Orion und was Kaſſiopeja! Nun ſtanden ſie gleich Ketten aus ſilbernen

Gliedern und droſſelten der Erde die Kehle zu, nun ſtanden ſie wie blankgeputzte Eiſenkugeln an Peitſchenriemen und geißelten die Welt, und waren wie die Morgenſterne, Eiſenäpfel mit bittren Dornen, mit denen man den Heiland einſt in rote Fetzen gehauen hatte!

War das ein beſoffener Soldat, der zum Himmel drohte? Ach, es war nur ein müder Mann, dem das Gewöhnliche ungewöhnlich ward und das Ewige zur perſönlichen Beſchimpfung und das Unveränderliche zu einem ärgerlichen Getändel aus ſilbernen Funken. Der Himmel war keine Pfanne mehr, die finſter über die Erde geſtülpt war, ſondern ein Keſſel, kugelrund ohne Frage, aber ſo wahnſinnig hoch, daß er einem Zylinder glich, mit glatten ſteilen Wänden um den Horizont gemauert, und keiner konnte hinaus, und ein Mann, der einen Meter und achtzig hoch war, alſo beträchtlich hoch in der Zeit der vielen Zwerge, war nur wie ein Floh im großen Keſſel, nein, nicht wie ein Floh, denn der konnte ſpringen, ſondern wie eine jämmerliche Fliege, der man die Flügel ausgeriſſen hat, und der ein Broſamen zum bittren Berge wird. Wie eine Fliege kroch der Musketier, er hatte vor einer Woche fünfundvierzig Kilometer tagtäglich gemacht. Er lachte laut, weil er ſo langſam war; er blieb an Bäumen ſtehen und ſchaute ſpöttiſch zum letzten Baume zurück. Das waren dreißig Kinderſchritt, und wieviel Zeit? Er ging mit der Uhr in der Hand, aber er kroch nur; das blieb wahr.

Das Feuer der Geſchütze erſcholl nicht näher, und die Glutpfützen gegen Südoſt wurden nicht blank.

Wolfgang merkte plötzlich, daß es nach brachen Feldern roch. Von einer ſonderbaren Spannung angefaßt, bückte

er ſich am Wegesrand, grub im kleinen Lichtkreis ſeiner Laterne eine Handvoll Erde herauf und betrachtete ſie gewiſſenhaft und ſtier.

Da wurde er kalt vor Entſetzen, und war doch nichts in ſeiner Hand als Krume bei Krume und dann und wann ein Fetzchen faules und erbleichtes Gras, aber eigentlich nur Krume bei Krume, finſter und fettig und voll eines Geruches, der wie aus großen Tiefen kam. Er ließ die Erde fallen und ſchüttelte die geſpreizten Finger, als habe er ein ekelhaft ſchleimiges Tier berührt. Denn nun erkannte er es erſt und lief doch ſchon zwei Stunden durch das Grauenhafte hin: rechts und links war nur Erde. „Ach!“ ſagte er, „ach!“ und zog den Kopf ein und vergaß, daß es die gleiche Erde war, die er ſchon zehnmal ſchwitzend aufgebuddelt, und die ihn behütet hatte, und die gleiche Erde, die zu Hauſe im Garten war, und aus welcher die dicken geſprenkelten Bohnen wuchſen und alle Blumen. Er fühlte nur eines in dieſer Nacht, daß rechts und links, Kilometer um Kilometer, polniſche Erde war, Krume an Krume, faul und beregnet und mit verweſenden Leichen im Bauch; niemals auszuſchachten; Milliarden von Tonnen, für alle Schiffsleiber der Welt noch viel zu viel; den Ärmelkanal konnte man zuſchütten mit dieſer Erde, und England wurde ein dummes Halbinſelchen, ja, die Oſtſee konnte man verſchütten, und man marſchierte nach Hammerfeſt zu Fuß. Lichtlos lag ſie, ſpürte nichts und ſprach nichts, lachte nicht und war nie traurig und reichte bis Wladiwoſtok. Alles war Rußland und feindſelig groß. Er erinnerte ſich noch gut der Geographieſtunden ſeiner Schülerzeit, die gar nicht ferne war; er ſah die Karte von Rußland, fürchterlich, ein-

farbig, der tote Fleck im bunten Bilde Europa. Der Maler war wohl gestorben mitten im Werk, an der Cholera vielleicht, und der Fleck blieb tot, keiner malte weiter.

Wolfgang sah es vollkommen deutlich: Eine ungeheure Landkarte rollte sich auf, steil durch die Nacht, von den Sternen herab, an die sie genagelt war, die Karte von Rußland, ganz grün! Und achtzig Kilometer östlich vom mohnroten warmen Strich, der Deutschlands Grenze war, kroch die Fliege Wolfgang, der Kriegsfreiwillige und Musketier. Wohin wollte er? Nach Wladiwostok, über die finstre russische Erde. Es fror, und er wollte nach Wladiwostok!

Gar nicht in den Sinn kam es ihm, kehrtzumachen und rückwärts zu laufen, wo es das Haus eines Brigadekommandeurs gab. Er wußte genau, der ging ihn nichts an. Die Richtung war unerbittlich. Drahtseile waren an seine Zunge gespannt, und sie zogen ihn vorwärts, dem Bataillon nach, aber der Geschützdonner blieb noch immer fern. Die Feuerpfützen waren nur wie der Himmel an Allerseelen.

Da begann er zu laufen:

Was ist es, wenn Männer laufen? Wir haben Männer laufen sehen, wenn sie zur abfahrenden Straßenbahn wollten, oder wenn sie ans Haus der Hebamme stürzten, weil eine geliebte Frau zu Hause schrie und gebären wollte. Aber Wolfgang lief anders: Er schmiß das Gewehr ins Feld, er schnallte den Tornister im Laufe ab und ließ ihn rutschen; er lief mit geschlossenen Augen, die linke Hand gespreizt zurückgereckt und die rechte vor der Stirn, auf welcher der Schweiß gefror; er lief wie

ein Knabe vor einem wilden Hunde, den er geärgert hat; ſeine Lippen waren geſchüttelt von Angſt wie des Knaben Mund, der immer bettelt: Vaters feſte Haustür! Vaters feſte Haustür, und der Hund iſt draußen, und ich ſtehe drinnen! Er ſchlug mit den Hacken an den Hintern, ſo warf er die Beine; er war ein Gelächter in dieſer furchtbaren Nacht. So lief er.

Und die Sterne liefen mit, ſie überkugelten ſich und liefen ſeines Weges, ihr Funkeln ſtieß lotrecht auf ſeinen bloßen Kopf. Er wiſchte über die Haare, um die Sterne fortzuwiſchen, die da oben feurig eingeniſtet waren.

Und die Erde lief mit, ſeltſamen grauenhaften Laufes. Unterirdiſch lief ſie auf zehn Millionen Beinen, aber ihr Rücken rutſchte nur unaufhaltſam an der Chauſſee dahin. Manchmal warf ſich Wolfgang zu Boden, das Antlitz der Straße zugekehrt, die Ohren verſtopft, aber er hörte die Erde dennoch gut. Sie quoll und rieb an den Wegrändern hin. Ein einſamer Mann auf einem Wege durch tiefüberſchwemmtes Land, das war Wolfgang. In einer halben Stunde ſpuckt das Waſſer ſchon an die Knöchel, und nach einer Stunde ſteht er mit ſteif geſteiltem Kinn und wackelt mit den Händen, wie eine umſchwemmte Weide mit ſchwebendem Geäſt.

Wolfgang ſchrie Hilfe, Hilfe, und dann Vater, Vater, Vater; aller Gebete inbrünſtigſtes Wort, quer in die polniſche Nacht. Auf dieſer wandelloſen Ebene lebte kein Echo, ſein Schrei blieb einſam. Dann bettelte er lautlos um allerlei wahnwitzige Sachen. „Nur noch einmal!“ ſo fingen alle Bitten an: Nur noch einmal einen Schornſtein auf einem Dache ſehn, oder eine Tonne, — die Reifen durften geſprungen ſein, — oder einen blank ge-

putzten Wasserleitungshahn, oder einen Kaffeelöffel mit seiner Mutter Namenszeichen, oder einen weißen Fruchteiswagen an einer deutschen Straßenecke, oder das Geröhre der Warmwasserheizung im Hauptbahnhof! Oder, — das mußte schön sein, — ein Lied der Regimentskapelle, ein trauriges vom Ausmarsch, das galt ihm gleich, eines, das in falschem muntren Tempo gespielt wird, um der Wehmut den Takt zu verderben. Trompeten, Pauken, Trommeln und Pfeifen! Jeder Ton war voller Güte und etwas wie ein starker Baum, daran man sich halten kann mit verknoteten Händen, und den man nicht mehr läßt.

Sein letztes Betteln war aber dies: Die Rücken der Kameraden zu sehen, derer im letzten Glied. Sie schießen, und drum hören sie ihn nicht. Er springt sie an, er klammert seine Hände unter ihren Armen durch, er kittet sein Gesicht an ihre breiten warmen Rücken und lacht und hört sie brummen: Na, Wolfgang, wo kommst du denn her?

So lief er dem Geschützgrollen und den Feuersbrünsten zu, stürzend, sich aufraffend, zäh. Er hörte schon die Schrapnells singen, sah schon Balken von Feuer umflossen und konnte Sparren in brennenden Dächern zählen. Er war im Dorfe, Tote sah er auf dem Wege, die er kannte, und er nickte ihnen brüderlich zu. Als die Geschütze jäh verstummten, und als ihn schon das Grauen fassen wollte, er sei in die Irre gelaufen, sah er sie hinter einer zerschossenen Scheune, müde, hockend und an Wunden greifend. Er suchte nur den dicksten, den Feldwebel, fand ihn, stürzte auf ihn zu und sank auf die Knie. Er grub seinen Kopf an seine breiten Hände. „O, Herr Feldwebel!“ weinte er, „o, Herr Feldwebel!“

Keiner begriff ihn, denn ſie kannten ihn als einen Tapferen. Sie fragten ihn beſtürzt und erbleichend, weil ſeine Augen irrſinnig waren. Er lächelte ſie an. „Jetzt iſt es wieder gut," ſagte er, „nur der Weg war ſchlimm!"

Er mußte in die Heimat. Er konnte die Sterne nicht ſehen, er zitterte bei jedem Geräuſch, und wenn er große Flächen ſah, ſchrie er vor Angſt.

Das aufgewachte Dorf

Als die Landwehrmänner abgelöſt wurden, hatten ſie alleſamt keine andere Sehnſucht, als nur zu ſchlafen. Die Wege, über die ſie trotteten, um ein geruhiges Dorf zu finden, waren Schlamm und ſchmieriger Schnee, und ſo waren auch die Felder, Schlamm und ſchmieriger Schnee, zerfahren, zerſchoſſen, ſeit dem Herbſt ſchon verwahrloſt, und warteten für dieſen Frühling keiner Saat entgegen. Da wurden die Landwehrmänner, welche Dörfern entſtammten — und deren gab es manche —, faſt verdroſſen, als habe man der ſchönen Erde, die unter dem Schlamm geknechtet lag, ein bittres Unrecht getan, daß man ſie nicht pflügte, und als müßte ſie, wenn ſie nur einen Mund zum Klagen hätte, alle Tage und alle Nächte jammervoll bitten, wie eine Katze, die den Frühling wittert, und die man nicht zu den fröhlichen wilden Katern läßt.

Denn es war ſchon tief im März, wo die lebendigen Kreaturen ſehnſüchtig werden, und wo man den ſtummen Dingen glaubt, daß ſie Herzen haben.

In Polen aber lag nur Schlamm und ſchmieriger Schnee. Und auch den andern Soldaten, die von Pflügen, Saat und Ernte wenig wußten, den Städtern, wurden die Seelen verfinſtert. „Gehen wir etwa auf Wegen, oder gehen wir quer über Feld?“, ſo murrten ſie. „Alles iſt ja eins, Schlamm und Schnee!“ Und die Verdroſſenheit fiel ſo böſe über ihre Sehnſucht her, daß ſie auch vom ſchönen langen Schlafen nichts mehr erwarteten: „Schlafen, ja ſchlafen, und was dann?“

Ihre Herzen waren zu ſimpel, um ob des ſonderbaren Wandels zu erſtaunen; nur der Korporal Matthias Glöckner, der in Friedenszeiten Schulmeiſter war, glaubte ergrübelt zu haben, was aller Sehnſucht ſo jäh bereifte: daß ſie vielleicht in fernem Ingrimm die Sinnloſigkeit ſpürten: Da wandern wir nun ins Ausruhn hinein, aber es iſt doch nur ein Ausruhn im polniſchen Dorf, und iſt ein ſchmieriges Dorf in Schlamm und Schnee!

Matthias blickte gegen Weſten an die grauen Fichtenwälder und dachte ſich einen ſchönen breiten Waldweg aus, von Wagen befahrbar, mit zwei fein gemuldeten, ſanften Gräben an den Seiten und mit weißbeſpritzten Kilometerſteinen. Ja, wenn es durch den Wald ginge, das wäre ſchon eher was! Und als er ſich erſt quer durch den Wald gedacht hatte, ſah er Dörfer vor ſich, und weiße Chauſſeen im erſten kühlen Frühlingsſtaub, und er dachte ſich auch noch über die vielen Chauſſeen hinüber, und am Ende geriet er in ein deutſches Dorf. Da ſchrak er auf und ſah den Leuten in die Augen: „Wenn's ein deutſches Dorf wäre, nicht wahr?“

Sie drehten die Köpfe, begriffen, ſchluckten und wurden freudenrot.

„Ja," antwortete einer, „ein deutſches Dorf!"

Und von nun an hatten ſie alle etwas zur insgeheimen Liebe, das Trotten wurde ein halber Marſch, dem Schlafe wurden ſie wieder gut, das Ausruhn war kein Aberwitz mehr, ſondern verlohnte ſich ſchon; ſie trugen an der ſchönen Sehnſucht wieder ſchwerer als an den Torniſtern, und ſo begannen ſie zu ſingen.

Doch als ſie nahe am Walde das Dorf entdeckten, lichtlos und ohne Geräuſche und mit niedren Dachhöckern knechtiſch unter dem verbißnen harten Himmel, wurden ſie aufs neue ſtill. Sie gingen an den leeren Häuſern dahin, hohnvoll gegen die dummen Bauern, die geflohen waren, aber mit heimlicher Zärtlichkeit: Iſt denn gar keiner da? Im Gaſthaus, das ſamt dem finſteren Kramladen einem Juden gehörte, tranken ſie nicht viel. Sie trollten in die Stuben und die Kammern toter Häuſer und ſchliefen bis ſpät in den neuen Tag, durch den es windſtill herniederregnete, unendlich aus hängendem Himmel. Der Wald trieb in die Gräue fern hinüber und erſoff wohl in einem tiefen Sumpf; die Häuſer ſtanden ſchlottrig, triefend, unbeſtimmt; die Welt war eng. Sie tranken beim Juden Schnaps, ſpielten Karten und waren ganz ohne Liebe. Lieder wußte keiner an dieſem Tag. Und ſo ſchliefen ſie die zweite Nacht.

Vom Märzenſturm, der in dieſer Nacht über Pleno fuhr, witterten ſie nur in unruhvollem Traume, aber am Morgen brach durch alle Fenſter ein Viereck lauteren Sonnenſcheins; die Mutter Gottes im Bilde war neugewandet in dunkelblauen Sonntagsſamt, das bleiche heilige Antlitz war errötet über Nacht und rückte den Herzen nahe gleich dem Geſicht eines lebendigen lieben

Weibes, und ihr Diadem war aus frischem rotem Gold. Die Soldatenstiefel standen hohl mit getrocknetem polnischem Schlamm da, und siehe, der Schlamm war zur lichten Erde gewandelt und gab der deutschen Erde nicht gar zu viel nach. Das herrlichste aber war der Geruch, ein nächtlich erblühter, ein unerhört starker Geruch, der durch die Fenster in breiten Sätzen sprang und einem mit Gelächter das Niesen aus der Nase trieb, ein Geruch nach Gärten und aufgewürfelten speckigen Schollen und auch nach den deutschen Parken, darinnen Denkmäler stehn.

Man lief ans Brunnenrohr, um sich zu waschen, ließ das Wasser zum Spaße laufen und freute sich, weil der armdicke Strahl wie ein leichtes Hutband im Märzwind flog, und ließ es schießen, ließ sich bespritzen, wusch sich und schnaubte rot und blank aus dem silbernen Schaum empor. Man mußte sich rasieren heut und streichelte vergnügt die glatten Backen, und tolle, drollige, glückselige Worte fuchtelten von Tür zu Tür, denn vor allen Türen stand an diesem Morgen ein Fröhlicher und sah den Himmel an, den blauen, wolkenlosen, auffallend hohen, der aus den letzten bewegten Bäumen des Waldes fein in die Höhe spann, und auch der Wald war sonderbar, der Wald war grün!

Man stellte sich auf die steinerne Schwelle, die zur Straße führte, vorerst nur schalkhaft auf beide Absätze, wippte ein wenig und wiegte sich, dann trat man mit den Stiefelspitzen tastend auf die Erde, und man sank nicht ein. Man forschte mit künstlich angewidertem Gesicht über den Fahrweg hin, man wollte es der polnischen Straße noch einmal zeigen, daß man Anständigeres unter

den Füßen gewohnt war, Gepflastertes, Gekehrtes und Gesprengtes, aber insgeheim schaute man schon mit Wohlwollen drein. Von tausend Hufen war die Straße zertrichtert, doch in den Spuren stand das Wasser wie gefiltert, und jeder kleine runde Spiegel trug einen kleinen runden blauen Himmel zärtlich umspannt. Die Erdwände zwischen den Löchern waren hellgeblasen vom Märzenwind und an den Firsten schon ein wenig mürbe und zerkrümelt. Einer bückte sich, nahm ein paar Körner auf, zermalmte sie in der Hand und streute die Krumen zurück in die kleinen blauen Seen. „Ein schöner Tag," sprach er, beiläufig tuend. „Ja, das muß man sagen," antwortete es von allen Türen.

Und man ging sachverständig überlegen durch die Häuser. Billige Arbeit, polnische Arbeit, Bettlerarbeit, aber immerhin! Man runzelte die Stirn ob der befleckten Wände, man versuchte mit der Stiefelspitze spöttisch die morschen Bretter, aber immerhin! Auf den Brettern lag die Sonne, und wo ein Span in die Höhe gesplittert war und schräg von der Diele abstand, da gab es einen schmalen Schatten, eine blaue feine Lanze auf goldenem Holz. Man sah die vier lichteren eckigen Flecke, auf denen Bettstellenbeine gestanden hatten, verwanzte lumpige Betten sicherlich, aber einmal standen wohl Kinder neben den Betten und angelten mit blauen Augen knapp über die hölzerne Höhe zur Mutter und zum Vater. Spinnweben schleierten in den Winkeln und taumelten im Wind, schöne Wirtschaft! Aber die Fäden flossen über vom schimmernden Morgen, wie blonde Haare nach frühem Bad, und winzige Fittiche ermordeter Fliegen hingen im Gespinst und glommen zitternd wie Muschelstaub. Man stieg über

quarrende Treppen und mußte manchmal über Klüfte ſpringen; Dächer waren fort, lagen verbrannt, zerſchoſſen und verfault, aber gradewegs hinauf in den Himmel durfte man ſchauen von hier, freiwindumweht konnte man ſtehen wie auf Turmdächern, und die Erde roch kräftig herauf.

Man ging in die Kneipe und vermißte vollen Ernſtes die polniſchen Leute. Waren ſie alle geflohen oder von den Ruſſen totgeſchlagen? Man hätte ihnen ein gemütliches Wort geſagt, man hätte den Männern eine Zigarette geſchenkt und den Weibern einen Laib Brot. Der Jude ſprach ein paar deutſche Worte; man klopfte ihm auf die Schulter wie einem deutſchen Schenken. Er war ein aufrechter alter Mann, beinahe ein alter Herr. „Wo iſt der Sohn, Herr Gaſtwirt? Sie haben einen großen Sohn, das iſt klar!“ Er horchte mit großen Augen. „Im Kriege!“ — „Und die Enkel, wo ſind die Enkel?“ Er wies nach allen Richtungen: „Fort!“

Rot und grün und gelb brannte der Schnaps auf den Brettern, mitten in der Sonne. Man ging ſparſam mit ihm um und trank ihn als Kenner. Man wollte nicht die heißen Farben zu jäh erlöſchen laſſen. Vor jedem Trunke hob man das Glas gegen den hellen Tag.

Dann begann einer umſtändlich einen Brief; man ſah ihm eine Weile zu, holte ſeine Sachen und ſchrieb desgleichen. Bauern traten zu Matthias Glöckner. „Herr Lehrer,“ baten ſie verlegen und mit einer Vertraulichkeit von früher her. „Herr Lehrer,“ wiederholte er lachend und freute ſich des Wortes. Dann ſchrieb er für ſie, aber er verlangte, daß ſie diktierten, und ſchrieb genau, wie ſie ſprachen: „Da ſitzen wir in einem polniſchen

Dorfe, aber weil heute eben die Sonne ſcheint, und wie geht Dir's denn, und ſind auch die Kinder auf dem Poſten?" Von der Sonne mußte er viele Male ſchreiben. „Sie hat es uns angetan," das ſpürte er zärtlich erſchrocken, wurde nachdenklich, reckte ſich und ging langſam hinaus.

Doch er ſchritt ſo ſonderbar, daß es allen gleich auffiel. Sie folgten ihm leiſe und ſahen ihm immer nach.

Sein Geſicht hatte nichts Korporaliſches mehr, funkelte nicht herriſch gradeaus, ſondern es neigte ſich in liebevollem Suchen zur Rechten und dann zur Linken. Bienenzüchteraugen hatte er in dieſer Stunde und Pflegevateraugen, die nach Blumen in den rohen Gärten forſchten. Sein Körper neigte ſich vornüber, unſoldatiſch und behaglich, und die Hände legte er plötzlich auf den Rücken, einem ſpazierenden Beamten gleich, dann ſtahl er ſie unter den Waffenrock, dann ſah man den Rock in gleichen Stößen ſachte beben, weil die Finger immer hinten an der Schnalle ſpielten. Ja, jeder mußte es ſehen: eine Schulmeiſtergebärde war wieder aufgewacht, alten behaglichen Ganges entſannen ſich die Soldatenbeine mit einemmal, und nun ſuchte er mit halbgehobenen Augen an den häßlichen Häuſern hin, bis er fand, worauf er mit pochendem Blute gelüſtig war: ein rotes Ziegelhaus, mit zerſchoſſenem Dache, aber ein Schulhaus ganz gewiß. Ein morſcher Barren und die Pfoſten eines Reckes ſtanden auf kotigem Platz daneben, die Fenſter klafften, eine Schultafel wankte gebrechlich in einer Ecke, und das Bild des Zaren hing mürriſch in der Mitte der unreinen Wand.

Drinnen in der großen hohlen Stube fand er keine Bänke, nur die Spuren ſah er deutlich, wo ſie einmal geſtanden. Drei Reihen mußten es geweſen ſein, in jeder

Reihe fünf Bänke, auf jeder Bank vier Menſchenkinder, Jungen und Mädel. Wollen einmal rechnen, drei mal fünf mal vier, ſechzig Menſchenkinder, Jungen und Mädel! Matthias Glöckner lächelte in großer Liebe; er ſtand in der Leere und ſah die Kinder ganz genau. Seine Hände zuckten. Er hatte Sehnſucht, etwas zu erklären, etwas Schweres nahzubringen und den Sinnen darzureichen. Seine Augen ſuchten im Zimmer herum. Zum umgeworfenen gelben Schrank in der Ecke lief er behende, kniete und erbrach mit einem Ruck die lockere Tür. Kreide, Kreide!

Und nun ſchritt er vor den unſichtbaren Bänken dahin, der ſchiefen Tafel entgegen, das Antlitz immer den unſichtbaren Kindern zugewandt, und den rechten Arm erhob er ſchon und hielt die Kreide ſpitz zwiſchen den Fingern. „Nun paßt gut auf!“ ſprach er mit ſtiller Entſchiedenheit und malte in die Tafelmitte den Buchſtaben „z“, mit Haarſtrichen, die in makelloſer Stete den Grundſtrichen zuſchwollen, und mit vollendetem Gleichmaß von Zierlichkeit und Kraft. Hierauf ſchrieb er weiße ſchöne Wörter über das ſchwarze Holz, alle hatten ein „z“, ein großes oder ein kleines: tanzen, glänzen, Zugvogel, Zaun, und plötzlich lachte er, zog ſein Taſchentuch, lief in den Hof, tränkte es tief in einer Pfütze, kehrte zurück, wiſchte die Tafel in ſenkrechten breiten Streifen, und hinein in die feuchte Schwärze, aus der es ſachte und puderweiß aufging, zeichnete er jubelnd dreimal das gleiche Wort: Lenz, Lenz, Lenz!

Die Schöpfe der Soldaten ſah er nicht, die über das Fenſterbrett wie Blumentöpfe lugten, braune, blonde, lockige und ſchlichte Schöpfe. Sie ſtörten ihn nicht;

regungslos ſtanden die Männer. Sie hatten alle Wörter wie Schulkinder buchſtabiert: tanzen, glänzen, Zugvogel und Zaun, und dreimal hintereinander laſen ſie jetzt mit ſchweren Herzen: Lenz, Lenz, Lenz.

Da wußten ſie endlich, was ſich begeben wollte: daß der Frühling kam, und daß ſie in der Fremde waren; aber da es nicht anders ſein durfte, traten ſie wenigſtens wie Kinder auf die naſſe Erde, vom rechten Fuß auf den linken, zu ſpüren, wie prächtig ſie quoll.

Der Schmied am Fenſter flüſterte: „Ja, der hat's gut!"

„Lenz!" ſprach Matthias Glöckner mit lauter Stimme langſam. Sein Körper und ſein Antlitz gaben ſich breit und hell der Klaſſe hin, ſeine linke Hand rührte leicht gegen die Tafel und wies von Letter zu Letter. Dann ſtellte er dem leeren Hauſe mit den ſechzig Jungen und Mädeln die große Frage: „Was iſt der Lenz?" Alle kleinen Häupter richteten ſich ihm entgegen und fragten mit erſtaunten Augen: „Ja, willſt du denn nicht ſelber erzählen?" Er kannte ſie alle auswendig, ohne ſie zu ſehen, und ſchloß die Augen, um es ſich noch fröhlicher zu beweiſen, wie gut er ſie kannte: den Wilhelm Stoiſchke und den Alexander Grundſchok, den Theodor Stimmel und den Willi Hahn, die Suſe Heinze und die blonde Lotte Arndt. Kleinjungenaugen, Kleinmädchenaugen, Lenz, der Lenz, was iſt der Lenz?

Ganz plötzlich ſchüttelte Matthias Glöckner den Kopf und eilte hinaus. Die Soldaten ſtoben vom Fenſter und heuchelten vertiefte Geſpräche. Er aber bemerkte ſie nicht; er ſah in faſt zorniger Ungeduld die Straße hinab, wo das Wirtshaus ſtand, und haſtete hin.

„Eine Geige, haben Sie vielleicht eine Geige?" fragte

er erregt den Wirt. „Ich will nur mal was ſpielen drüben in der Schule.“ Ob der Herr Korporal denn ein Herr Lehrer ſei? „Ja, ein Lehrer, und mit Leib und Seele! Eine Geige, haben Sie keine Geige?“ Der Jude winkte mit den Augen und führte ihn in den Keller. In einem großen leeren Eſſigfaß im Dunkel an der fernſten Mauer ſteckte ſeines Sohnes Geige. „Er hat ſie ſelber hier verſteckt,“ flüſterte der Alte, „Eſſig ſaufen ſie nicht. Hier ſollte ſie bleiben, bis er wiederkommt.“ — „Er kommt wieder,“ ſagte Matthias Glöckner. Für die Geige hätte er in dieſer Stunde ungeheuerlich gelogen. „Er kommt wieder,“ ſagte er ſtark, „ich fühle es; er wird noch tauſendmal ſpielen,“ und er trug den Kaſten am Henkel und horchte, ob es drinnen ſchon dröhne.

So ging er zum Schulhaus und ſah keinen Soldaten unterwegs; aber als er in der Klaſſe ſtand, waren ſie hinter Zäunen hervorgeſchlichen und warteten wiederum, Schopf bei Schopf.

„Wieſo hat er's gut?“ fragte erſt jetzt der Bäcker den Schmied.

„Weil er eine Schule hat, aber du, wo haſt du denn deinen Backofen, he?“

Kleinkinderlieder kamen. „Alle Vögel ſind ſchohon da!“ Die Geige konnte ſich nicht laſſen vor Übermut, zählte immer Vögel, Vögel, Vögel auf. Singvögelfröhlichkeit flatterte um den mürriſchen Zaren. Die Jungen und die Mädel ſtanden ſteif und aufmerkſam und ſahen ſtarr auf die Stelle des Bogens, die jeweils über die Saiten ſtrich. Ihre Arme hingen längs der ſchmalen mageren Leiber, die Daumen ſtülpten ſich auf die Bank. Zuerſt ſangen nur die Münder, dann ſangen die Augen, dann ſangen

die Brüſte, dann tanzten fiebrig die Hände, vögelhaſchende Jungen- und Mädelfinger, dann taktierte der muſikaliſche Fuß des Wilhelm Stoiſchke, und Matthias neigte das Kinn immer ſchräg auf die gute Geige und horchte in die ſchöne Ferne, und am Ende ſang er mit, zwiſchen den Zähnen, ſummend hinter dem Bart: „Der Lenz iſt angekohommen! Habt ihr es ſchon vernohommen?“

Ja, ſie hatten es vernommen. Der Schmied war der erſte, der davonging. Er ſah ſich erſt vorſichtig um, verſicherte ſich des beſten Weges; er wollte möglichſt ſachte gehn, er wollte der Geige nicht etwa dreinſtampfen, es brauchte auch keiner zu merken, daß er ging. Der Bäcker aber bemerkte ihn und ſchielte ihm neidiſch nach: „Er findet die Schmiede,“ dachte er, „er findet ſie,“ und er wollte es ſich von Anfang an ausreden, daß er ſelber, er, der Bäcker, jemals eine Backſtube finden würde hier im bettligen Dorfe, doch dann ging auch er verſtohlen der Geige davon, und dann ging der Maler, dann der Bureaugehilfe, dann der Kanalarbeiter, und die Bauern ſtrichen ſchon längſt zwiſchen den Häuſern quer durch trocknenden Kot den Dorfrändern zu, um nur vor den naſſen Feldern zu ſtehen, und ſonſt aus keinem Grunde. Die Städter wanderten am Schulhaus auf und nieder, unruhig und traurig, aber am Ende getröſtet und zufrieden mit der Geige, die nicht nachließ und immer neue Schäume Frühling durch die Fenſter ins polniſche Dorf goß.

Matthias Glöckner war eben bei einem Maienlied, da begann es am andern Ende des Dorfes zu läuten, ganz unverkennbar Eiſen gegen Eiſen, ein Ambos klang, ein Hammer ſchlug, der Schmied hatte wahrlich gefunden.

Er hatte keinen Waffenrock mehr an, in Hemdsärmeln ſtand er, und es traf ſich, daß es blaue Ärmel waren. Aufgeſtreift knäulten ſie ſich um ſeine roten Arme, aus denen die Muskeln ſprangen. Er hob die Arme hoch über den Kopf, er hielt einen ſchweren polniſchen Hammer mit ſpielender Gewalt in Händen, und wenn der Hammer gegen den blauen Himmel ſtand, dann ſpürte der Schmied dieſen Himmel in ungeheurer Fröhlichkeit über ſich und holte einen ſchönen Fetzen Fröhlichkeit herab, hämmerte kein Eiſen, ſchlug nur immer den Ambos und hämmerte ſchließlich den Schweiß, der hinabfiel, lachend ins läutende Eiſen hinein.

Da wandelten die Städter noch ein wenig weiter ins Dorf hinab, zwiſchen Geige und Ambos ſommerfriſchenmüßig hin und her, mit einfältiger Freude, mit Zurufen für den Kameraden Schmied, mit kenneriſchem Flüſtern vor der Schule.

Und der Bäcker fand, was er ſuchte; in einem ſchmutzigen Hauſe eine Backſtube mit Trögen. Zu kneten freilich gab es nichts, ſo machte er ſich daran, die Tröge zu ſchrubben, tat es mit einer harten Bürſte am Brunnen, klopfte, bürſtete und ſchlug die Tröge mit Geknall gegen den Brunnenſockel, und über dem Arbeitslärm vergaß er, daß ihm der Teig fehlte, nach dem er ſich ſehnte, und die geſcheuerten Käſten voll Mehl, darein man blanke Schaufeln mit gewiſſem Schwunge werfen kann, ſo daß ſie ſtecken bleiben wie Spaten im Beet.

Der Maler kriegte grüne Farbe beim Juden und ſtrich mit fettem Klatſchen den Gartenzaun vor dem Schulhaus an; der Tiſchler trieb einen Hobel auf und hobelte ein Brett zu keinem andern Zweck, als nur den Schneefall der

Späne zu ſehn; der Bureaugehilfe ſtand in einem Hauſe nachdenklich und meinte: „Hier hätte gut ein Schreibtiſch Platz!“ Das Licht kam günſtig von links herein, und rechts am Tiſche hätte die Papierſchere baumeln können wie zu Hauſe in Deutſchland.

Der Kaffeekaufmann ſtand im Kramladen und wog ein Pfund Erbſen ab; aber er nahm dazu nicht etwa das Pfundgewicht, ſondern er baute es aus lauter winzigen Gewichtlein auf, um oftmals zu hören, wie fein die meſſingnen Stücke auf die Schale ſprangen, und um zu ſehen, wie in ſachten Rucken der Wagebalken ſank.

Der Uhrmacher ſtand mitten in der Straße, die Taſchenuhr in der linken Hand, ließ den Deckel ſpringen, blinzelte fachmänniſch ins zierliche Werk und tat etwas Wichtiges mit der Meſſerſpitze daran.

Nur der Kanal- und Schachtarbeiter ging eine Weile mit verzweifelnden Händen in den Hoſentaſchen die Dorfſtraße auf und nieder, bis er einen vergeſſenen Spaten fand. Da ſpuckte er in die Hände, durchſtach die vielen Erdfirſte zwiſchen den Huflöchern mit ſchmalem Schnitt, ſtach Rinne um Rinne und grub zuletzt einen breiten Kanal, durch den das Waſſer ſchmutzig dorfnieder ſchoß. Breitbeinig ſtand er über dem ſchönen Bach, ebnete den polniſchen krummen Weg und pfiff dabei.

Ja, das Dorf war laut! Es hatte geſchlafen; es war aufgewacht. Geige, Hammer, Bürſte, Pinſelſchlag und klingelnde Gewichte, alle ſpielten ineinander; winzige Geräuſche hielten ſich nicht zag zurück, alles wurde Stimme, wurde eine große fröhliche Flut, beſchäumte jeden verkohlten Balken und jeden Stein und brandete zum Himmel, und da begab es ſich, daß aus den Felderfernen

ſtreifende Hunde heranwedelten, ſehnſüchtig ſchon lange nach Menſchen und ihrem Gebaren, und ſie beſtaunten den Schmied, den Bäcker und den Grabenſtecher, liefen, ſprangen und bellten; und Katzen fanden ſich aus Winkeln heran und ſaßen auf vertrauten Schwellen unter der Sonne, und endlich hoben ſich aus dem Geſtrüpp des Waldes Männer, Weiber und Kinder, ein paar armſelige verſcheuchte Dutzend, die den Ambos läuten hörten und nun nicht anders mehr konnten: ſie mußten alle kommen ins aufgewachte Dorf. Und wie Erfrorene an ein reiches Feuer, ſo traten ſie ſcheu heran, und immer glücklicher erwarmend lauſchten ſie dem Schmied, als hämmere er unerhört, ſammelten ſich auch ehrfürchtig vor der Schule und blinzelten in die Luft, wo die fremden Lieder flogen. Die Soldaten wollten gerne mit ihnen ſprechen, befragten ſie mit vielen Worten, lachten, beſchenkten und waren auch mit dem Stammeln zufrieden.

In der ſechſten Stunde ſpürten ſie den Feierabend alle, ohne an die Uhr zu ſchauen, ließen ihre ſonderbare Arbeit und fanden ſich vor den Häuſern ein, als hätten ſie ſchon immer darinnen gewohnt. Der Wind machte Ballons aus ihren Hemden, und ſie hätten jetzt ſehr gerne ſchneeweiße Wäſche gehabt. Tabakspfeifen wuchſen aus den behaglichen Mündern, blauer Knaſterdampf ſchleierte in den Himmel, und Blau ertrank im Blau.

Zuletzt, als die Sonne ſchon tief ſtand, und als es ſogar ein wenig winterlich wurde in der freien Luft, ſpielte Matthias Glöckner ein Lied, das gar nicht in den Frühling paßte. „Es iſt ein Roſ' entſprungen", geigte er, und Schulmeiſterhumor ſaß auf ſeinem guten Munde: „Nun denkt ihr wohl, ihr Bäuerlein: na, hört doch bloß

den Lehrer an! Der ſpielt ein Chriſtnachtslied mitten im Anmarſch des Frühlings.“ Er lachte. Ihm war es nur um die Roſe zu tun, nur um die Blume, die erblüht war, mitten im fremden Dorf.

Als er hiernach mit dem Geigenkaſten heraustrat, lächelte er freundlich nach allen Seiten ein Feierabend-lächeln und ein Heimatlächeln. Er ſagte laut: „Jetzt hab' ich aber Durſt!“

Sie ſpürten es alle ſofort, man mußte ins Wirtshaus, man hatte desgleichen Durſt, einen erarbeiteten, wohl-verdienten; das Wirtshaus, das war jetzt an der Reihe, ordnungsgemäß.

Der Abend brach herein; im Ofen brannten fichtene Scheite. Ein Faß Bier war angekommen; Feuer ſpielte in reinem Honiggold. Die polniſchen Bauern ſtanden an den Fenſtern und grinſten demütig. Die Hunde ſaßen mit parallelen Pfoten großäugig am Ofen. Man ſprach verhalten, man wollte nur deutſche Stimmen hören, man neckte ſich auch und prahlte von ſeinem Handwerk. Dann kamen auch die Karten und dann kam die Politik. „Er kennt keine Parteien mehr,“ ſagte der Kanal- und Schacht-arbeiter vertrauensſelig und ſchmunzelte vaterländiſch.

Mittendrein beging einer eine große Torheit.

„Wenn wir erſt wieder in Deutſchland ſind!“ ſprach er.

Skatkarten ſtanden erſchrocken in der rauchigen Luft, und alle wurden ſtill: Warum ſagte er das? Warum hielt er nicht das Maul?

Matthias Glöckner lächelte ſchwer. „Es wird noch dauern,“ ſagte er, „aber dafür kämpfen wir ja! Für das Recht der Heimkehr, meine ich!“

„Ja, das iſt wahr!“ riefen ſie eifrig.

Von da an tranken ſie kräftiger. Matthias Glöckner lehnte nach einer Weile am Ofen, Hände auf dem Rücken, wiegte ſich an den Kacheln und ſagte ſelig: „Das Leben iſt doch ſchön! Das Leben iſt doch ſchön!“

Sie dachten nicht mehr mit Schmerzen an Deutſchland, ſie waren tief in Deutſchland in dieſer Nacht.

Um Mitternacht ſah der Lehrer an die Uhr und tat erſchrocken. „Zeit zum Nachhauſegehen,“ ſagte er. Er ſagte nicht „Quartier“, er ſagte „nach Hauſe“! Sie brachen auf mit Rumoren und Gelächter.

Das Waſſer in den Hufſpuren ſtand ſchon ganz niedrig, und in allen brannten winzige ſilberne Monde.

Am Morgen des nächſten Tages kam Marſchbefehl.

Der Segen

Als ſie durch Konſtantinowo marſchierten, hatten ſie alle ſchon genug erlebt, um unerſchüttert an den zertrümmerten Häuſern dahinzuziehen. Der Nebel, von ſtarker Kälte dick an die Erde geknebelt, klebte an den Ruinen, und allenthalben roch es nach feuchtem verkohlten Gebälk.

Doch auf dem großen Platze in der Mitte, der ſo ungepflaſtert und ſo moraſtig war, als ſei der Kot und der Schutt der vier Straßen, welche dort mündeten, ſeit langem hinaufgequollen, ſtand die katholiſche Kirche, mit abgeſchoſſenem Turm und zerborſtenem Dach, aber ihr Portal war ohne Wunde, und die breite granitne Treppe

war vom Winde gefegt und von ewigem Regen geſcheuert. Hinter der Tür, deren braune Flügel ſich trotz ihrer Schwere langſam und wehklagend, als wohne ihnen eine eigne Lebendigkeit inne, bewegten, lag breit und gemein wie draußen der gleiche Tag, den kein Dach mehr von den feierlichen Flieſen zurückwies, und nichts von der ſüßen Dunkelheit römiſcher Kirchen war verblieben. Ja, es war eine grauenvolle Pforte, die zu keinem umhegten Raume führte, ſondern zu Abgrund und freier Luft; es war ein Mund, deſſen Lippen ſich noch regten, und der doch nicht mehr ſprach, und es war ein gläſernes Auge, von lebendigen Lidern umſchloſſen, und dennoch blind.

Da hatten die deutſchen Soldaten ein großes Mitleid mit dem ſchönen Heiland, der blaugewandet über das Tor gemalt war: Er hob als guter Hirte das verirrte Lamm aus den Dornen, und ſein rotes Blut tropfte in langen vollen Trauben auf das weiße zerſchliſſene Fell. Da hatten ſie Mitleid mit dem Gütigen, weil die böſe Luft an ſeine nackten Füße ſtieß, und weil das Mauerdreieck zu ſeinen Häupten zerſchmettert war und ſeine klare Stirn allem Blutigen und Argen, das außen war, preisgab.

Als die letzte Kompagnie vorüberzog, die des Leutnants von Carnap, müde und in dumpfer Sehnſucht nach etwas ſo Behütendem wie die Hände Chriſti, geſchah etwas Phantaſtiſches und Erſchütterndes.

Aus den Tiefen der wüſten Kiche, vom Trümmerviereck her, das einmal der Altar geweſen, ſchritt ein Prieſter in Seide und Stickereien, die geſpenſtiſch und auch läſterlich erſchienen inmitten der grauen Geſtorbenheit,

und er trug das große ſchwarze Kreuz, das ſonſt am Fronleichnamstage vor Tauſenden wandelt, ſtemmte den Kreuzesſchaft ſtark gegen den Leib, ſo daß er von Seide zärtlich umbauſcht ward, und ſo ſchritt er heran: das Antlitz ſchräg emporgerichtet zum elfenbeinernen Heiland, deſſen Geſtalt hager und groß wie eines Knaben Leib war, und um deſſen Wundmale das dunkle Blut in großen Klumpen verſchorfte.

Sie wußten alle, daß dieſer Prieſter zu ihnen kam, und hielten ohne Befehl, und der Leutnant ſtützte den Degen zu Boden und ſenkte den Kopf in einer großen und ſchweren Angſt.

Über zerſchlagene Säulen und über die Fetzen des Daches, daran man noch die goldenen Sterne auf blauem Gezelte ſah, wandelte der Prieſter heran und heran, und den zu hohen Trümmern wich er aus, ohne nur einmal mit den Füßen zu taſten oder die Augen zu ſenken. Es war, als habe er dieſen Pfad ſchon viele Male gemacht, und als müſſe er ihn auch finden, wenn es Nacht war. Und ſo ſtieg er heran, im Zickzack, und jetzt auf Blöcken und dann im Tale, und war wie ein Trunkener, der eine zerbrechliche Sache trägt, denn immer blickte er zum Kreuze, als prüfe er, ob er es auch ſanft genug faſſe und ob er dem ſchmerzhaften Leibe nicht wehetue.

Es war kein lebender Menſch mehr hier, ſie wußten es gut; es lebte niemand, der hier geſungen hätte, und dennoch war den Soldaten, als ſchwölle von tief heran eine ungeheure Muſik, mauerhaft und niederwälzend, und ſtemme dieſen Mann, der ſich unter des Kreuzes Laſt hintüber neigte, unaufhaltſam nach vorn und zu ihnen. Manche falteten die Fäuſte in den dicken Fauſthandſchu-

hen um den Kolben des Gewehrs, viele beteten, und einige fragten ſtumm und in einer kalten Bitternis: Heiland, wen ſuchſt du unter Leuten, die töten müſſen, Tag um Tag? Der Leutnant richtete ſich auf und war ganz bleich. Graf Richard ohne Furcht, das war er, er wollte mit dem Geſpenſt fechten, wenn's nottat!

Der Prieſter trat auf die Treppe heraus, er ſenkte das Kreuz unter dem Tore, und als er außen ſtand, hob er es wiederum und ſtemmte es wieder gegen ſeinen Leib. Da konnten alle erkennen, daß der ſchwarze Schaft zerſpellt und nur noch ein Bündel aus ſchneeweißen harten hölzernen Dolchen war, und konnten auch erkennen, daß der Prieſter die hölzernen Dolche gnadelos gegen ſeinen Leib ſtieß, und ſein Mund, ganz ohne Blut, war vielleicht nur darum ſo ſchmal und verzehrend vor Schmerz, weil die hölzernen Dolche ſich in ſein Fleiſch gruben, und weil er blutete, heimlich, unter der ſchimmernden Seide. Es war ein knabenhafter Mann, einer, der vielleicht noch vor zwei Jahren in einem weiß und rein getünchten Konvikt geſeſſen hatte; ſchwarzhaarig war er, und auch ſeine Augen waren ſchwarz und polniſch. Seine Finger liefen weiß und unbeweglich und wie aus Lindenholz geſchnitzt und weich um den Kreuzesſchaft.

Und dann hob er den Blick und ſah ihnen ſtark in die Augen, dem Leutnant und dem Flügelmann bis zum allerletzten, und dann öffnete er den Mund, weit und noch lautlos, und blickte dem Heiland in den ſchmerzlich gekrümmten Nacken, und die Dornenkrone ſtand zackig und in jeder Dorne deutlich vor der Wieſe, darauf das Lamm verirrt war, und er ſchwenkte plötzlich gleich einer Fahne das Kreuz hin und her und drehte den Körper immer

links und rechts, und endlich rief er, mit einer unſäglich ſchönen Stimme, die von der Inbrunſt vieler heiliger Meſſen geläutert war:

Nach Warſchau! Nach Warſchau!

Die Soldaten brachen auf die Knie, ſie neigten die Schädel und nahmen die Helme ab, und ihre Augen hoben ſich ehrfürchtig und ſcheu, wie die Augen jener, die vor dem weißen Linnen des Altartiſches harren, und der Prieſter naht und trägt die bleichen Hoſtien auf goldener Schale: Chriſti Leib und Blut.

Der Leutnant kniete nicht; weit vorgebeugt lauſchte er dem Prieſter auf den Mund, der es als Segen und als Verfluchung rief: Nach Warſchau! Nach Warſchau! Hart ſprach er die deutſchen Worte, ein polniſcher Mund ſprach ſie, und das Herz eines Polen brannte da unter der vielen Seide und ſchlug die Flammen eines Feuers, das unverſöhnlich war, in die zwei Worte. Und das Antlitz des Heilands ſchimmerte immer durch den grauen Tag, und die Blutklumpen waren furchtbar, und die Knienden glaubten, einen gefrorenen Wind zu ſpüren, wenn das Kreuz über ihre Häupter ſchwang.

Dann wandte ſich der Prieſter und klomm über die Trümmer, im Zickzack, und jetzt auf Blöcken und dann in Tälern, taumelnd zurück.

Die Soldaten ſtanden auf, und einige ſchämten ſich ein wenig und putzten ihre Hoſen ab, die doch ſchon lange dreckig waren. Der Leutnant ſah leer über ſie hinweg. Dann befahl er, und ſie marſchierten.

Am gleichen Abend lagen ſie ſchon im Schützengraben, und ein Jude ſagte: „Eure Religion iſt ſehr ſchön!“ Ein Lutheriſcher ſprach: „Sie iſt auch ſchrecklich, glaubſt du

nicht?" Und der Katholiſche antwortete ſehnſüchtig: „Sie macht aus uns, was ſie will, wenn wir nur den Glauben haben." Die Kompagnie erzählte niemandem davon. Sie hatten ſich nicht verabredet, und wozu das auch? Sie wußten alle, daß ihnen ein großes Geheimnis widerfahren war, und daß ſie eine Weihe empfangen hatten. Der Leutnant hockte und rauchte.

In der Nacht begann die ruſſiſche Artillerie. Sie ſchoß ſchlecht, aber keiner machte die üblichen Witze über Blindgänger und allzu flinke Granaten, die hinter das Ziel ſchoſſen. Der Leutnant lag am linken Flügel.

Plötzlich kroch er aus dem Graben an zwei Leichen heran, die da geruhig lagen, und nahm ihnen die Gewehre. „Herr Leutnant!" ſprach einer ratlos und voll großer Liebe. Er ſchüttelte den Kopf und lächelte, und dann machte er, und rauchte immerfort dabei, ein großes Kreuz. Er knotete das Bajonett des einen Gewehres quer über das zweite, deſſen Bajonett noch aufgepflanzt war, und beſah ſeine Arbeit ernſt und gewiſſenhaft, ſchwenkte das Kreuz auch ein paarmal, und als er ſah, daß die eiſernen und fein erſchimmernden Arme des ſeltſamen Kreuzes feſtblieben, lächelte er wieder.

Dann ſprang er mit einem Satze hinauf und hinaus, er raffte das Gewehrkreuz raſend in die Höhe, er ſtemmte den Kolben furchtbar, fanatiſch gegen ſeinen Leib, und dann ſchwenkte er es im Feuerſchein des Gefechtes hin und her, hin und her, und drehte den Körper unter der Laſt nach links und rechts. Er blickte hinan, als ſei ein hagerer lichter Knabenleib ans Kreuz genagelt, und endlich öffnete er den Mund und rief: Nach Warſchau! Nach Warſchau!

Rief es nicht mit seiner tiefen deutschen Stimme, sondern hoch und schrill gleich dem Priester von Konstantinowo, hoch und schrill, mit einem wimmernden und summenden W und einem harten geräderten R, und die letzte Silbe war nur wie eines Hundes hohes Gebell aus verwundeter Kehle.

Seine Soldaten hatten sich schon aufgerichtet, hatten die linke Hand schon ins Erdreich gekrallt, um sich beim Sprunge zu halten und zu stemmen, und nun sprangen sie ihm nach nnd schrien es ihm nach: Nach Warschau! Nach Warschau! Sprung auf! Marsch, marsch! Ohne Befehl stürzten sie vor, stürmten ins Dunkel, daraus ein Feind mörderisch schoß. Sie schauten zum Kreuz hinauf uud sahen alle in dieser Stunde: Ein Leichnam hing daran! Sie sahen auch alle, daß ihr Leutnant kein Feldgrauer war, sondern in Seide gewandet, und daß er mit dem Schaft des Kreuzes seinen Leib zerfleischte.

Und da brach in lächerliche Scherben die Weisheit: Wir kämpfen mit dem Staate, wir kämpfen nicht mit den Menschen! Oh, Weisheit der Ungeweihten! Nein, sie kämpften mit allem, was da vorn lebendig war, was Kopf und Leib und Glieder hatte, und alles mußten sie töten.

Nach Warschau! Nach Warschau!

Die Russen sahen einen mit einem stählernen Kreuz, ohne Waffe, mit feierlichen Schritten näherkommen, heran und heran, und als der Mann mit dem Kreuze lief, wie ein Gehetzter lief, sah er dennoch nur zum Kreuz hinan und hielt es achtsam, als wolle er dem Heiligen nicht wehetun. Sie schossen, aber ihre Arme wankten. Sie sprangen aus ihren Gräben, Offiziere mitten unter

ihnen; ſie hoben die Hände und lagen auf den Knien. Der Leutnant lachte einem, der kniete, ins Geſicht und ſtach ihn mit dem Kreuze tot. Da wußten ſeine Getreuen, was es galt. Sie riefen: Nach Warſchau! Nach Warſchau! und gaben keinen Pardon. Viele weinten laut. Nicht vor Mitleid, nur vor Erregung, nur vor Ergriffenheit. Vor Heiligkeit weinten ſie, weil ſie Chriſti Soldaten waren.

Von allen Enden toſte die Schlacht heran, der neue Schlachtruf ſprang wie Feuer von Linie zu Linie. Die Ruſſen kannten das deutſche Hurra, den neuen Ruf kannten ſie nicht, aber in abergläubiſchem Entſetzen knieten die armen ungeſchlachten Bauern und wurden Mann bei Mann erſchlagen.

Dann traf den Leutnant eine Kugel. Sie riefen es ſich zu: Er iſt tot! Keiner glaubte, er könne nur verwundet ſein, und keiner kämpfte weiter. Feinde, die ihren Schlag erwartet hatten, öffneten die entſetzten Augen und ſahen Männer, die ſich abwandten, als ſeien ſie gelangweilt, und ſeitwärts gingen und ſich verſammelten.

Sie ſahen auf die Leiche, noch nicht erſchüttert, nur ein wenig erſchauernd und mit einer ſtieren Neugier. Einer kniete nieder und befühlte behutſam die Uniform, dann zog er den Finger jäh zurück und blickte fragend und erregt zu den Kameraden auf. „Es iſt gar keine Seide!“ ſprach er. „Nein, es iſt keine!“ antworteten viele ganz langſam. Der Leutnant war feldgrau wie ſie alle, Lehm klebte an ſeinem Rock, und es ſtank ein wenig nach verbranntem Tuch. Sein Blut floß aus der Wunde zu beiden Seiten herab. Jemand fragte: „Was haben wir gewollt?“ und hielt erſchrocken den Atem an. Sie ſtrichen

über ihre Stirnen und krümmten die Hände in die Ärmel hinein. Es fror ſie alle, vielen klapperten die Zähne im Fieber.

Ja, was hatten ſie gewollt? Es war kein Kreuz, das da neben dem Leutnant; zwei Gewehre waren's, ſonſt nichts. Sie hatten gewähnt, ſteinerne Türme in Händen zu tragen und ſie gegen die Leiber der Ruſſen zu ſchleudern; und hatten gewähnt, vorwärtsmorden zu können, unaufhaltſam, und hatten geſehen, daß die Kugeln vor ihren Herzen zur Seite gewichen waren, wie Daunen in der Laune eines Hauches, und man hätte hinter ihnen nur die Leichen wegzuräumen brauchen, und ſie hätten eine glatte Straße bis Warſchau gebahnt, mit Bordſteinen aus toten Ruſſen.

Sie ſchlugen die Hände vor die Geſichter und zitterten vor Grauen, weil ſie erkannten, daß ein Spuk und ein Irrſinn ſie beſeſſen hatte, und nun war er erloſchen, weil der Mann dort erloſchen war.

Sie führten Hunderte von Gefangenen ab, müde, wortlos und ſtumpf, als ſeien ſie ſelber die Geführten. Alle erhielten das eiſerne Kreuz, aber es hörte niemals auf, zu ſchmerzen: daß ſie Männer getötet, die die Hände gehoben und in ihre Augen gebettelt und ihre Gewehre angebetet hatten.

Der ewige Soldat

Der Gymnaſialdirektor Piſtorius war eines Gymnaſialdirektors Sohn, eines Gymnaſialdirektors Enkel, Urenkel eines Spezialiſten der Heraldik und Ururenkel eines Bibliothekars, der ein Schulfreund Immanuel Kants war. Er mußte es an ſeinem Sohne erleben, daß dieſe edle Linie gelehrter Würde aufs unwürdigſte zerriſſen ward, und er erkannte nicht, daß gerade die Unerſchütterlichkeit ſeines Kindes nichts anderes als ererbte Kraft war, ſeine ſcheinbare Torheit eine ſtrenge Religion, ſein ſcheinbarer Stumpfſinn ein ſtarrer Adel.

Die Geſchichte des letzten Piſtorius war ſehr ſimpel und ſtill und eigentlich betrübend nur dann, wenn man ſie mit den Lebensläufen ſeiner Vorfahren vergleicht.

Als Heliodor Piſtorius ſchulpflichtig wurde, an einem dritten April, gewiſſenhafterweiſe genau an dem gleichen Tage, der auch für die anderen Knaben der Provinz den Schulanfang bedeutete, nahm ihn ſein Vater zum erſten Male vor und unterrichtete ihn drei Jahre hindurch mit keinen anderen als den amtlich geſtatteten Ferien. Im Alter von acht Jahren wußte Heliodor den Satz „Achilles erſchlug den Hektor, Priamus' Sohn" ins Paſſivum zu verwandeln, und ohne Auftrag oder mütterlichen Anſporn, aus reiner Freude an der Grammatik, überreichte er damals ſeinem Vater zum Geburtstag ein ſchönes weißes Blatt in Aktenformat, darauf gleichmäßig und ſauber fünfundzwanzig Verwandlungen ſtanden: „Heliodor Piſtorius liebt ſeinen Vater, der Vater wird von Heliodor Piſtorius geliebt." Dieſer kunſtreiche Glückwunſch trieb

dem alten Pädagogen Tränen in die Augen, und er glaubte an des Kindes Zukunft.

Vierzehn Jahre ſpäter, als Heliodor genötigt war, ſeinen Charakter gegen die Elten zu behaupten, ſchrieb er, in Erinnerung an jene Tränen, einen kurzen Brief: „Heliodor Piſtorius liebt ſeinen Vater, der Vater wird von Heliodor Piſtorius geliebt", aber die erſchütternde Kürze verfing nicht mehr, und folgendes geſchah: der Vater verſtieß Heliodor, Heliodor wurde vom Vater verſtoßen.

Mit acht Jahren vielverſprechend, mit zwölf ein mittelmäßiger Tertianer, mit achtzehn ein blutarmer müder Sekundaner, mit zwanzig Primaner, mit einundzwanzig nochmals Primaner, nach ſeines Vaters Dafürhalten ein döſiger Menſch, aber immerhin und endlich und Gott ſei Dank ein Menſch mit abgeſchloſſener Schulbildung, dem alle angeſehenen Berufe aufgetan ſtanden! Zur Auffriſchung und Düngung ſeines abgeackerten armen Geiſtes wurde er einſtweilen unter die Soldaten geſteckt, gut angeſchrieben von Anbeginn, Untergebener von ehemaligen Schülern ſeines Vaters, Sohn des Landtagsabgeordneten Piſtorius, Mitgliedes der krontreuen Partei.

Die wenigen Wochen, während derer auch die Einjährig-Freiwilligen in der Kaſerne wohnen müſſen, riſſen ihn ganz tief hinab in ein ekſtatiſches Behagen, aus dem ihn keine Erinnerung an feines bürgerliches Haus, an Vater, Großvater und Immanuel Kant mehr emporheben konnte. Schon nach ſieben Tagen graute ihm namenlos vor den möblierten Zimmern, danach die Kameraden guter Herkunft alle ſchon ſehnſüchtig waren, er empfand eine faſt weinende Furcht vor der Einſamkeit und liebte die

nüchternen, praktiſchen, ſauberen Sachen der Kaſerne fanatiſch, ohne Kritik. Nicht etwa, als hätte er, wie das bei zärtlichen Gemütern geſchieht, die Dinge lügneriſch durch Deutung verſchönt, bis das Nüchterne trunken erſcheint und das Hohle überſchwenglich von ſtarker Fülle, ſondern ihm war zumute, als ſei er heimgekehrt, wie ein Kind armer Eltern, das von vornehmen Leuten angenommen wurde, als Jüngling in ein armes Haus einkehrt und nun überwältigt wird: Ja, hier, hier kann ich gedeihen!

Heliodor blieb in der Kaſerne wohnen, vom Vater als ſparſam belobt (und verkannt), von den Kameraden ſchief angeſehen, von den Unteroffizieren als belanglos aufgegeben, und war dennoch der echte Abkömmling der Direktoren, Archivare, Bibliothekare, der hier mit harter viereckiger Stirn ſeinem Schickſal in den Schoß flüchtete. Die ſcheinbare Schrulle war die ernſthafte Angelegenheit eines alten guten Bluts, denn die Kataloge und laufenden Nummern, die Etiketten und Rubrikenziffern des Freundes Immanuel Kants, Akten, Formulare und Liſten, Stundenpläne und Referate, Miniſterialerläſſe und Stöße blauer Hefte, die roten und grünen Tinten, die Blauſtifte und die violetten Schulſtempel, die Dämonen von ſechs Generationen hatten ihr dickes und ihr dünnes Blut zuſammengequirlt, und erſtanden war die ſehnſüchtige heliodoriſche Seele, die vor der ſoldatiſchen Ordnung inbrünſtig niederbrach. Heimgekehrt war der Sprößling der Akademiker und Humaniſten, als er in die preußiſche Kaſerne trat, denn die gleiche ausgewitzte logiſche Kraft, vermöge derer ein Aktivum zum Paſſivum wird, lebte hier ironiſch auf gewichtigerem Gebiete auf: die emſige

Aktivität so vieler Piſtoriuſſe erſchien in Heliodor verwandelt zum Soldaten und blinden Gläubigen, zum Fanatiker der Ordnung und des Gehorſams. Eine tiefe Flut von Schwere und Trägheit füllte ihn aus, und es war eine wollüſtige Paſſivität, ein Verzicht ohne Leid des Entſagens, ein Verzicht aus Natur, unbeugſam, ſteinhaft, nicht klug, aber ganz weiſe, ſtill und faſt wie Religion beglückend. Prieſter des Räderwerks, Grammatiker im neuen Gewande, Form war Heliodor.

Er tat das Befohlene, nicht nur, weil es befohlen war, ſondern als einzige Dankbarkeit und einzige Vernunft. Seit dem zweiten Tage beſaß er ein Inſtruktionsbuch, und ſein Gedächtnis, das zu Schulzeiten, das heißt alſo, vor vierzehn Tagen noch, lahm geweſen war, wurde zu einer orgiaſtiſchen Kraft. Als er den dickgedruckten erſten Satz der Kaſernen- und Stubenordnung zum erſtenmal las, empfand er tiefere Erſchütterung als je durch Homer und Goethe. Die Drucktype ſchon war ſinnliches Vergnügen, die wohlwollende, noch nicht ſehr herriſche Sprache jenes Satzes war Pathos eines Syſtems der Moral, und ſeinem Gehör ſcholl es wie heroiſche Rhythmik: „Je peinlicher der einzelne Mann die für die Kaſernen- und Stubenordnung gegebenen Vorſchriften befolgt“ uſw. Er konnte den Satz ſofort auswendig, er wußte noch im Einſchlafen genau, auf welcher Zeile das Wort „verträglich“, das Wort „ordnungsliebend“ ſtand, und die gemütlichen Worte vom „behaglichen Zuſammenleben“ läuteten und ſchläferten ihn ein und ſchütteten Schoßeswärme zukunftsverbürgend für ſein ganzes Leben über ihn hin.

Es geſchah, daß er beim Leſen im Inſtruktionsbuch

ſonderbare Erregungen verſpürte; er fand Vorſchriften, deren Wortlaut er ſchon geträumt zu haben glaubte, und die ihm nach flüchtigem Blick ſchon vertraut waren wie die Bitten des Vaterunſers. Die Schrankordnung, der eine erläuternde Zeichnung beigelegt war, beherrſchte er makellos. Er gab die Zeichnung im abendlichen Brief an ſeine Eltern wieder, und es war wunderbar, wie ſicher er die gleichen Ausmaße traf, ohne Zirkel, Winkel und Lineal. Er malte einfach dem Bilde in ſeiner Seele nach. Die Parallelität lag in ſeinem Blute.

Schon bei der erſten Exerzierung erwies ſich Heliodor als der geborene Soldat. Vieles wußte er auf geheimnisvolle Weiſe vor jeglicher Erklärung, und er wurde, obwohl er nicht der Größte war, an den Flügel geſtellt. Fehler bei Bewegungen bereiteten ihm Schmerz. Der Menſch, der nie von einem Gemälde ergriffen war, brannte von ſtarkem Lichte der Begeiſterung, wenn acht Männer, als ſeien ihre Bäuche an ein Brett genagelt, eine Schwenkung vollführten, und beim Kompagnieexerzieren, beim Zerberſten und Verſchweißen großer Maſſen, ſchloß er für Sekunden wollüſtig die Augen, um nur noch den Gleichſchritt zu hören.

Heliodor ſchoß ausgezeichnet, Turnen machte ihn übermütig, und auch der Felddienſt war ihm erfreulich, ſolange er in der Linie blieb, aber als Patrouille brachte er nie eine vernünftige Meldung. Er tat das Befohlene mit ſchwärmeriſcher Unfehlbarkeit, doch ſelbſtändiges Handeln machte ihn ſchülerhaft und feige. Oft in ſolchen Augenblicken erinnerte er ſich in unnennbarer Furcht an ſeinen Vater. „Heliodor," ſprach der alte Piſtorius zu ihm, wenn er den Feind beſchlich, „du trägſt die Pflichten-

bürde eines ehrwürdigen Hauſes. Dein Urgroßvater war der Freund des großen Philoſophen, du aber, was ſchreibſt du für ein ideenarmes Gewäſch über Iphigeniens Monolog?" „Heraus in eure Schatten," flüſterte Heliodor. Geſpenſter fielen ihn an, und einmal rief er angſtvoll: „Was wollt ihr von mir?" verriet ſich auf ſolche Weiſe und wurde gefangen. Nach ſolchen Vorkommniſſen war er immer lange verſtört.

Bei der Vereidigung wurde er ohnmächtig. Das rührte aber nicht von Blutarmut her, er war nur erſchüttert. „Ich, Heliodor Piſtorius, ſchwöre zu Gott, dem Allwiſſenden und Allmächtigen, einen leiblichen Eid!" Da ſtand er zum erſten Male ſo nahe vor Gott, und als er ſagte, „einen leiblichen Eid", ſtürzte ein ſcharfer Froſt über ſeinen ganzen Körper. Er zitterte, er ſpürte die Nägel der heiligen Fahne. Er ſchwur mit ſeiner ganzen Daſeinskraft, mit Fleiſch und Blut, mit dem Bein der Zähne, mit dem Horn der Nägel und mit ſeinem Haar; verſchwor ſich dem Gott und dem Kaiſer, der Schrankordnung und dem Exerzieren. Sätze aus dem Inſtruktionsbuch begannen gewaltig zu ſchallen. Jemand hielt ihn an den zitternden Schultern und begann zu zitieren: „Heraus in eure Schatten!" Heliodor ſprach haſtig, er war immer eher fertig als die anderen, er mußte entrinnen. Dem letzten Eideswort rannte er entgegen, an dem wollte er ſich halten wie an einem Balken ſein Leben lang. Er entrann der Freiheit, mit der er nichts anzufangen wußte, dem Vater und den Ahnen und Immanuel Kant, er brauchte ihrer nicht würdig zu ſein, er brauchte nicht zu beſchließen und zu unterſchreiben, nur noch zu gehorchen, nur Ja zu ſagen, er war frei! Seine Stirn

war kalt wie Steine in hohen Bergen. „So wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum und ſein heiliges Evangelium!“ Heliodor ſtürzte nach vorn über die Fahne. Als er erwachte, lächelte er.

Wenige Tage darauf bat er den Hauptmann, Soldat bleiben zu dürfen, aber wohlgemerkt, nicht, um Chargen zu erreichen, ſondern einfach um zu dienen. Der Hauptmann entſchied ſich nicht ſofort, er ſchrieb an den alten Piſtorius, denn er fürchtete, Heliodor ſei zuweilen geſtörten Geiſtes. Direktor Piſtorius kam, fragte hart, redete überzeugend, redete gütlich, zürnte und beſchimpfte, aber Heliodor berief ſich auf ſeine Volljährigkeit und auf ſeinen Eid.

„Das ſteht doch nicht im Fahneneid,“ ſchrie der Alte.

„Ich habe aber ſo geſchworen,“ antwortete Heliodor, und er betonte „ich“ und „ſo“.

„Das iſt nicht wahr!“

„Ich habe es zwiſchen den Zeilen geſchworen.“

Der Vater wurde durch den ſchlecht angebrachten Ausdruck noch zorniger, er erinnerte ſich der ſchlechten Arbeiten ſeines Sohnes und höhnte: „So will der Nachfahre eines Mannes, der im Hauſe Immanuel Kants ein- und ausgegangen iſt, als Feldwebel endigen und will nie höher hinaus?“

„Als Feldwebel,“ fragte Heliodor erſtaunt, „nein, ich will einfacher Soldat bleiben, ewig Soldat, das iſt das ſchönſte“.

Daraufhin hörte der Verkehr zwiſchen Vater und Sohn auf. Heliodor ſchrieb den erwähnten Brief: „Heliodor Piſtorius liebt ſeinen Vater, der Vater wird von Heliodor Piſtorius geliebt!“ Er erhielt keine Antwort und lebte von ſeiner Löhnung. Kurz darauf ſtarb ſein Vater.

Gegen Ende des Jahres ſollte Heliodor gleich den übrigen Einjährigen zum Unteroffizier befördert werden. Er bettelte den Hauptmann, es nicht zu tun.

„Sind Sie irgendwie unglücklich, daß Sie auf ſo verrückte Wünſche geraten?“

„Herr Hauptmann,“ flehte er, „ich habe keine Luſt zum Befehlen, ich habe nur zum Dienen Luſt!“

„Keine Luſt daran, Leute in der Hand zu haben, wie?“

Der Hauptmann ballte die Fauſt. Heliodor hörte ſeine Einwände, und es lag wohl auch eine Vernunft darinnen, an deren Gültigkeit er ſich aus einem früheren Daſein erinnerte. Er ſtand betrübt da und ließ die Mundwinkel weinerlich fallen. „Es iſt doch ſo,“ ſagte er mürriſch.

Er wurde nicht befördert, und von da an fühlte er ſich geſichert. Eine ungeheure Einförmigkeit lag wie eine verſchneite Ebene vor ihm, er wanderte hinein und freute ſich, daß am Horizont keine Türme ſtanden.

Um vier Uhr früh kam jemand und ſchrie: „Aufſtehen,“ und er ſtand auf. Um zehn Uhr abends ſchrie jemand: „Schlafengehen,“ und er ging ſchlafen. Dazwiſchen lagen die Tage voller Befehle und Gehorſam. Das Ganze war wie damals bei der Schöpfung. Gott ſprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Genau ſo einfach, ohne verwickeltere Kauſalität. Daß es geborene Widerſpenſtige geben könne, die nach wochenlanger ſtummer Beſtürztheit tierhaft losbrechen und, des Zuchthauſes gewärtig, beißen, ſchlagen und totſchlagen, nicht um frei zu werden, denn das zu hoffen wäre Irrſinn, ſondern nur, um den Zorn zu ergießen; das glaubte Heliodor nicht.

Er war unruhig, wenn es halbſtundenweiſe nichts zu

tun gab. Dann ſpielte er Seitenerraten. „Wo ſteht das Verhalten gegen Vorgeſetzte?“ „Seite ſiebenundvierzig unten.“ — Die Abende fanden die Stuben leer. Mädchen warteten mit Mund und Leibern auf ihre Soldaten, Gras wurde rings in den Parken und draußen vor der Stadt eingedrückt, Bier und Schnaps wurde getrunken, und die Grammophone grölten. Heliodor zündete ſeine Pfeife an, wanderte durch den geſtorbenen Kaſernenhof, ſah nach Mond und Sternen, um das Wetter für das morgige Exerzieren zu errechnen, paffte, klopfte die Pfeife aus, ſtopfte mit dem Zeigefinger, ſpielte Seitenerraten, und wenn die Kameraden heimkehrten mit aufgeräumtem Weſen, mit Rauch- und Alkoholgeruch, mit blanken Augen und mit neuen Zoten, dann brach die ſchöne Viertelſtunde an, nach deren Ablauf er ein Recht auf ſein Bett hatte. Dann horchte er ein wenig und fand am bloßen Stimmenklang ſeine Freude. Er träumte während vieler Jahre nur etwa ſiebenmal, meiſtens vor gewichtigen Tagen, etwa vor dem Geburtstag ſeines Vaters. Beim Erwachen wußte er nichts von dem Geträumten; für gewöhnlich entdeckte er ſich bei einer angſtvoll raſchen Umwandlung aktiviſcher Sätze in paſſiviſche. „Ich reinige das Gewehr, das Gewehr wird von mir gereinigt!“

Es waren glückliche Jahre und trotz ihrer Tätigkeit ſo leicht, als ſeien ſie ſüß von Faulheit, aber alle Abende waren voll der Freude über erfüllte Pflichten.

Im damaligen Kriege, aus dem er unverwundet heimkehrte, hatte er nur den einen Kummer, zu ſehen, wie das exerziermäßig Geübte in das ſcheinbar Regelloſe der heißen Handlung überging, wie die Schwarmlinien unausgerichtet, gebaucht und zerriſſen gegen den Feind

ſprangen, und wie in einem warmen Strom gemeinſamer Not und gemeinſamer Ekſtaſe die herbe Herriſchkeit der militäriſchen Sprache milde ward. Heliodor fühlte ſich unſicher und blinzelte geblendet unter der ungeheuren Freiheit des Himmels, der Landſchaft und der natürlich gewordenen Menſchen. Im übrigen war er tapfer. Daß er gegen den Tod lief, hatte mit dem kategoriſchen Imperativ nichts zu tun; das war für ihn genau ſo einfach wie die Befolgung des Exerzierreglements und der Schrankordnung.

Nach ſeiner Heimkehr wurde er durch ſeinen neuen Kompagnieführer rückſichtslos zum Unteroffizier befördert. Heftig erklärte der Hauptmann dem bittenden Heliodor, daß ſein Verzicht von infamer Trägheit und ſogar von einer gewiſſen ehrloſen Geſinnung zeuge, und fortan hatte er ein winziges Stückchen Macht in Händen, hilflos wie Robinſon, der Gold gefunden hat und Eßbares ſuchte. Nun ſollte er befehlen und erſchrak vor der eigenen Stimme, nun ſollte er tadeln und beſtrafen und glaubte nicht daran, daß es einen böſen Willen gebe, dem es keine Freude ſei, gut zu exerzieren. Der gute Soldat wurde ein miſerabler Korporal. Wenn die Leute ſchlecht gefegt hatten, nahm er ſelber den Beſen zur Hand. Er glich dem Schneider, der den Prinzen ſpielen wollte und letzten Endes doch getreu zu Zwirn und Nadel ſtand. Unteroffizier Piſtorius war unbrauchbar, und er ſchied aus dem Soldatenſtande, Todesangſt im Herzen.

Er wurde Schuldiener an einem großen Gymnaſium. Anfangs hatte er Furcht vor den Knaben, als würden ſie demnächſt mit kecken Augen vor ihn treten und ihn Iphigeniens Monolog zitieren heißen, und ſeines Vaters

Antlitz erschien ihm zuweilen weißbärtig furchtbar in den kühlen Korridoren.

Bald jedoch erkannte er, daß er auch als Schuldiener Soldat bleiben dürfe. Ehrfürchtig, befehlsgewärtig, in grader Haltung stand er vor dem jungen Direktor, der sich allgemach an der sklavischen Seele berauschte und nicht ahnte, wie tief er Heliodoren beglückte. Er kaufte eine gute Taschenuhr und begnügte sich nicht damit, bis auf die Minute genau zu sein, sondern er blickte auf das Kreislein, durch das der Sekundenzeiger sprang, und sprang die schmale kupferne Lanze über die Sechzig, dann zuckte sein Arm am Glockenseil, und er schleuderte jauchzend den Klöppel. Die Dämonen von sechs Generationen führten seine Arme, die Exaktheit zweier Jahrhunderte war Fleisch geworden in ihm, riß ungerührt und fürchterlich pflichtbewußt die Knaben aus Gelächter und Freiheit, alle Pistoriusse standen hier und läuteten die Schulglocke und bejahten sich in Heliodor.

Der Uhrmacher gegnüber der Schule wurde sein guter Freund, und als er Heliodoren eines Tages seine heimliche Schwärmerei bekannte, die nichts Geringeres war als Karls V. qualvolle Begierde, viele Uhren, viele Räderwerke unter einen Schlag und eine Seele zu zwängen, da erschrak der Schuldiener gewaltig, als habe er sein Leben lang diesem Begebnis entgegenexerziert. So kam es, daß die beiden in vielen Nächten im Uhrmacherladen saßen, Pfeife rauchend und wortlos. Sie hörten die Zeit, zu Stahl geworden, an den Wänden tropfen; die Perpendikel schwangen aufleuchtend und wieder erlöschend durch den Goldschein der Petroleumlampe, die gläsernen Türen der Wanduhren schimmerten streifig, die Zifferblätter

glommen wie Muſcheln, und die vielen Taſchenuhren raſchelten emſig, als tippten tauſend feine Fingernägel auf einen marmornen Tiſch.

Wenn nur noch wenige Minuten bis Mitternacht klafften, dann ſtanden die Herzen ſtill. Wanduhren und Taſchenuhren raſten plötzlich mit Getöſe, ſehnſüchtig in den Abgrund zu ſtürzen, und endlich begannen ſie zu läuten: Turmglocken, Bäſſe, alt und weiſe, Singſang der Tenöre und Schellengeläut lachender Waldfahrt. Sie läuteten eins, zwei, drei, vier, bis zwölf, aber manche kam zuvor, manche jammerte hintennach. „Es war nichts," flüſterte der Uhrmacher, und Heliodor nickte. Ihre Geſichter waren ſchmerzlich in den Mitternächten, doch es war geweihter Schmerz des Geheimniſſes. Beide ſtanden ſie auf Fingerbreite nahe vor der Löſung, vor ungeheurem Einklang, vor der Sinnlichwerdung der Ordnung. Daß ſie einmal einer ganz einwandfreien Pünktlichkeit dienen dürften, dies war ihre Sehnſucht. Zwei Kaiſer im Kloſter, müde zu regieren, fremd den Menſchen, den Maſchinen verſchwiſtert.

Heliodor Piſtorius ergraute als Schuldiener. Als alter Mann wurde er umgänglicher, und mit den winzigen Septimanern ließ er ſich in ſchalkhafte Geſpräche ein: „Achilles erſchlug den Hektor, Priamus' Sohn! Verwandle das mal ins Paſſivum, oder ſeid ihr noch nicht ſo weit?"

Er hatte jetzt freundliche furchtloſe Träume von ſeinem verſtorbenen Vater. Einmal träumte er, ſie ſäßen alle beiſammen, die Direktoren, der Archivar, der Schulfreund Immanuel Kants, der Uhrmacher und er ſelbſt. Sie erwarteten das Schlagen der Mitternacht. Der Philoſoph ging durchs Zimmer, geiſtverloren, und trug die „Kritik

der reinen Vernunft“ in der Hand. Heliodors Vater ſprach: „1781 erſchienen, im gleichen Jahre wie die ‚Räuber‘. Das iſt ſehr bemerkenswert!“

Andreas Holt

An den gewöhnlichen Soldaten Andreas Holt kam eine Depeſche ins Feld, nur Wichtiges konnte drinnen verſiegelt ſein, Geburt oder Tod. Es war Tod, ſein Weib war geſtorben. Er brach an einem Herbſtmorgen vom Schützengraben auf, wollene Decke und Zelt trug er auf dem Torniſter, denn die Nächte waren ſchon kühl. Aber am Tage eiterte gelbe, giftige Hitze aus dem tiefen Sande, es war ein ſchweres Gehen, und der Schweiß ſalzte in ſeine Augen. Wenn er über die Stirn wiſchte, ſtand an den Fingern das Waſſer in ſteifen Perlenlinien wie Läuſeeier. Beim Feldwebel empfing er Löhnung und Verpflegungsgeld, eine anſehnliche Summe in ungebrochenen Scheinen; er legte ſie, jeden Knick pedantiſch verhütend, in den Bruſtbeutel, den er umſtändlich unter dem Hemd hervorneſtelte. Aus der Behäbigkeit gerade dieſes Geldeinſackens ſchloß der Feldwebel, daß dem Holt der Tod ſeines Weibes ziemlich gleichgültig ſein müſſe.

Im Walde atmete er wie nach ſtarker Angſt auf, es ſchien alles gut zu ſtehen in der Welt. Ein Brotwagen, der zeltüberwölbt zum Proviantamt fuhr, nahm ihn mit. Er kroch unter das Zelt, das den mächtigen Sonnenſchein

zu graufeinem Gefunkel zerſiebte, ſtreckte die Beine aus, ſtützte den Rücken gegen den Torniſter und den Kopf gegen die hintere Bretterwand. Der Wagen ſprang über ſcheinheilig im Staub verkrochene Steine, ſein Kopf trommelte ans Holz, ſein ganzer Leib ſchütterte, und die Stiefelſpitzen wackelten lächerlich und ſelbſtändig hin und her. Er rauchte eine Zigarre an, Behagen behängte ihn mit ſchwerem Nebel. In der Entlauſungsanſtalt ſteigerte ſich dies ſüßbeklommene Behagen zur Orgie; er ſaß bis an die Bruſtwarzen in der wohligen Brühe im hölzernen Kübel, döſig und träumeriſch, und atmete tief ein und aus, damit ſich die Bruſt ſtark wölbe und ſenke und auf ſolche Art vom Waſſer in immer wechſelnden Linien kitzelnd umſponnen werde.

Holts Fahrſchein war für den Nachmittagszug ausgeſtellt, doch mit dem Brotwagen traf er ſo früh ein, daß er den Vormittagszug noch erreichen konnte. Er verzichtete aber darauf, mit ſeiner traurigen Depeſche die Ermächtigung hierzu zu erbitten, ſondern der Trotz des unſchuldig Leidenden machte ihn plötzlich ſteifnackig und töricht.

Der Beamte vermißte auf ſeinem Fahrſchein den Vermerk der Dringlichkeit und den in ſolchen Fällen üblichen roten Strich. „Was," ſchrie Andreas Holt, „will ſo ein Kerl, der ſich hinten mit den Panjenkas herumdrückt, unſereinem Schwierigkeiten machen? Ich ſoll wohl den Tod meiner Frau von ſo einem Sch .... kerl begutachten laſſen, wie?" Er ſchmiß ſich mit höhniſcher Gewalt durch den ſchmalen Durchlaß. Die Wache kam herbei, und da der beleidigte Beamte andeutete, daß mit dem Sch .... kerl möglicherweiſe gar nicht er, der ſimple

Bahnmenſch, gemeint ſei, ſondern — und hatte es ſich nicht in der Tat ſo angehört? — ſondern ein Offizier, gab es natürlich kein Zugutehalten mehr. Holt, der die Notwendigkeit, gefügig zu ſein, jetzt blitzſchnell erfaßte, bequemte ſich vor dem Bahnhofskommandanten endlich zur Vorweiſung der Depeſche und weinerte: „Aus Verzweiflung, Herr Oberleutnant! Verſetzen ſich Herr Oberleutnant doch in meine Lage! Ich muß zu meinem kleinen Jungen, vielleicht hungert er ſchon ein paar Tage lang, und niemand gibt ihm was.“ Hierbei zitterte er dermaßen, daß es unmöglich Mache ſein konnte, nur der jämmerliche Ton ſchien unecht und berechnend, denn ſeine Augen ſtanden voll Zorn und weinten keineswegs. Holt blieb auf freiem Fuße, doch war ihm Beſtrafung nach der Rückkehr gewiß.

Als er dem Soldatenheim zuſchritt, um bis zur Abreiſe zu warten, war er ein anderer Menſch. Vom gefühlvollen Mundharmonikavirtuoſen des Schützengrabens war nichts mehr verblieben. Er blies auf einem neuen, blanken, heißen Haß. Der fehlende Tintenvermerk und der rote Strich und die Gewiſſenhaftigkeit des Bahnbeamten wurden ihm zu wahnwitzigen Dokumenten einer barbariſchen Tyrannengewalt, und die militäriſche Strafe, die ſo ſtarr wie ein Schlagbaum den Weg verſperrte, der wieder an die Front führte, machte ihn raufluſtig und ſinnlos-mutig. Die Schweſter vom Roten Kreuz blickte er wie eine Dirne an. Er verbrauchte viel Geld, und als er längſt geſättigt war, fraß er noch, denn grade wenn die kaum zerkauten Knollen des Kommißbrotes ſchmerzend an ſeinem Gaumen ſägten, dann war ihm wohl, und immer hatte er das Gefühl, als ſpiele er einem,

der ihm gern weh tun wollte, einen pfiffigen Schabernack. Laut und gedrechſelt-großſprecheriſch ſchimpfte er, daß weder Bier noch Schnaps für die Soldaten zu haben ſei, aber man ſei ja nur Wehrmann, Wehrmannsblut ſei ja ein billiger Saft, und dergleichen. Als gar um die Mittagszeit ein Soldat eine kurze Andacht abhielt, fixierte er trotzig den feinen und gütigen Mann, nickte aufgeklärt, ſpitzte den Mund wie zum Pfeifen und haßte den ſchlanken Betbruder Zoll für Zoll, von den ſchmalen Füßen bis zur Stirn, die ſehr edel und durch eine allerdings ein wenig zu hübſche Haartracht bedeutend betont war. Unmittelbar nach dem Amen verhöhnte er breitbeinig den Erſchrockenen und Errötenden: „Sie mit Ihrer Allgüte. Nur ein Pfaffe kann in dieſem Kriege von ſo was noch reden!“ Der junge Menſch antwortete, ruhig geworden: „Ich glaube, Sie denken gar nicht ſo, wie Sie reden! Sie ſind wohl recht unglücklich!“ Das war zuviel, Holt ſetzte ſich, um zu lachen. Er rief: „Männchen, Männchen!“, und mit einem leeren Limonadenglas taktierend begann er aus „Lippe-Detmold“ zu ſingen: „Womit ſoll ich führen meinen Krieg, womit ſoll ich führen meinen Krieg, wenn mein Soldat iſt tot, wenn mein Soldahat iſt tot?“

Lippe-Detmold ging über Holts Kräfte. Es war ſein Rekrutenlied. Damals ſtanden tannenblaue Berge um eine kleine Stadt, und Drillichhoſen ſtelzten über deutſchen Maienraſen. Er wurde plötzlich ſo müde, daß er ſich über den Tiſch lümmelte und einſchlief. Die Schweſter weckte ihn: „Wollen Sie nicht mit dem Urlauberzuge fort?“ — „Ja, ja,“ antwortete er haſtig. „Entſchuldigen Sie auch noch,“ fügte er hinzu, doch ſogleich wurde er wieder trotzig.

Albern ſang er: „Da fiel der erſte Schuß, da fiel der eherſte Schuß.“

Zähe Müdigkeit beklebte ihn wie Leim, Skatgeſchwätz Mitfahrender kribbelte wohlig ſeinen Halbſchlaf. Die Rädermelodie hieß ſtundenlang „Lippe-Detmold, eine wunderſchöne Stadt“. Er hatte ein ſüßgruſliges Gefühl wie auf einer Rutſchbahn. Erſt als die Wände eines Tunnels mit Widerhallgeheule die zitternden Scheiben bepfiffen, ſchrak er auf und fand ſich entſetzt im Dunkeln. „Wo ſind wir?“ fragte er ſchwach wie ein Kind. „Nicht weit von der Grenze,“ antwortete eine glückliche Stimme. Da erfaßte ihn eine grenzenloſe Angſt. Was er dem Oberleutnant geſagt hatte, war plötzlich echt: Die Frau iſt tot, der kleine Junge hat vielleicht Hunger. Die Nachbarin hat ſelber Kinder genug. Merkwürdigerweiſe konnte er nichts denken, ohne daß es ſich von ſelber nach der ſtapfenden Lippe-Detmold-Melodie abſang; ſie veralberte alle ſeine Gedanken, und natürliche Worte verkehrten ſich unter lächerlichen Akzenten. Eine Stunde vor der Ankunft war er ſo weit, zu fragen: „Wie komme ich denn überhaupt dazu?“ Er ertrug es nicht länger, er ging ins Kloſett, durch deſſen Schacht das um die Räderachſen raſend geſchwungene Sauſen der Fahrt heraufheulte, und hier, wo er ſicher war, und wo ihn der Lärm anſtachelte, öffnete er das Fenſter und brüllte über die Felder, die ſchon grau waren: „Wie komme ich denn überhaupt dazu, wie komme ich denn dazu,“ im Rhythmus des Lippe-Detmold-Liedes. Und dann: „Was geht mich denn der ganze Weltkrieg an, wenn ich ein Vater bin?“ Einmal atmete er, aus unergründlichen Schächten ans Licht ſteigend, auf: „Es iſt unmöglich,

daß ich wieder in den Krieg gehe. Ich kann den Jungen nicht allein laſſen. Das ſieht der Staat ſelbſtverſtändlich ein.“ Dies war vollkommen ruhig gedacht, außerhalb des verrückten Liedes. Doch als jemand an die Tür trommelte, antwortete er ſogleich wieder Lippe-Detmoldiſch: „Na, bitt' ſchön, lieber, lieber Kamrad mein.“ — „Dir iſt wohl ſchlecht,“ ſagte der Soldat, als Holt heraustrat; er ſah verwüſtet aus.

Bei der Einfahrt in den laut aufrauſchenden Bahnhof klapperten ihm die Zähne, ein ſonderbarer Froſt zog ſeinen Leib zuſammen, und die Luft, die er atmete, verteigte ſeine Lungen. Er ging ſchwer wie unter Kiſten.

Die Leiche ſeiner Frau war ſchon in der Leichenhalle, die Wohnung war gut aufgeräumt, keine Furchtbarkeit und keine Erhabenheit mehr darinnen. Holt wurde ungemeſſen zornig darüber. Die Nachbarin ſchrie er gemein an: „Das ſchlägt dem Faß den Boden aus. Dann begrabt ſie auch allein, wenn ihr Luſt habt. Hab' ich etwa die Miete nicht bezahlt? Darf die arme Leiche nicht einmal in der eigenen Wohnung liegen?“ Die Nachbarin ging aus dem Zimmer; er ſchimpfte hinter ihr her. Wer ſolle auch heute was mit Violinen, Cellos und Klarinetten verdienen? Wer kaufe heute noch was anderes im Inſtrumentenladen als etwa eine Mundharmonika fürs Feld? Da trat die Frau wieder ein und führte einen kleinen Jungen, der faſt zu fein in blauen Samt gewandet war. Es war ein außerordentlich ſchönes Kind. Es ſchaute den Soldaten leuchtend an; Andreas Holt ſtand ſtill. Seine Seele ſtand ſtill, eine ungeheure glänzende Dunkelheit wölbte ſich über ihn, er taſtete. Plötzlich griff er ſich den Jungen in überſchwenglicher Ver-

liebtheit, lief mit ihm hinaus; er wußte, er wolle zur Leichenhalle, aber während er glückſelig dahin lief, das Kind immer im Arme, war es, als eile er mit dem Kleinen zum Kaſperletheater.

Am Sarge ſtand er hernach in unendlichem Mißbehagen, ohne Tränen.

„Sie liegt ſchön da, nur ein bißchen gelb.“

Er weinte nicht und war geneigt, der Toten Vorwürfe zu machen, weil ſie ihn in die mißliche Lage gebracht hatte, eigentlich weinen zu müſſen und doch nicht weinen zu können. Er entſann ſich des erſten Abſchieds, er hatte ſie ſehr geliebt. Jetzt weinte er nicht, es war nicht klug daraus zu werden. Er ſtreichelte dumpf die weichen Haare des Kindes, das am Bahrtuch zupfte wie an einer Tiſchdecke. „Armes Kind,“ ſprach er, doch es klang nach berufsmäßigem paſtoralen Troſt, aber als er immer länger den ſanften Kitzel der ſeidenen Haare an ſeiner Handfläche ſpürte, wurde er ſeltſam gelüſtet. Wie Freude über unzählbaren Beſitz erfüllte es ihn: „Ich gehe nicht mehr an die Front, Andreas,“ flüſterte er, „auf keinen Fall. Ich bleibe bei dir.“

Um dieſen Entſchluß zu faſſen, war er in die Heimat gekommen, das erkannte er jetzt, und er wurde wiederum ein völlig klarer Mann, der den Weg des Unrechts von nun an in einer feierlichen Heiterkeit beging.

Die Vorräte ſeiner Inſtrumentenhandlung verkaufte er mit Geſchick und Glück, und Laden wie Wohnung kündigte er, indem er lächelnd ſagte: „Tod löſt jeden Kontrakt“, als ſei der Tod ſo etwas wie ein guter Freund und Protektor. Er richtete ein Geſuch an das Generalkommando, machte dem Regiment davon Mitteilung und

bat um mehrere Wochen Nachurlaub. Dies tat er aber ſozuſagen nur aus Liebenswürdigkeit, um unnötiges Aufſehen zu vermeiden, denn von vornherein war es beſchloſſen, daß er ſein Kind nicht mehr verlaſſen würde.

Er brachte den Knaben zu Bärbe Moll, ſeiner Schwägerin, einem noch jungen Weibe, deren Mann ſchon gefallen war. Es war ein ſommerhafter Tag im tiefen Herbſt, der Reife und Süße über das ſchöne Weib ergoß, welchem das Kind die Arme entgegenbreitete und „Mutter“ ſagte von Anfang an. Als er ſie ſo anſchaute, jubelte er machtvoll hervor: „Ich gehe nicht mehr in den Krieg, Bärbe. Ich bleibe bei euch.“ — „Ach Gott, Andreas, biſt du denn reklamiert?“ Er lachte. „Ich mache euch glücklich, dich auch, wenn du Luſt haſt. Ich habe das Zeug dazu. Mich findet keiner in deinem Dorf.“ — „Sie kommen mit Polizeihunden.“ — „Sie finden mich nicht.“ Ärger, Herbheit, Trotz, Gram und die niedergegurgelten, nichtgeweinten Tränen, alles ſchüttelte er mit herrlichem Gelächter ab. „Nach dem Kriege ziehn wir in ein Land, das niemals Krieg führt. In die Schweiz am beſten. Nach dem Kriege werden die Leute ſehr muſikaliſch ſein. Du ſollſt ſehen, wie ſie kommen werden: Geigen kaufen, Flöten kaufen. Der Junge wird ein reicher Mann, und du — ach Gott, deine Kantorswitwenpenſion wird nur ein Pfennig ſein gegen unſer vieles Geld. — Spiele, Junge, ſpiele,“ rief er und holte die Mundharmonika mit dem Glockenſpiel hervor, die er einzig zurückbehalten hatte, doch er beſann ſich, ſpielte ſelbſt, ließ die Glocken golden pinken, raſte Lippe-Detmold wie einen Tanz herunter und verwandte den „Zungenſchlag“ aufs genialſte. Das Kind ſtrebte mit beiden

Armen hinan, es ſtand zwiſchen dem breitbeinigen Muſikanten, die Hände mit geſpreizten Fingern lagen dicht und leiſe an den großen Beinen des Mannes, das Antlitz war mit winzigen blanken Zähnen entzückt-betroffen emporgewandt, in ſeinen Augen ſtand blaues Geleucht, und die blonden Haare blühten weich und fließend von der reinen Stirn herab. „Schreibe lieber an den Kaiſer," bat Bärbe Moll, „und gehe einſtweilen zum Regiment zurück. Fallen wirſt du doch nicht, die Ruſſen ſind ja jetzt ſtill." Holt ſchüttelte, indem er noch immer muſizierte, den Kopf und wies vorſichtig mit der rechten Hand auf den Knaben. Endlich hielt er inne und ſagte, ſcheinbar unvermittelt: „Ich heirate dich, Bärbe. Du biſt wunderſchön." — „Jetzt darfſt du noch nicht davon ſprechen," antwortete ſie. „Nicht?" ſchrie er, „nicht? Wir wiſſen doch beide, daß wir wollen." Er küßte ſie. Ganz plötzlich ließ er ſie frei, hob das Kind empor, ließ es fliegen. „Ich bin froh, ich bin froh. Schade, daß ich die Krankenſchweſter ſo frech angeſtiert habe!" Doch auch ſie würde ihm gewiß vergeben, auch ſeine verſtorbene Frau war da und war zufrieden mit ihm und ihrer Schweſter, denn das Kind war glückſelig.

Er ging zum Dorf hinaus, auf Umwegen kehrte er ungeſehen in die Wälder zurück, die auf den Bergen behütend ſtanden.

In den Nächten lief er hinab, geradewegs aufs Dach des kleinen weißen Hauſes, in das der Raſenhang hinüberfloß, und ſtieg durch die Luke ein. Er weckte den Jungen nie, obwohl er ſehnſüchtig war, ihn ſprechen zu hören. Er war ſchon zufrieden, wenn der kleine Burſche, zuweilen von der Not des Leibes geweckt, die Augen

wachrieb und „Mutter“ rief. Dann war ſtärker als der drollige und unfeierliche Anblick des kleinen Thronenden ein unerhörtes unirdiſches Leuchten, das in ſeine Augen geriet und das nicht von der ſchwächlichen Kerzenflamme genährt war; es war ein Licht von innen heraus, und unbeſchreiblich lächelte der Knabe, wenn er „Vater“ ſprach.

Zwiſchen Haſelnußſtauden lag Andreas Holt auf dem Bauche und ſchaute in den Garten hinab, wo ein blauſamtener Junge Äpfel rollen ließ, ein ſchier herrſchaftliches Kind. Dorfkinder ſtanden ſtaunend am Zaun, liefen wie verrückt und brachten Feldblumen. Die reichten ſie dem Knaben ſcheu wie einem Prinzen, und wahrlich, er verſtand es, ſich dienen zu laſſen. Der Vater war eitel, er glaubte, ein großer Muſiker müſſe aus ſeinem Kinde werden, das ſtünde ſicher in ſeinem Blut.

Der Krieg ſchrumpfte zuſammen für den, der vom Berge ſah. Batterien wurden Blechſpielzeug, Regimenter Bleiſoldaten, rieſige Felder Tuſchkaſtenflächen; die Erde war zierlich und komiſch wie im umgedrehten Operngucker; Holt lachte. Im Tale mochte eine Schlacht raſaunen, hier oben war Friede. Was waren die Dächer aus Eiſenbeton gegen das Dach aus Granit, das über der Höhle neben der alten Kapelle hing? Er hatte Sonderfrieden geſchloſſen, von den anderen verlangte er nichts, aber er wollte auch für ſich nicht mehr, als was ſchon ſein war: den Jungen, der ſeines Blutes war. Er pflückte Haſelnüſſe, die aus der welken Kelchhülle rund und trocken in ſeine Hand hüpften, und nachts im Hauſe buk er aus Zucker und zermahlener Nuß Marzipan für das Kind. Auch ſammelte er Beeren in Körben und brachte ſie der Frau.

Eines Tages ſah er ohne Unruhe einen Gendarm ins Haus gehen. Er wußte, was Bärbe Moll ſagen würde: „O Gott, o Gott, noch nicht beim Regiment? Dann iſt er ins Waſſer gegangen, ſo was hat er geäußert.“

An einem Nachmittag im Oktober ſtand Bärbe Moll im Garten und winkte ungeſchickt, als ſollte niemand merken, daß es gewinkt ſei; drum ſah es ſo aus, als wolle ſie ſich einmal überkräftig recken und ſtrecken. „Schicke lieber den Jungen heraus“, knurrte er, aber nach einer Stunde wackelte wie ein weißer Pappdeckel eine dreieckige Krankenſchweſterhaube unter dem braunen Laub, da wußte er, Andreas ſei krank, und er ſchritt am hellen Tage den Berg hinab und fand den Knaben im Fieber. Er richtete ſich ſoeben, von ekſtatiſcher Seligkeit übergoſſen und über alles Maß geadelt und gereift im Bett auf, hob beide Hände vor den Leib und flüſterte betörend: „Brot, Brot!“ Doch reichte man ihm welches, dann ſchüttelte er ſich. Andreas Holt heulte. „Sind Sie der Vater?“ — „Ja.“ — „Faſſen Sie ſich, beten Sie,“ tadelte die Schweſter. „Kann ich nicht,“ antwortete er, „erſt ſoll er geſund werden.“

Es war bald herum, daß der Vater des kleinen blonden Jungen im Hauſe Bärbe Molls war, ein Soldat, den man ſchon ſeit Wochen ſuchte, ein Deſerteur. Die Gendarmen kamen. Holt nahm das Jagdgewehr des Schwagers in die Berge mit. Von ſeinem Neſt aus ſchoß er Schreckſchüſſe ab und lachte die Grünen aus, die ungeſchickt und uninfanteriſtiſch das Gelände benutzten. Die Dörfler kränzten dunkel die weiße Talſtraße und gafften. Die Gendarmen telephonierten in die Stadt und begnügten ſich mit Blockade. Hinter den Steinen,

wo die Belagerer ziemlich beſchämt kauerten, quollen die Wolken tröſtender Zigarren. Auch über Holts Haſelnußſtaude ſchwebte ein feines Wölkchen. Von Zeit zu Zeit ſchoß er gegen die Steindeckungen, es war, im Grunde genommen, luſtig.

Gegen fünf Uhr nachmittags ſchrie er: „Bärbe Moll, Bärbe Moll!“ Sie hörte, doch ſie verkroch ſich in Scham. „Bärbe, Bärbe Moll!“ Läutend, gewaltig, von Echorudeln jagdfroh umbellt. „Bärbe Moll, Bärbe Moll!“ Endlich trat ſie in den Garten. „Wie geht's dem Jungen?“ ſchrie er und dehnte jede Silbe. Es war lächerlich, wie ſie antwortete, in die naſſe Schürze hinein: „Schlecht, ſchlecht.“ Er konnte es naturgemäß nicht hören, doch er verſtand.

Um ſechs Uhr war eine Gruppe Infanterie und Polizei da, ein lebhaftes Feuer begann; die Soldaten arbeiteten ſich fachmänniſch an den Feind. Gegen Abend ſchrie er wiederum: „Bärbe Moll!“ Doch er ſah niemanden unter den verdämmernden Bäumen; da erbarmte ſich der Gemeindevorſteher des verzweifelt Rufenden.

„Hier iſt Möhlis, Gemeindevorſteher.“ Wie am Telephon.

Holt lachte. „Hier iſt Wehrmann und Inſtrumentenbauer Andreas Holt.“

„Herr Holt, ſeien Sie vernünftig. Ihr Kind iſt tot.“

Alle Leute wurden ſtarr, ſie duckten ſich tiefer in den Straßengraben, und die Soldaten mit angeſchlagenem Gewehr verhielten den Atem. Viele Minuten lang war es völlig ſtill. Teufliſches braute auf dem Berge? Plötzlich heulte es ungeheuer herab: „Möhlis, Möhlis!“ — „Hier!“ — „Schwören Sie, daß mein Junge tot iſt.“

Das Echo verwitzelte die ſchrecklichen Worte zu einem tollen Gequaſſel aller Wälder. Der Gemeindevorſteher brüllte und zerrte die Silben ebenſo wie der Mann auf dem Berge: „Ich ſchwöre, Ihr Junge iſt tot. Der Arzt hat es beſcheinigt.“

Wiederum gefror der Abend in ſtierer Erwartung. Nach einiger Weile hörte man Holt in überraſchender Nähe: „Ich komme, ich ergebe mich.“ Die Soldaten erhoben ſich hinter ihren Steinen, gingen dem Schall nach und führten den Deſerteur herab. Er ſah nur flüchtig ſeines Knaben Leiche an. Dann ging er willig ungefeſſelt. Plötzlich zuckte er ſonderbar, jedes Glied zuckte ſozuſagen für ſich ſelber wie in einen Strudel geriſſen. „Was iſt los?“ fragte ein Gendarm. „Nichts,“ antwortete er und lächelte demütig. Noch dreimal zuckte er ſo, beim vierten Mal erſtarrte er, ſtand eine Sekunde und ſtürzte dann tot zu Boden. Die Gendarmen meinten, er ſei vor Aufregung und Kummer geſtorben, das komme tatſächlich vor.

Weltende

Aſtrolog, Theoſoph, Grapholog, Gauner, Schalk, oder Idiot, für den 17. Auguſt 1916 prophezeite er den Frieden. Siebentauſendmal, auf Papier, das ſo linde, einſchmeichelnd und ſamten wie Konzertprogramme war, ließ er die Prophezeiung drucken. Zehn Pfennige koſtete das Stück, und als die Unkoſten ver-

rechnet waren, blieb ihm ein Reingewinn von fünfhundertundneunzig Mark. Da war der 17. Auguſt nahe, aber der Friede war fern. Am 15. Auguſt wechſelte der Prophet die Wohnung, denn auf den Zetteln ſtand in frecher, ſchlauer Ehrlichkeit ſeine Adreſſe, und nun fürchtete er Prügel. Doch er unterſchätzte die Berliner; ein einziger ſtieg am 17. blaß und tobſüchtig die drei Treppen hinauf, das aber war nur der bucklige Hausdiener Johannes Täuber, der einem ſchleſiſchen Gebirgsdorf entſtammte.

Siebentauſend Menſchen hatten den weichen Wiſch gekauft: Gelehrte, Hausmütter, Huren, Primaner, Hochſtapler, Handwerksmeiſter, Politiker, Juden, Chriſten, Atheiſten und Sektierer, und auch Urlauber und Verwundete. Opferten alle ein Nickelſtück für die herrliche Frechheit, für den gedruckten Humbug, alle erzitterten unter dem Traume. Denn, wenn er ſich erfüllte, war alles gut: Dann gab es weniger tote Väter, Brüder, Söhne und Bräutigame, gab es wieder mehr Hotels für Taſchendieberei und Bauernfang, mehr Männer ins Dirnenbett, mehr Gehälter, weniger Zenſur und mehr Zank; mehr Fleiſch, mehr Brot, mehr Butter, mehr Zucker, dies inbeſondere: mehr Fleiſch, mehr Brot, mehr Butter und mehr Zucker, denn vielen Menſchen war es nicht einmal ſehr darum zu tun, daß das Übermaß von Leid und Wundenweh geringer werde, ſondern es war ihnen um Fleiſch, Brot, Butter und Zucker zu tun, da ja das Leiden nur die Sache der Seele iſt, die Entbehrung aber die Sache des Leibes.

Johannes Täuber hatte es ſeinem Vater ins Dorf geſchrieben: „Am 17. Auguſt wird Friede ſein, einer hat

es in den Sternen geleſen.“ Dem gedruckten Zettel hätte der Alte wenig getraut, er hätte das Geſchäft gerochen, aber vor den ungefügen Dorfſchülerzügen der Schrift ſeines Jungen erzitterte auch er, denn in der Handſchrift und der billigen, welken Tinte war etwas von der Glaubwürdigkeit uralter Rezepte, ſchriftlicher Geheimlehre und geflüſterter Überlieferung. Er machte in den drei Kneipen Andeutungen. Man horchte auf, man hatte Ähnliches munkeln hören, das ganze Land hungerte ſchon nach dem 17. So was kommt über Nacht, das wußte man von Anno ſechsundſechzig und ſiebzig her. „Friede?“ ſagten die Greiſe. „Es wäre Zeit. Die Herren haben verdient. Siebenundzwanzig Tote haben wir im Dorf und dreizehn Krüppel. Es wäre Zeit!“ Nein, die Bauern glaubten dem Berliner Gauner nicht, aber auch ſie erzitterten und anders und tiefer als die Städter. „Und wenn der 17. den Frieden nicht bringt?“ Sie lachten unnatürlich. „Dann paſſiert was! Wer weiß, was?“

Von da an durchſchaute der alte Täuber die Weltgeſchichte noch ſchärfer, er durchſchaute die Rumänen und die Griechen ſchon im Juli 1916. „Friede am 17.? Ihr ſeid verrückt. Die fangen erſt noch an! Ich weiß es, ich kann es riechen!“ Während er das trotzig prophezeite, krümmte ſich ihm die Seele im Leibe vor wilder Sehnſüchtigkeit. Er vor allen in der Welt hatte den Frieden bitterlich nötig. Und brächte der 17. Auguſt den Frieden nicht, dann mußte was paſſieren!

Wer weiß, was!

Er hatte einen Buckel, der hoch über den Hals ſtieg, ſeine Gelenke waren wie Knabengelenke, und daß er die ſchwere Arbeit ſchaffte, war wunderbar. Gott hatte ihm

zum Ausgleich große Gaben geſchenkt. Hochdeutſch ſprach er gleich einem Advokaten, er ſchrieb orthographiſch, und wäre nicht ſein Buckel geweſen, man hätte ihn zum Gemeindevorſteher gemacht. Sein Gedächtnis war geſpenſtiſch für ſeine fünfundſechzig Jahre; er brachte bei Geſprächen einſchlägige Notizen uralter Zeitungsnummern vor, die deutſche Geſchichte ſeit 1806 ſaß datenklar in ſeinem großen Schädel, und er war ein wilder und gewiegter Autobiograph, mit deſſen Lebensgeſchichte jedermann vertraut wurde. Stets ſprach er heftig wie ein Komödiant.

Dieſer Mann brauchte den Frieden vor allen andern in der Welt. Denn Franz, ſein Älteſter, buckellos und herrlich, nahm ein Mädel zur Frau, das ein Kind vor der Ehe hatte, und nicht von ihm. Der Alte haßte die Schwiegertochter. Als Franz im Felde war, ſpionierte er ums Haus. „Hier gibt es Ehebruch, ich kann es riechen," ſagte er. Nachts horchte er am Fenſter und ſtreichelte beſchwichtigend den Hund. Er fand nichts, doch er ſchwor, daß es unrein hinter den Wänden war, und ſchüttelte ſich vor Wut und Ekel. Den Baſtard beſchimpfte er auf der Straße, und der Junge warf ihn mit grünen Äpfeln. Da unternahm es der Alte, den Sohn zu warnen. Er kam für zwei Wochen in die Heimat, den Vater beſuchte er nicht, und nun war kein Brief von ihm da ſeit einem Vierteljahre.

„Wo ſteht der Franz?" fragte man ihn im Wirtshaus. „Bei Dünaburg," ſagte er entſchieden. „So, ſo? Die Frau meint, an der Somme!" Da geſtand er offen, daß er fertig mit ſeiner Familie ſei, verfluchte das ganze Geſindel und gewöhnte ſich das ſchmerzhafte Wort vom

„armen, alten Vater“ an. Da war es auch Zeit, daß Friede wurde, damit er abrechnen konnte mit dem Lump. Er wollte ihn gesund haben, er wollte ganz Europa befriedet sehn, um dieser großen Szene willen:

„Deinen armen alten Vater hast du vergessen. Dein Hurenkind durfte mich mit Äpfeln schmeißen?“

Der Sohn wird vernünftig werden, wird sagen: „Sei gut, Vater!“ Der Vater will alle umarmen, will die Schwiegertochter unterm Kinn fassen und scherzen, man sei gar zu toll im hohen Alter; er will dem kleinen Jungen ein Taschenmesser schenken.

Der Kreisphysikus tritt in Täubers Auszüglerhaus.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Kreisphysikus? Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Nur etwas plaudern, ein wenig über Politik, wie?“

„Mit mir, mit dem dummen Bauern der gelehrte Herr? Aber je feiner die Leute, um so feiner behandeln sie einen armen alten Mann“.

„Über Rumänien zum Beispiel!“

Hierauf sprach Täuber so gescheit über den Balkan, daß der Arzt alles gestand: er sei gekommen, um zu erkennen, ob der Alte verrückt sei oder nicht. Antrag von seiten Franz Täubers.

„Ich, verrückt?“ schrie der Alte. „Wo ich doch alle Daten weiß?“ Jena, Leipzig, Wilhelms I. Hochzeitstag, Düppel und Langensalza brachte er vor. Er weinte, und der Physikus tröstete ihn brüderlich. Klar wurde ihm mancherlei. Juni und Juli hingen schon voll dunkler Zeichen, er deutete sie richtig mit einem Male. Pfui Teufel über die Welt, die im Kriege gemeiner wurde von Stunde zu Stunde! Gott wollte wissen, wie er mit den

Menſchen ſtand, deshalb der Krieg! Es war Zeit zum Frieden, und wenn der 17. den Frieden nicht brächte, dann mußte was paſſieren. Wer weiß, was? Er weiß, er weiß! Er ging in den Stall, holte eine Miſtgabel, ſcheuerte ſie mit Sand und ſtellte ſie neben ſein Bett. Er ſpielte an den blanken Zinken wie ein Mörder und Verrückter.

Der ganze Juni und der Juli ſchon voller Zeichen: Anna Simon hört, ihr Mann ſei vermißt. „Vermißt?“ jammert ſie, „wäre er lieber tot, damit ich's wüßte!“ Am 8. Juni trifft Sicherheit ein. Die Frau zieht durchs Dorf, den Kleinſten im grünen kleinen Leiterwagen, den Älteren an der Hand. „Der Mann iſt tot,“ frohlockt ſie von Haus zu Haus. Alle meinen, ſie ſei dumm. Täuber weiß es, daß ſie verdorben und verhurt iſt. Im Oberdorf hat ſie den Müllergeſellen; der Krieg macht alle böſe. Soll eine treu ſein, wenn der Mann in Sibirien iſt? „Zuviel verlangt,“ ſchreit Täuber. „Es iſt Zeit, es iſt Zeit!“

Aus Breslau kommen vierzig kleine Mädel ins Dorf, ein Lehrer führt ſie, großſprecheriſch, ein Rieſe, kriegsdienſtfähig ſicherlich, aber nicht zu entbehren. Ein Fräulein iſt nötig für die fünf Wochen. Eine wird ihm empfohlen. „Ja,“ ſchnauzt der Rieſe, „wie iſt ihr Ruf? Vierzig Kinderknoſpen muß ich betreuen.“ Fräulein Hannchen kommt, und ſie ſchläft bei ihm, notoriſch. Das Dorf weiß darum, aber es lacht. Es iſt vergnüglich auf Erden, es ſind erſt zwei Millionen Männer gefallen. Der Tod iſt jenſeits der Grenze! Was quaſſeln die Paſtoren von der großen Läuterung? Täuber lacht und trinkt.

Der Dorflehrer befreundet ſich mit dem Breslauer

Amtsbruder. Sie teilen ſich brüderlich ins Fräulein Hannchen. Vor der ſchwarzen Tafel flimmert die weiße ausgeſchnittene Bluſe. Täuber ſieht alles, trotz des wilden Weins vor den Fenſtern.

Der Breslauer Lehrer hat drei lebendige Enten im Rucksack, als er zum Bahnhof geht. Ausfuhr iſt verboten, die Enten quaken. „Kinderchen," ſagt er innig, „Kinderchen, laßt uns doch unſere ſchöne Nationalhymne ſingen!" „Heil dir im Siegerkranz!" ſingen die Mädchen. „Herr Vorſteher," brüllt der Alte, „er hat Enten im Rucksack. Der Kaiſer ſoll ſie ihm zudecken." Gelächter, Täuber lacht mit. „Es iſt Zeit," ſagt er.

Er will ein Pfund Schweinefleiſch kaufen; es gibt keins. „Gibt keins? Und der Lehrersfrau haben Sie zehn Pfund verkauft, und ſie hat fünfundſechzig Gläſer in der Kammer ſtehen? Hab' ich nicht Schweine genug gefüttert, was? Aber ich bin alt, mit uns dürft ihr machen, was ihr wollt. Abwarten, abwarten!" droht er.

Er hat noch niemals Hunger geſpürt. Fortan wähnt er, zu hungern wie ein verjagter Hund oder ein räudiger Kater. An fleiſchloſen Tagen jammert er laut durchs Dorf. Er hat kein Einſehen mehr in notwendige Maßnahmen. Die Gemeinde verfolgt ihn, ſo ſagt er; vielleicht noch andere als die Gemeinde, vielleicht verfolgt der Staat alle Alten und Schwachen und Armen. „Hört, hört!" ruft er ſelber nach ſeinen Schimpfreden und erinnert ſich an leidenſchaftliche Parlamentsverhandlungen, die er immer ſtudiert hat.

Er hat bisher den Kaffee bitter getrunken. Nun hält er es nicht mehr aus, ſo lüſtet es ihn nach Süßem. „Ich kriege alſo wirklich keinen Zucker?" Sein Haß trium-

phiert, er hatte ſchier gefürchtet, Zucker zu erhalten. Er kauft für einen Fünfer Bonbons, altes, zerbröckeltes Friedensfabrikat, wie kleine genäſchige Kinder. Er macht einen vielſagenden Mund: So weit iſt es mit mir gekommen, Fräulein! Aber das Fräulein verſteht dieſen Mund nicht und gibt einen Bonbon obendrein, wie den kleinen Kindern.

Er ſammelt Haſelnüſſe und Brombeeren, ſetzt ſich vor des Gemeindevorſtehers Haus und ſchmauſt bedächtig. Kinder ſtrudeln um ihn herum; er lächelt ihnen zu. „Seht mich an!“ ruft er und: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“ Dieſen Satz brüllt er, weil das Pfarrhaus gegenüberſteht, ins Klavierſpiel hinauf, das der geiſtliche Herr wie einen leiſen Blütenfall in den Sommertag fliegen läßt. „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, damit ſie was anderes lernen wie in der Lügenſchule! Ein Auszügler frißt Brombeeren; er hat das Volk ernährt, jetzt muß er hungern. Ehret das Alter! Grüßt euern Lehrer, fragt ihn, wie Eisbeine ſchmecken!“

Täubers Geſicht wird in wenig Tagen fnrchtbar runzlig, weil er plötzlich ſo namenlos entbehrt. Seine Gelenke ſehen nach engliſcher Krankheit aus, nur ſeine Augen wachſen und wachſen, und er hat einen gewaltigen Ausdruck darinnen wie Friedrich der Große als gelber Greis.

Er richtet an den Gemeindevorſteher einen ſchriftlichen Proteſt im Namen aller Greiſe und Armen. Daraufhin ſucht ihn der Wachtmeiſter auf, ſpricht von den Geſetzen und notwendigen Einſchränkungen, läßt auch ein Wort vom Schnapstrinken fallen.

„In meinem Haus der Gendarm?“ wehklagt Täuber, „und der Gemeindevorſteher hat zwei Schweine im Rauch hängen, drei irdene Töpfe voll Eier und einen Zentner

Zucker! Der Gendarm in meinem Hauſe, und die Frauenzimmer und die Weiberhengſte laufen alle Nächte auf den Berg!"

Er weinte wieder vor Schande. Am gleichen Abend ging er zum Pfarrer und klagte die Welt an. „Ich ſehe ja keinen heulen im Dorf. Es iſt wohl alles gut beſtellt, es iſt wohl gar ſchon Friede, oder kommt er wirklich erſt am 17. Auguſt?"

„Täuber," antwortete der Pfarrer, „ich weiß nicht aus noch ein. Ich glaube, der Krieg iſt ſtärker als Gott! Und die Menſchen ſind aus Verzweiflung böſe, Täuber. Als Anno 1900 viele Einfältigen wähnten, die Welt werde untergehen, da gingen ſie in die Kneipe und verzechten und verſpielten ihre letzte Habe. Wir müſſen ſie nicht verdammen, ſondern für ſie beten. Und um den Frieden beten!"

„Der kommt nicht, der kommt nicht," ſchrie Täuber. „Das Weltende kommt. Überall ſind Zeichen! Warum gehen Sie nicht durchs Dorf und predigen nicht in den Kneipen?"

„Dort würde ich dich auch finden, Täuber."

„Mir ſchmeckt der Schnaps nur aus Verzweiflung, Hochwürden!"

Er redete in den Wirtshäuſern vom Weltende. Alle kriegführenden Staaten würden untergehen, einfach zwei, drei Kilometer in die Tiefe rutſchen (ſo müſſe man ſich das vorſtellen), und wo einmal Erdreich war, dort würde Waſſer ſein. „Die Schweiz wird eine Inſel ſein, an den Alpen erkennt man ſie ſchon auf zehn Meilen. Von der Schweiz werden Schiffe nach Schweden fahren, um Streichhölzer zu kaufen. Unſer Dorf wird unterm Waſſer zer-

knacken wie eine Brücke beim Eisgang. Der Konradsberg wird drei Meter übers Meer wegschauen. Und ganz oben, da stehe ich, der Auszügler, und vorher stehle ich dem Gemeindevorsteher die zwei Schweine und die Eier, und dann lebe ich, solange ich was zu fressen habe, und dann ersäufe ich mich. Und wenn der Franz zurückkommt — — —." Doch hier erkannte er, daß er nicht länger im Bilde war. „Der ist ja schon vorher ersoffen," lachte er.

„Aber wie ist das mit Rumänien? Ersäuft das nu mit?"

„Rumänien? Die erklären Krieg, ich riech' es!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der 17. August kam. Täuber war von früh an unterwegs. Alle Wirtshäuser waren leer, denn Weiber und Männer brachten die Ernte herein. „Warum arbeiten denn die Esel?" höhnte der Alte. „Friede kommt doch nicht, was anderes kommt!" Gegen Abend war er völlig betrunken. Er fragte zehnmal bei der Postagentur, ob Telegramme eingelaufen seien. „Es wäre gar zu spaßhaft," sprach er zitternd, „wenns Friede würde! Oder wenigstens Waffenstillstand!" Er wußte nicht mehr, ob er den Frieden wollte oder nicht, er wußte nur noch etwas Phantastisches vom 17. August. Um Mitternacht stand er weit draußen auf dem Wege, der zum Bahnhof führt, und wartete auf den Telegraphenboten. Als es vom Kirchturm herunter 12 Uhr schlug, lachte er schalkhaft: „Du Berliner Lump! Mir ist es ja egal! Und wenn der Krieg noch dreißig Jahre dauert! Dreißigjähriger Krieg, hurra, hurra! Aus Verzweiflung böse! Väter verstoßen, Ehrabschneidung und Hurerei!" Alle Laster seines Dorfes taumelten in Prozession durch seine Nacht, halbnackt, in dünnen weißen

Gewändern. Hiernach war er etwa zwei Wochen krank. Als er die rumäniſche Kriegserklärung las, ſtand er auf. Glühheiße Erkenntnis verdrehte ihm den Kopf. Er wähnte, alles zu wiſſen und in die Zukunft zu ſchauen. Laut prophezeiend lief er durchs Dorf. „Der Krieg hört nicht auf, die Welt geht unter, das Dorf erſäuft.“ Sein nichtsnutziger Enkel warf ihn mit roten Äpfeln und angebräunten Haſelnüſſen.

An dieſem Tage brach ein ungeheurer Sturm in das Taldorf. Viele Menſchen verſammelten ſich in der Kirche, das alte Dach flog in Fetzen, der Pfarrer auf der Kanzel ſtand ſteil unter den Sternen, die ſtill über dem Orkan verankert hingen. Jählings brach blutrotes Licht durch die bunten Scheiben, und die apoſtoliſchen Geſtalten brannten von unirdiſchem Leuchten. „Es brennt,“ rief jemand herein. Sie wurden nüchtern, tatkräftig, eilten, konnten nichts mehr retten. Täubers Haus, ſeines Sohnes Hof, das Haus des Gemeindevorſtehers brannten. Aufs Schulhaus ſchleuderte der Sturm lange Dolden aus ſchöner roter Glut. Als die Feuerwehren der nächſten Städte heranrollten, brannte auch die Balkenbrücke über dem tiefgeklüfteten Dorfbach. Da erkannte man, daß Brandſtiftung vorlag.

Auf dem Konradsberg ſtand triumphierend der alte Mann mit ſeiner Miſtgabel, zwei geräucherte Schinken neben ſich auf dem Raſen. Eier lagen zerſchlagen den ganzen Abhang hinunter, und ihren Schalen ſchienen rot und luſtig wie Oſtereier. Die Flammen ſchlugen hoch. Er hätte gewünſcht, ſie leckten bis auf drei Meter ſeine Inſel hinan.

Er kam nicht dazu, von den Schinken zu eſſen, denn

die Weiber des Dorfes erwiſchten ihn und lynchten ihn in unmenſchlicher Rachſucht. Als er am Boden lag, kratzten ſie ſich um die beiden Schinken. Täubers alter Kater fuhr mitten zwiſchen ſie und erraffte eine Portion, die größer war, als das Geſetz in jenen Zeiten zuließ. Er ſprang in einen Haſelnußbuſch und fraß ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder ganz ſatt. Dann ſchlief er ein, und die ungeheuren Lichtwürfe der Feuersbrunſt tanzten über ſein ſchwarzes Fell, aus welchem die Rippen erbarmungswürdig hervorſtachen.

Der Mann im weißen Mantel

Hinter ſtählernem Schutzſchild, in deſſen domfenſterförmigen Schlitzen Himmel und grünendes Land wie zierliche Glasmalerei glühte, ſah ich zwei Offiziere, regungslos beobachtend; zur Rechten ein ſchlanker Mann, noch in der geſpannten Haltung des ſcharf Ausſchauenden voller Anmut. Den rechten Arm lagerte er in Bruſthöhe auf das weich blühende Erdreich, das ſeine ſanft geballte, feine Hand trug. Er war für meinen Geſchmack zu maleriſch aufgeſtellt. Der andere, vierſchrötig und die Hände tief in den Hoſentaſchen, krümmte ſeine beträchtliche Leibeslänge ſo weit, daß er eben durch den Schlitz blicken konnte. Ein Poſten, feſtgerammt, verſteint, wartete auf irgendwelche Entſcheidung und wandte den Blick nicht ab von dem Anmutigen. Ich vermutete

in den Herren die Offiziere meiner neuen Kompanie und blieb ſtehen, um die Lauſchensſtille nicht zu ſtören. Endlich wandte ſich der Rechte um, ſchüttelte den Froſt des angeſpannten Horchens und Schauens von ſich ab, und mit einem vollen Blick aus ſehr ſchönen blauen Augen nickte er dem Poſten zu. „Es iſt nichts, aber es war recht, daß Sie uns rufen ließen. — Entſchuldigen Sie," ſagte er, meinem Gruß dankend, zu mir, „erſt noch dies," und er nahm ſeine ſilberne Zigarettendoſe, häufte mit den unkriegeriſchen Fingern ein paar der Goldhäuptigen zuſammen und warf ſie dem Strammſtehenden, Strahlenden in die hohle Hand. Der andere Offizier, deſſen merkwürdig zerfälteltes, eckiges Geſicht zu ſeinem Korpus gut paßte, lächelte mich komikerhaft an und zuckte wie mißbilligend mit den Schultern. Mir waren beide Männer zunächſt wenig angenehm, und ich nannte ſalonkühl meinen Namen. „Seien Sie mir herzlich willkommen," ſagte der Feine viel zu warmen Tons. Er war mein Kompanieführer. Er hieß Hollebeck, der andere hieß kurz, bündig und grob: Rietz.

Hollebeck verabſchiedete ſich, weil er beſchäftigt ſei. Rietz zupfte mich klatſchſüchtig wie ein Backfiſch am Ärmel, und kaum waren wir allein, ſo ſagte er hämiſch: „Das iſt Er! Sind Sie nicht ſchon vernarrt in ihn?" — „Warum?" fragte ich unwillig. Er neigte den Kopf und hob die Schultern, als wolle er einen galiziſchen Juden karikieren. „Er iſt beſchäftigt, haben Sie es auch deutlich gehört? Warum machten Sie denn keinen kameradſchaftlichen Witz über das ſchwere Daſein eines Kompanieführers? Das hätte ihm gepaßt, er wollte doch nur ſein Erröten anbringen und pfirſichfarben lächeln und ſchüch-

tern ſagen: ‚Ich ſchreibe!‘ Wiſſen Sie, was er ſchreibt? Lyriſche Gedichte und feinſinnige Novellen. Der Ausdruck ‚pfirſichfarben lächeln‘ iſt natürlich von ihm.“ — „Weshalb wollen Sie ſofort Stimmung gegen ihn machen?“ fragte ich abweiſend. „Ich,“ rief er erſchrokken, „ich, Stimmung gegen ihn? Das wäre ja doch umſonſt. Jeder liebt ihn. Ich liebe ihn auch. Aber ich wittre, daß er's nicht verdient, das iſt es ja.“ Feierlich fügte er hinzu: „Die Situtation iſt außerordentlich verwickelt,“ und er ſah wahrlich aus, als trüge er an Qualen. Hierauf ſchien es, als wolle er ſtarr verharren, um etwas Schwierigem nachzugrübeln, doch er wandte ſich jählings und ging mir zuſammengerafft voraus. Beluſtigt ſagte er noch: „Im bürgerlichen Beruf iſt er Hiſtorienmaler. Begreifen Sie etwa, daß jemand damit ſein Brot verdient? Ich nicht.“ Dann erklärte er mir die Eigenheiten der Stellung in einer entſchiedenen, ſoldatiſchen Art, die mir wohltat, doch immer wieder mußte ich, wie Rätſellöſung ſuchend, den Rückenklotz dieſes Mannes anſchauen, ſeine knochigen energiſchen Hände und die winkligen Linien ſeines Geſichts, die einem Schwerarbeiter anzugehören ſchienen, keinem Opfer einer ſeeliſchen Verwicklung und Verirrtheit.

Nach einigen Stunden kam Hollebeck, lächelnd, liebenswürdig, licht. Wie ihn etwa hatte ich mir immer, ein wenig populär vielleicht, den „gewiegten Diplomaten“ vorgeſtellt. Doch machten mich ſeine Augen betroffen, die über die Schablone männlicher Hübſchheit hinaus ausdrucksvoll waren: ſchön durch Lichtkraft und Form, charakterreich durch eine ſeltſame, ſekundenweiſe herauskruſtende Härte und — das erkannte ich ſchier voller Angſt

— durch eine maßloſe Trauer. Wohin war ich geraten? Ich war von einem bewegteren Kriegsſchauplatz her an einfache Schlagkraft und derbe Klarheit gewöhnt; nun ſchien ich in einem toten Winkel zu weilen, in dem eine ſchwer zu benennende unheimliche Vegetation gedieh. — Hollebecks Stimme hatte den mir unangenehmen Schmelz der Tenöre und war voll wehklagender Süße, die mir als üble Manier erſchien.

Mit einem rundwandelnden Blick leuchtete er meine Höhle ab, und ſchaute auch voll auf die Bilder meiner Frau und meines Jungen. Ich meinte, er werde etwas Geläufig-Nettes darüber ſagen, doch als er es nicht tat, dachte ich ſofort gehäſſig: „Er tut es mit den Augen; mit dem Maul tut er's nicht, damit ich ſeinen Takt bewundern kann." Sogleich zürnte ich mir ſelber wegen der feindſeligen Einſtellung.

„Ich darf doch ein wenig verweilen", ſagte er. Mir fiel ſeine Art des Sitzens auf. Er ſaß leicht, wie gewichtlos da, Leib und Glieder in geſchicktem Arrangement, und ich verfiel auf den überſchwenglichen Vergleich: Wie eine Lichtquelle biſt du allwärts hinſtrahlend. Auch in dieſem Balkenkeller, wo er ſo einſam mit mir war, wie Robinſon mit ſeinem Freitag, glich er dennoch einem Hausherrn, der vielen Gäſten dienen will, während ſie doch ihm dienſtbar ſind, da ſie alle aufſchauen und auflauſchen müſſen, wenn er ſpricht. Er unterließ übrigens nicht, meinen Burſchen mit einem graziös zur Seite geworfenen Nebenſätzchen — ich dachte an die Zigaretten — leutſelig zu bedenken. Zuweilen neigte er ſich, ſelbſt bei Belangloſem, wie beſchwörend vor, die Ellenbogen auf die Knie lagernd und die Hände zu einem Giebel

mit den Spitzen aneinander legend. Dann ſchaute er mich, nahe gerückt, faſt lüſtern wirkend, belobigend und ermunternd an: Rede nur, rede! Alles, was du ſagſt, will ich in ſilberne Schalen tun. Und ich fühlte, daß er ein Seelenfänger und Sklavenhalter ſei, ein Machtgieriger ohnegleichen.

„Sie kommen aus dem Weſten?“

„Ja.“

„Wir hatten hier träge Tage. Oft beneidete ich euch da drüben.“

Er verzog ſofort das Geſicht; es war ihm bekannt, daß eine ſolche Äußerung im dritten, blutmüden Kriegsjahre komiſch klang. Plötzlich umkanteten ſich ſeine Augen, faſt zornig ſah er mich an und wiederholte, diesmal herriſch: „Oft beneidete ich euch da drüben.“ — „Wenn man es überlebt hat,“ antwortete ich hilflos-trivial, „war es am Ende ganz ſchön.“ — „Ich beneidete euch um die Ekſtaſe,“ fuhr er ſtrenge fort, „zu der ihr euch erheben — mußtet.“ Das letzte Wort hatte verächtlichen Ton. „Oder ſagen wir,“ ſprach er verführeriſch, „ich habe Sehnſucht nach Kampf, eigener Ekſtaſe, weithin ſichtbarer Tat.“ Er errötete „pfirſichfarben“. Hierauf ging er in einer Scheuheit, die vielleicht geſpielt war. Ich liebte, fürchtete und verachtete ihn in einem.

In der Dämmerung kam Rietz. „Schönes Diebswetter draußen. Ich hole heut das ruſſiſche Maſchinengewehr. So weit hat er mich endlich gebracht.“

„Wie, er hat Sie ſo weit gebracht?“

„Verſtehen Sie mich recht,“ lachte er mißtönig, „ich hab' mich freiwillig gemeldet wie nur je ein Kriegsprimaner, obwohl ich ſchon einen Jungen habe, der Quartaner iſt.

Trotzdem, ich mußte." Sein Runzelgeſicht rieſelte wie ein Ameiſenhaufen. „Ich verſtehe Sie nicht," ſagte ich ſchroff.

„Er hat mich an Weib und Kind erinnert, natürlich, das gehört ſich ſo. Aber er wollte ſelber ſo etwas unternehmen, man ließ ihn nur nicht. Mich endlich ja, um mich iſt's nicht ſo ſchade. Wiſſen Sie, was er vorhat?" ſchrie er, „und was er ganz beſtimmt ausführen wird? Er wird, wenn der Ruſſe einmal hier anläuft, einfach hinausſpringen und ſingen: ‚Ich bin ein Preuße' oder ſo etwas."

Ich lächelte. „Das kommt nur in Kriegsnovellen vor." Er antwortete völlig ernſt. „Er ſchreibt doch welche, ich ſagte es doch ſchon!" Dann wieder in Wut:

„Er bringt es fertig, und warum auch nicht? Aber die berühmten jungen Leute, die mit ‚Deutſchland, Deutſchland' geſtürmt haben, die ſangen vulkaniſch. Der Hollebeck kocht ſich die Ekſtaſe vorher in der Retorte zurecht. Der Effekt iſt am Ende der gleiche. Er beweiſt klipp und klar, wie das Lied wirken wird: a) auf die Leute, b) auf ihn ſelbſt, c) auf den Feind, d) auf das Publikum, das den Heeresbericht lieſt. Und er bringt es fertig. Sein drittes Wort iſt Ekſtaſe. Sehen Sie mich mal genau an, werter Herr," ſagte er, wiederum ganz komikerhaft, „ich bin Diplomingenieur, Mann des mathematiſchen Lebens, und mich krempelt ſo ein Hiſtorienmaler um. Faſſen Sie das? Ich nicht! Ich werde ein Held um ſeiner ekſtatiſchen Augen willen."

„Dann ſind Sie ein Narr," rief ich zornig über ſoviel Verſchrobenheit.

„Bin ich auch," antwortete er gemütlich. „Hollebeck

und ich, wir ſind ſozuſagen Helden aus unlauteren Motiven. Faſſen Sie das?“

„Gehen Sie in den Weſten, in Teufels Namen. Da werden Sie es ſchließlich aus Gewohnheit. Wohin bin ich denn nun wirklich geraten?“ ſchrie ich verzweifelt. „In Ekſtaſe,“ lachte er und ging.

Hollebeck und ich ſtanden am Granatwerfer, als Rietz mit zwanzig Mann dicht hinter unſerem Drahtverhau in die verweinte Finſternis der Regennacht hinausſchmolz. Hollebeck war im Gummimantel, der den Schlanken glänzend umhing, wunderbar ſchön. „Überläufernächte,“ ſagte er, „horchen Sie nur!“ Er wies nicht mit der Hand, nur ſeine Stirn neigte ſich unmerklich dem unendlichen Geräuſch entgegen, das zarten Schalles durch die ſchwere Dunkelheit fiel. „In ſolchen Nächten läuft man aus Melancholie über,“ ſprach er weiter, „aus einfacher Melancholie, nicht aus Verrat. Mir erſcheint jede Tat melancholiſch. Eine unſinnige Anſicht, wie?“ Ohne nachdenken zu können, glaubte ich ihm in dieſer Stunde. Das Aufrühreriſche war, daß er ſo aufgebaut und bühnengerecht, und doch auch wieder ſo ſoldatiſch, ſeinen ſchwermütigen Unſinn ganz nebenher und ohne Pathos ausſprach. Er hob die Hand. Verquollene Detonationen und verworrene Gewehrſchüſſe. Nach einer halben Stunde kam Rietz ungeſtüm ſchnaubend heran: „Wir haben es, Hollebeck,“ ſagte er faſt ſchluchzend. Seine Falten ſchienen geglättet, ſeine ſtets ein wenig rote Naſenſpitze fiel nicht mehr auf, ſein Antlitz brannte von der Röte der Mühſal und der Erregung, Regen beſtrömte es, und unter dem ſanft ſchimmernden Stahlhelm war er verjüngt. Hollebeck faßte ihn in Monarchenbegegnungspoſe an bei-

den Händen: „Nun gibt es einen Heldengrog, Karl.“ Mir erſchien die Szene lächerlich, gemacht.

Rachſüchtiges Flachbahnfeuer begann in dieſem Augenblick über unſeren Graben hinzubellen, Feuerzungen leckten große Raſenfetzen von den Bruſtwehren ab, und Erdkörner tickten gegen Hollebecks Mantel. Rietz und ich ſprangen in einen Stolleneingang, Hollebeck blieb ſtehen und beachtete meinen Zuruf nicht. Er zündete geduldig unter dem Regen eine Zigarette an. Rietz kniff mich ins Bein. „Sehen Sie, ſehen Sie, das tut er mir zum Poſſen. Mein Maſchinengewehr iſt gar nichts, jetzt da oben ſtehen bleiben, das iſt was!“ Auch ich war ärgerlich ob Hollebecks Kapitänsſeelenruhe. „Abgott werden, Anekdotenheld, Geſchichtenbücherheld für die reifere männliche Jugend,“ zürnte Rietz, „und für die weibliche, mein Gott, für die doch ganz beſonders. Napoleon hat's gewiß auch ſo gemacht, und die erſten, die auf den Leim gehen, ſind die Plebejer.“ Er wandte keinen Blick von Hollebeck, plötzlich ſprang er los und ſtellte ſich neben ihn. Hollebeck ſprach etwas, ſie kamen beide zu mir herein. Rietz höhnte: „Zu zweien hört die Wirkung auf.“ Hollebeck lächelte und ſprach zu mir: „Der Poſten am Granatwerfer war ein Haſenfuß, jetzt iſt er wohl kuriert. Der Burſche vergaß vor Staunen die ganze Angſt.“ Rietz war ſofort gerührt: „Entſchuldige.“ — „Vielleicht wäre es gut,“ fuhr Hollebeck fort, „ſich à la Garibaldi zu kleiden, mit weißem weithin ſichtbaren Mantel, mit roter Jacke und Federhut. Der Krieg iſt ein Maſſentheater, und das weithin Sichtbare iſt entſcheidend. Ein bißchen Blendwerk tut unbedingt not.“ Dabei blinzelte er, als ſei er ſelber geblendet, und es ſah aus, als wolle er uns

verulken. „Das iſt kein Bluff und Blendwerk mehr,“ widerſprach Rietz begeiſtert, „wenn man ſein Leben aufs Spiel ſetzt.“ Hollebeck ſchüttelte den Kopf.

„Im Granatfeuer furchtlos ſein, iſt gar nichts. Was im allgemeinen Mut heißt, iſt nur Standhaftigkeit und Nervenſtumpfheit vielleicht. Tat gibt es nur, wo man die Freſſe des Gegners ſieht.“

Aus dieſem ſchönen, ſchmerzlichen Mündchen klang das Wort Freſſe freilich lachhaft grob. „Kraftmeyer,“ dachte ich und erinnerte mich an manches Geleſene der jüngſten Zeit. Dann ſagte ich verletzend: „Wahrlich, an der Somme wurde in vier Wochen weniger über Mut geredet als hier in einer Nacht. Machen wir lieber einen Skat, das dürfte bekömmlicher ſein.“ Sie waren beide außerordentlich erfreut. „Bin ich euch etwa hinter eure Urtriebe gekommen, ihr Philiſter?“ fragte ich mich.

Rietz ſpielte, wie ein braver deutſcher Mann Skat ſpielen ſoll, aber Hollebeck haſardierte; mit zäſariſcher Sternenfrechheit griff er zu und fand hinter der grauen Kehrſeite immer, was er brauchte. Zuweilen beobachtete er mich argliſtig und ſpöttiſch. Seine Abſicht war, ſich unverhüllt als Kavalier des Glücks zu geben. „Kartenſpiele, bei denen man denken ſoll, ſind entwürdigend,“ ſagte er angreiferiſch. Ich ſpielte angeſtrengt, aber das Glück war ſeine Dirne.

In der folgenden Woche ſpielte er den Einſiedler. Rietz ſagte, „alles Mache“, aber er litt wie ein Liebhaber. Am Sonntag, in triefender Finſternis, gegen Mitternacht, löſte ſich das Hollebeckſche Rätſel tragiſch auf.

Die Ruſſen drangen bei uns ein; nach einer halben Stunde waren ſie geworfen. Ich war am rechten Flü-

gel eine Zeitlang abgekeilt. Was ſich links zugetragen hatte, erfuhr ich noch in der gleichen Nacht durch Rietz.

„Ich ging zu ihm, weil ich's nicht länger aushielt, und er war ſofort ſehr gemütlich, das muß ich ſagen. Dann krachte es plötzlich an allen Ecken und Enden, und ein Rußki ſprang in die Tür. Ich warf ihm, Gott ſei Dank, die Petroleumlampe an den Kopf; er kam nicht mehr zum Handgranatenſchmeißen. Den Hollebeck riß ich mit mir zur zweiten Tür hinaus." Rietz fröſtelte. „Ich ſage Ihnen, Kamerad," ſprach er ſteif, „der Mann war wie ein leerer Sack. ‚Um Gottes willen, was iſt zu tun?' jammerte er. Es war ekelhaft. Ich lief zu meinem Zuge; wir machten ſauber. Dann ſuchte ich mir meinen Helden. Er ſaß wie ein kleiner Junge, dem was paſſiert iſt."

Rietz lachte, und ich hörte ſeinen ſtarken Schmerz.

„Das ging mir über die Hutſchnur," fuhr er flüſternd fort und wollte ſich vergeblich mit Saloppheit kräftigen. „‚Wo bleibt die ekſtatiſche Tat?' ſchrie ich. ‚Ach, Rietz,' klagte er, ‚ach, Karl' — mich wundert, daß er nicht, Karlchen' ſagte — ‚ach, Karl, ich habe immer geſchwindelt; jetzt merke ich's erſt.' Ihn ſchimpfte ich Lump, und mich ſchimpfte ich Eſel. Ich ärgerte mich grenzenlos, weil ich um ſeinetwillen vor zwei Wochen ſo tapfer war. ‚Zieh dir doch den weißen Mantel an, Garibaldi,' ſo verhöhnte ich ihn und zog ihn zur Bruſtwehr mit, wo unſere Leute feuerten. Kaum ſtand er oben, da hatte er einen Kopfſchuß und war ſofort tot."

Ich ſchwieg erſchüttert und fürchtete mich vor dem noch ungelöſten Schmerz des Mannes.

„Er war kein Schwindler," ſagte ich nach einer Weile ſchüchtern, „nur ein Spieler."

Rietz zog einen Brief hervor und reichte ihn mir; er war von Hollebecks Frau an ihn gerichtet. Sie flehte den Leutnant Rietz fassungslos an, er möge ihrem Manne in seinem absonderlichen Leiden beistehen; er habe Lust, etwas Auffallendes zu unternehmen, und den Stoff dazu habe er sicherlich, das wisse sie leider nur zu gut. Er sei hungrig nach der Herrlichkeit einer seltenen Tat; er werde endlich etwas Unerhörtes wagen und sterben.

„Mir ist verkatert zumute," sagte er müde. „Er hat mich bezecht gemacht, und selber war er auch immer bezecht. Aber seiner Frau wollen wir das nicht schreiben. Vielleicht ist es gut, wenn die noch bezecht bleibt."

Er lächelte und war in diesem Augenblick dem toten Freunde furchtbar ähnlich.

Der Napoleonide

Adrian Huldschinsky sorgte für ein Stadtereignis erregendster Art, indem er, der Sohn einer katholischen und als großpolnisch bemißtrauten Familie, zum Protestantismus übertrat. Es geschah in Form einer einfachen Notierung auf dem Amtsgericht, die Kirche hatte nichts damit zu tun, und es war ersichtlich, daß eine Affäre der Vernunft vorlag, aber keine des Gemütes. Da jedoch bürgerliche Kreise wenig geneigt sind, einem achtzehnjährigen Burschen, der soeben die Schule verläßt, ein entschlußkräftiges Maß von Vernunft zuzubilligen, und da alsbald auch ruchbar wurde, daß jener

Bekenntniswechsel den alten Rechtsanwalt Huldschinsky tief betrübt habe, mußte auf eine ungewöhnliche Eigenwilligkeit des jungen Mannes geschlossen werden, auf eine Laune am Ende, die auch vor seelischen Dingen keinerlei Ehrfurcht besaß. Man horchte an dem Jüngling, der vor dem Beginn seines Studiums noch einige Wochen vergnügt in seiner Vaterstadt verbrachte, begierig herum, und er enträtselte eines Tages den starr Aufhorchenden seine Tat in unerhörtem Zynismus.

Meine Herren, sagte er zu einigen Gleichaltrigen, ich habe aus Reichstagsverhandlungen und Statistiken ersehen, daß weder in hohen Militärstellen, noch in der hohen Beamtenschaft die Katholiken so zahlreich vertreten sind, wie es ihnen prozentualiter zukäme. Als Sohn eines Mannes, der, wie Sie wissen, politisch nicht ganz für stubenrein gehalten wird, hätte ich geradezu gar keine Chancen. Der Rechtsanwalt für polnische Landbevölkerung hat wenig Gloriole für mich. Hoch hinaus will ich aber, für mich gab es also nur einen Entschluß. Er ist ausgeführt.

Diese Äußerung wurde, vielleicht absichtlich, in einer spitzmündigen und infam herzlosen Weise getan, so daß sich weiteste Kreise redlich empörten. Eine derart unidealistische Gesinnung war nicht allein roh, sie deutete auch auf gefährliche Kraft, und das treffendste Wort für diese Sorte Charakter prägte die Frau Erste Bürgermeister, indem sie behauptete, Adrian Huldschinsky sei einer von jenen Menschen, die lächelnd über Leichen gehen, wenn das zu ihrem Vorteil gereiche. Anhänger populärer Phrenologie und Physiognomik wiesen nun auch mit verspätetem Nachdruck auf seine schmalen Lippen, sein vor-

ſpringendes unerbittliches Kinn und die mathematiſchen Buckel ſeiner unleugbar intelligenten Stirne hin.

Adrian ſtudierte in Berlin und verlebte die Ferien faſt regelmäßig in der Heimat. Auf Unerhörtes war man gefaßt, Alltägliches trat ein. Er wählte die Fakultät, aus welcher in jener Zeit die zahlreichſten und bequemſten Treppen zu höheren Karrieren anſtiegen, die Juriſterei. Öffentlich gab er zu, daß ſie ihm Mittel zum Zweck ſei und nichts darüber, und betonte geradezu auffällig und herausfordernd die Oberflächlichkeit ſeiner gänzlich auf das Praktiſche gerichteten Lebensauffaſſung, derart, daß die an Heuchelei gewöhnte Geſellſchaft ihn anfänglich einer durchtriebenen Schalkheit verdächtigte. Aber dämoniſch umwittert war er nicht länger; er war, ſo urteilte man abſchließend, ein aufgeklärter heller Europäer und gehenkter Kunde, wie man es, wollte man aufrichtig ſein, von ſich ſelber auch hätte ſagen dürfen.

Für das Grund- und Haupterfordernis des juriſtiſchen Studiums erklärte Huldſchinsky die Geſelligkeit (er hätte wohl auch Menſchenkenntnis ſagen können), und wenn er auf dieſes Thema geriet, verfiel er in Paradoxien und artige Aphorismen.

Ein ſchlechter Miniſter, ſo ſagte er, der als Student nicht für eine Ballkönigin jeden Diamantendiebſtahl gewagt hätte; ein ſchlechter geheimer Regierungsrat, der nicht mit Dirnen Umgang hatte; ein miſerabler Landrat, der nicht mit Kaſchemmenbowkes zuſammen die deutſchen Fürſten abgeſetzt hat!

Miniſter, Regierungsräte und Landräte waren die ſtändigen Figuren ſeiner Maximen, und hierin, wenn irgendwo, verriet ſich die Richtung ſeiner Weltanſchauung,

wofern dieſer Begriff auf einen Referendar bereits anwendbar war. Er war ein höchſt durchſichtiger Menſch, er war ein Streber.

Sein geſelliges Leben war weitherzig und großzügig. Er verkehrte mit ganz dummen, ſtets hübſchen Mädchen der beſten Kreiſe, mit Gattinnen ehemaliger Lehrer, mit geiſtigen Töchtern mittlerer Beamten, fleißigen Seminariſtinnen, mit Amtsrichtern, mit ſeinem ehemaligen Direktor, mit der Tänzerin Saſcha vom Apollotheater, mit der ſchönen und üppigen Kaſſiererin des einheimiſchen Warenhauſes und mit einer ſehr geſcheiten, häßlichen Jüdin, die er durch maßloſe Lobſprüche derart im Kurſe ſteigerte, daß man von ſeiner Seite bereits eine Mesalliance befürchtete.

Dieſe vielen Bindungen vollzogen ſich reibungslos, weil ner ſeie Freuden und ihre Zeiten pedantiſch einteilte. Ladenſchluß und Unterrichtsſchluß fielen niemals zuſammen, und wenn er um Mitternacht Geſellſchaften verließ, kam er für Saſcha noch zeitig. Doch es ſah nicht ſo aus, als handle es ſich bei alledem um Liebe. Er hatte ſtets die roſig ſchimmernde Hautfarbe gut ausgeſchlafener und geſunder Leute, und niemals war er ſentimental oder gelübdehaft, immer gefeſtigt liebenswürdig und unverbindlich entgegenkommend.

Was ſich in Berlin zutrug, entzog ſich allerdings genauerer Einblicknahme. Eine verheiratete ſchöngeiſtige Dame beſuchte ihn einmal dort, rein mütterlich und geiſtig intereſſiert, und behauptete ſeit jenem Tage, es ſei ein Jammer, daß Huldſchinsky Juriſt werden wolle, er ſei Äſthet durch und durch, habe eigene köſtliche Teppiche, Vaſen und bedeutendſte Radierungen revolutionärer Künſtler. Er

ſei Künſtlernatur in jedem Zoll, und er werde ein unglücklicher und ſchlechter Beamter werden.

Das war jedenfalls eine recht irrtümliche Beurteilung, denn er wurde Doktor und Aſſeſſor in raſcher Folge, amtierte beim Magiſtrat der Provinzialhauptſtadt und erreichte eine beiſpielloſe Vernarrtheit aller maßgeblichen Perſonen in ſeine friſche, ideenreiche Arbeitsfreude und ſeine zähe Gewiſſenhaftigkeit.

Er heiratete die ſchöne, ſtandesbewußte und nichtige Tochter des Landrats, der bald darauf Regierungspräſident wurde. Seine Ehe war einwandfrei glücklich, für andere Frauen hatte er keinen Sinn, und die Torheit ſeiner Gattin ſchien ihm eher Spaß als Kummer zu bereiten. Sicher iſt, daß er blendend gelaunt war, wo immer er mit ihr auftrat, und daß er mit ſeiner triumphatoriſchen Geiſtreichigkeit ſich auszeichnend an ſie wandte, als ſeien alle andern an ihr gemeſſen, ein nur wenig lohnendes Publikum.

Sie gebar ihm zwei Kinder, mit denen er zärtliche Prahlerei trieb. In jener Zeit des Glückes wurde er aber auch mehr und mehr öffentliche Perſönlichkeit. Er bekämpfte die Frauenfrage in Zeitungsaufſätzen und veralberte ſie in Geſprächen. Auf Kongreſſen jeglicher Art trat er als Diskuſſionsredner auf; er ſprach gegen die Koedukation, und er verhimmelte das humaniſtiſche Gymnaſium als den Träger des Guten, Wahren, Schönen und des vaterländiſchen Gedankens. Er ſchrieb gegen die Unſittlichkeit in Wort und Bild und entdeckte das Gift der modernen Kunſt als eines welſchen Gewächſes; die neuere Literatur nannte er verjudet, und er trat für eine ſtarke Flotte ein. In rein politiſchen Unterhaltungen führte er eine nicht mißzuverſtehende kernige Sprache.

Daneben war er der liebenswürdigſte Mann der Stadt. Er ſcherzte mit Straßenbahnſchaffnerinnen, er war der erſte, der aufſprang, um ſeinen Sitzplatz einer Marktfrau oder einem winzigen Schulmädchen anzubieten; er hob niedliche Kinder an Schaufenſtern hoch und ließ ſie an Schokoladeautomaten ziehen, und bei Laſtfuhren jeglicher Art, die nicht von der Stelle kamen, ſtellte er, der ſtets den ſpiegelnden Aſſeſſorenzylinder trug, ſich hilfsbereit an die Radſpeichen, um zu ſtoßen. Die Gegner hätten ihm gern Popularitätshaſcherei vorgeworfen, aber Antlitz gegen Antlitz war es ſchwer, ihn unedler Beweggründe zu zeihen, ſo überzeugend anſtändig, ſtrahlend, ritterlich ſah er wahrlich aus. Drum galt er den feindlichen Parteien als der gefährlichſte Gegner. Sie hielten ihn für einen überzeugten Idealiſten des Rückſchritts. Er polterte nie, ſondern war witzig und geſchmeidig; er war feurig ohne anrüchiges Pathos und warm ohne Salbaderei.

Mit wenig mehr als dreißig Jahren wurde er Bürgermeiſter in einer aufblühenden, mittleren Stadt und machte durch weitblickende, vorbildliche Maßnahmen von ſich reden. Er war die glänzendſte Erſcheinung der Provinzialſtädte-Verſammlungen, er hatte eine Zukunft vor ſich, aber der Krieg, an dem er teilnahm, ohne es recht nötig zu haben, ließ ihn als Ehrloſen endigen.

Der Fall Huldſchinsky hat damals, im Mai 1917 ungeheures Aufſehen erregt. In den Jahren, die ſeither vergangen ſind, und die Gewaltigeres über die Heimat verhängten, als den „Hochverrat“ eines Bürgermeiſters, wurde zwar die Verurteilung nicht milder, aber das moraliſtiſche Intereſſe des Publikums wandelte ſich in ſchnüffelnde Freude am Pikanten, und heut iſt es ſchier ſo weit,

daß man mit Huldſchinsky als dem verruchteſten Sohne unſeres Städtchens ein wenig prahlt. Die törichtſten Deutungen ſchießen in die Höhe; die Saſcha vom Apollotheater, die ſich immer als die verfluchte Tochter eines ruſſiſchen Gouverneurs ausgegeben hatte, wurde nachträglich zur politiſchen Agentin geſteigert, und heute klingt das Geſchwätz ſo, als ſei der achtzehnjährige Abiturient Adrian Huldſchinsky bereits entſchloſſen geweſen, Deutſchland zu verraten.

So will denn ich, Huldſchinskys lichtlos gebliebener Mitſchüler, verſuchen, nicht eine Ehrenrettung vorzunehmen, aber doch den Mann in beſſerer Ganzheit darzuſtellen. Das Urteil bleibe dann dem Leſer überlaſſen. Ich, als Philologe, glaube recht daran zu tun, auch dieſes unphilologiſche Stoffgebiet nach der mir gemäßen Methode zu bearbeiten. Mein Quellenſtudium umfaßte Briefe, Geſpräche, Notizen, ſoweit ſie irgendwie zugänglich waren. Mit mehreren Leuten ſeiner Kompanie ſtand ich in Verbindung, und auch jener junge Offizier, der ihn erſchoß, hat mir, ſich ſelber dadurch Qualen erleichternd, bereitwilligſt Auskunft gegeben. Ich danke an dieſer Stelle allen für ihre freundliche Hilfe. — Bezüglich der Anordnung habe ich mich für chronologiſche Reihenfolge entſchieden.

Huldſchinsky erhielt bereits im September 1914 das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe (ſelbſt bei einem Offizier damals noch eine Seltenheit) für ſein tapferes Verhalten, welches, nach Ausſage ſeiner Leute, in einer Weiſe ſachlich, nüchtern und kühl war, daß es als Tollkühnheit wirkte. Im Oktober folgte die erſte Klaſſe. Im November wurde er durch Beinſchuß verwundet, von welchem ihm ein

leichtes, ganz gern betontes Lahmen für immer blieb. Er hielt sich, fürs Feld vorerst nicht tauglich, fast ein ganzes Jahr in Deutschland auf. Damals war er bereits Oberleutnant.

Mehrere Wochen weilte er mit seiner Familie in unserm Städtchen bei den Eltern, und alles Mißfällige seiner Studienjahre war natürlich vergessen und vergeben angesichts dieses freundlichen Mannes, der zwei Orden trug und leise lahmte. Mir fiel aber schon damals die Schärfe auf, die sein Gesicht in fremde Linien warf, sobald er schwieg und sich unbeobachtet wähnte. Auch seiner Gattin war das nicht entgangen, und sie erklärte es sich durch Blutarmut. Sein Gesicht verhärtete sich dann so, daß man meinen konnte, er stilisiere es in kindischer Eitelkeit gewaltsam in Kriegsmannsbrutalität.

Ich kam oft mit ihm zusammen, und dann wehte soviel Rausch des fremden Landes aus seinen lebendigen Darstellungen, daß ich mir schmerzlich zurückgeblieben erschien hinter diesem herrenhaften und schönen Menschen. Daher freute es mich begreiflicherweise, daß er mich über gewisse Dinge wie ein artiger Schulknabe um Rat befragte. Er lernte schon seit einigen Wochen Russisch, welches ich beherrschte, und brachte mir nun zahlreiche Hefte, die er vollgeschrieben hatte, zur Begutachtung. Vielfach war mit Buntstift gearbeitet. Die groben, leicht lernbaren Gesetze und ihre Belege waren mit sanften Farben unterstrichen, aber die Feinheiten, die Ausnahmen, das Redensartliche waren grell und auffallend gemacht, und in glühender Ernsthaftigkeit verflocht er seine anschauliche Selbstunterrichtsmethode. Er hatte auch eine wirklich mustergültige Tabelle gezeichnet, die, wiederum

farbig, ſämtliche Deklinationsendungen in Rubriken zuſammenfaßte, und die, wie er ſagte, gleich einem ruſſiſchen Heiligenbilde über ſeinem Schreibtiſch hing und nachts über ſein Bett geheftet wurde.

Es geht mir ganz toll, äußerte er, ich kann zuweilen nur noch ruſſiſch denken, und es bringt mich zur Verzweiflung, wenn ich etwa eine Wendung wie „na, da ſchlägts dreizehn" nicht voll ähnlichen Humors und mit annähernder Wörtlichkeit, das iſt ja grade das Schwere, auf ruſſiſch wiedergeben kann.

Stark übertrieben meines Ermeſſens redete er von Doſtojewski; die ruſſiſchen Dichter, ſagte er, hätten ſtets etwas Prieſterliches, ſelbſt die Modeſchreiber noch. Den Ruſſen gelänge im Roman nahezu immer das Epos, aber der beſte deutſche Romancier wachſe nie über Unterhaltungsroman hinaus. Seine Vorliebe für Rußland war überhaupt bedingungslos. Die alte Geſchichte vom ergreifenden Volkslied der Ruſſen, in welchem die ganze Melancholie der unendlichen Ebene mitſchwinge, mußte ich natürlich auch hier anhören, und ſelbſt die Stupidität des ruſſiſchen Bauern war ihm voller rührender Tiefe.

Wenn ich nicht genau wüßte, ſagte er einmal, daß meine Vorfahren gut raſſepolniſch und gute Ruſſenhaſſer waren, würde ich glauben, daß ich Heimweh habe.

Anfang Oktober 1915 zog er wieder ins Feld, wieder nach Rußland. Damals war die Starre der Fronten ſchon eingetreten. Er wurde bald darauf Hauptmann.

Am 12. Oktober ſchreibt er ſeinem Vater einen bitterlichen Brief: Hüpft etwa Dein Herz, lieber Vater? Meines nicht. Zwei Sterne habe ich alſo auf meiner ſilbernen Achſel, und ich hatte mich vor der Beförderung wirklich

kindiſch darauf gefreut. Aber geſtern, während wir ein bißchen zechten, wurde mir widerlich zumute. Ich ſpürte plötzlich, daß ich für mehrere Jahre am Ende meiner militäriſchen Laufbahn bin, und das erregte mich derartig, daß ich Dinge ſagte, die mir mein Schwiegerpapa vermutlich mächtig verargen würde, und über die Du wenigſtens ſchwermütig den Kopf ſchütteln wirſt. Ich ſchimpfte auf Deutſchland! Laufbahnen? Was habt ihr für Laufbahnen in Deutſchland! Sackgaſſen ſind 99 Prozent eurer Karrieren! — — Leutnants fragten mich witzig, ob ich vielleicht Generalfeldmarſchall werden wolle, und ich fragte die Eſel: Ja, warum nicht? Ich verſpottete, — das dürfte durch einen preußiſchen Hauptmann das erſte Mal geſchehen ſein, — das Greiſenalter unſerer großen Führer. Ich raſte, weil man in Deutſchland erſt alt werden müſſe, um etwas anvertraut zu bekommen. Es war ein wenig alkoholiſcher Unfug dabei, doch im Ernſt, Vater, als Bürgermeiſter will ich nicht verrecken. Kaufmann zu werden habe ich verpaßt, und es liegt mir auch nicht. Ich hungere nach Politik. Wäre ich wenigſtens im Reichstag uſw.

Noch im gleichen Monat ließ mir der alte Huldſchinsky mehrere Exemplare einer Armeezeitung zugehen, an der ſein Junge mitgewirkt hatte. Es waren Aufſätze, die als Entſtehungsdatum den Oktober angaben. Ich muß ſagen, mich ekelte und mir graute auch ein wenig, ganz wie ehedem bei Adrians fidelem Glaubenswechſel. Es waren ſamt und ſonders Ausführungen, die am beſten durch das Wort Schmuſerei gekennzeichnet werden. „Der deutſche und der ruſſiſche Dichter“ hieß ein Aufſatz, in welchem Doſtojewskis „zerſetzende Pſychologie und eiſiger

Intellektualismus" aufs flachſte verunglimpft wurden, während als Vertreter der neueren deutſchen Dichtung der Bluffromane einiger geſchäftskundiger Macher in unfaßlicher Schamloſigkeit gefeiert waren. Ähnlich faſelte er über „Gemüt und Eſprit", über „die Seele des Germanen", über die deutſche Sprache und über „die Hohenzollern als Erzieher ihres Volkes".

Ich hatte ſelbſt in Schulbüchern und behördlich gelieferten Prämienwerken zu vaterländiſchen Gedenktagen eine ſo würdeloſe Liebedienerei nie gefunden. Manchmal war ich verſucht, ſeine Äußerungen als Ausbrüche verzweifelnden Hohnes aufzufaſſen, aber wiederum gab es zu viele Stellen mit wahrhaft inniger, gefühlswarmer Kriecherei. Ich dachte: Ein Lump? — Auch in den nächſten Wochen noch erſchienen derartige Aufſätze, und um die Weihnachtszeit erſchienen ſie geſammelt, mit einer Widmung an ſeinen Schwiegervater, den Regierungspräſidenten. Mir ſelber ſchrieb er einmal kurz und vielſagend: „Ich bin im Begriff, mir maßgeblichſtes Wohlwollen zu erringen." In Erinnerung an unſere ſelige Frau Erſte Bürgermeiſter ſagte ich mir damals: Er geht über die Leiche ſeines anſtändigen Menſchen!

Aus dem Nebenſätzchen eines Januarbriefes ging hervor, daß er beabſichtigt hatte, ſich ins große Hauptquartier, bis in die Nähe des höchſten Kriegsherrn hinaufzuſchmuſen. Es war ihm mißlungen, oder es dauerte ſeiner Aufſtiegswut zu lange. Am 31. Januar 16 ſchrieb er ſeiner Frau, er ſei ein ungemeiner Eſel geweſen, als er den grauen Rock anzog. Heut wäre in der Heimat etwas zu vollbringen! Der Poſten eines Lebensmitteldiktators wäre ihm gerade recht. „Ich habe Ideen, ich

habe Feuer, ich bin der geborene Redner, ich hätte — verzeihe mir den kleinen Scherz — katholiſche Theologie ſtudieren ſollen. Biſchof wäre ich ſicher geworden, Kardinal vielleicht, und potztauſend, am Ende gar ein Papſt. Zwar Dich und die Kinder hätte ich dann leider nur im Nebenamt haben dürfen!“

Aus dem Februar liegt mir ein Geſpräch vor, das er mit Leutnant Chriſtof, einem jungen Germaniſten, hatte.

Sie ſtudieren Germaniſtik, Chriſtof?

Jawohl, Herr Hauptmann!

Es iſt ein wahrer Jammer.

Ich liebe das Fach!

Ach, was heißt Liebe? Wollen Sie etwas erreichen oder nicht? Oberlehrer werden? Es iſt ſo ziemlich das Demütigſte, was ich kenne. Provinzialſchulrat werden? Donnerwetter! Oder vielleicht Kultusminiſter? aber dazu muß man ja Juriſt ſein, das wäre eher was für mich.

Zum Schluß ſagte er: Dreierlei Wege zur Größe gibt es; Pfaffe ſein, Jude ſein oder Ruſſe ſein, wenn man nicht gerade regierender Fürſt iſt, was ich perſönlich allem andern vorziehen würde.

Einmal ſuchte er den Leutnant Chriſtof im Unterſtand auf und ſagte: Sie, Oberlehrerchen, carpe diem, carpe diem. Wenn Sie etwas Welthiſtoriſches vorhaben, dann nutzen Sie die Zeit. Wenn der Krieg erſt wieder vorüber iſt, fangen auch wieder die normalen Karrieren an!

Darauf Chriſtof mit Schärfe: Die Reifeprüfung zum Übermenſchen habe ich nicht.

Huldſchinsky, faſt ordinär: Gut geſagt, beinahe geiſtreich. Haben Sie ſchon gehört, es ſollen auch Reichskanzlerprüfungen eingeführt werden und Kurſe für Kron-

prätendenten. Stellungsloſe Könige werden Lehrperſonal! — Nachdenklich fuhr er fort: Ja, jetzt könnte man leicht etwas Welthiſtoriſches aushecken, ob Blödſinn oder Weisheit wäre ohne Belang. Hauptſache, etwas mit anſtändig wirkender Kauſalitat. Den Kerl, Chriſtof, den ſie ins Zuchthaus ſteckten, weil er in Berlin herumſchrie: Nieder mit dem Krieg! den Mann kann ich verſtehen!

Meinen Herr Hauptmann, daß ihn nicht nur Großmannsſucht getrieben hat?

Er antwortete nicht geradezu.

Begreifen Sie mich recht, Chriſtof! Nicht den Inhalt des Schreies äſtimiere ich, ſondern den Schrei ſelber.

Alſo doch Großmannsſucht!

Er wurde unwillig: Nennen Sie es, wie Sie wollen! Die römiſchen Philiſter konnten ſchließlich auch vom Heiland ſagen, — —

Herr Hauptmann, ich muß bitten, — —

Da lachte er: Chriſtophorus, werden Sie Oberlehrer. Was ſind Sie für ein Ernſtnehmer, der echte Philolog!

Als die Nachricht vom Sturz des Zaren eintraf, berief Huldſchinsky ſeine Offiziere zu ſich. Er hatte, ſo ſtellte es mir Leutnant Chriſtof dar, ſeine beſte Uniform angezogen, und erwartete die Herren in einer feierlichen Stellung. Sein Gruß war kurz, und er ſprach nicht eher ein Wort, als bis alle verſammelt waren. Er ließ ſie ſtehen, wie bei einer dienſtlichen, faſt kriminellen Affäre. Dann begann er, den Mund nur ſchmal öffnend, zu ſprechen: „Von hier und mit heute, meine Herren, beginnt eine neue Epoche der Weltgeſchichte!“ Es war eine Geſchmackloſigkeit ohnegleichen. Chriſtof dachte: Oh, Kanonade von Valmy! — Meine Herren, fuhr Huldſchinsky

fort; der Zar iſt geſtürzt, in Rußland regiert das Volk. — Einer der jüngeren Herren verhielt es nicht und rief: Dann gibt es ja Frieden! — Der Hauptmann beſah ſich ihn von oben bis unten und ſprach dann abfällig: Friede? Das iſt hier nicht das Wichtige.

Alle hatten damals den Eindruck, er ſei gewillt geweſen, eine längere Anſprache zu halten, aber er entließ ſie plötzlich.

Seit jenem Tage wurde er hochmütig, nur mit Chriſtof pflegte er einen ſeltenen, zumeiſt höhniſchen Umgang. Man mußte der Meinung werden, Huldſchinsky wünſche für Deutſchland ähnliche Zuſtände, wie ſie Rußland zerrütteten. Die Briefe nach der Heimat werden auffallend ſelten. Gelegentlich aber, wenigſtens in denen an ſeinen Vater, bricht ſtärkſte Qual durch.

Jetzt in Rußland ſein, Vater! So ſein, wie ich bin, aber Ruſſe! Wo ſtünde ich heut? An der Spitze von 150 Millionen. Oſteuropa würde mir gehorchen, Weſteuropa mich fürchten, Mitteleuropa von mir lernen! Weltgeſchichte zu machen, wäre mein Alltag!

Seiner Frau ſchrieb er dergleichen nur in leichter, verdrolligter Faſſung. Was die Frau Bürgermeiſter Dr. Huldſchinsky ſagen würde, wenn ſie Frau Präſidentin würde? Der Vetter Kerensky, auch nur ein Juriſt, habe es weiter gebracht als er. Juriſten hätten ſcheinbar Diktatorenblut in den Adern, gelegentlich zeuge ein Advokat einen kleinen Napoleon.

Dann in ſeinem Notizbuch: Kerensky, du Schaf, du Schaf! Du verpaßt ihn, den weltgeſchichtlichen Augenblick!

Es iſt mir unerträglich, den Eſel ſo vorbeitappen zu

ſehen. Er muß das Volk durch Frieden bluffen. Er muß mit Völkerbefreiungen um ſich werfen, Finnland, Georgien, Ukraine, pfeif darauf! Nur Rußland mein!

An ſeinen Vater: Rußland iſt das romantiſche Land. Da gibt's noch Revolutionen. Da zieht ein General glattweg gegen Petrograd und führt ſeinen Sonderkrieg. Wenn irgendwo, dann iſt's in Rußland eine Pracht, zu leben!

Einmal kam er zu Chriſtof und ſagte nichts als: Etwas wollen, nicht fragen, ob Recht oder Unrecht, nur ganz ſtark wollen! Guten Morgen!

Als im April 1917 Verbrüderungen an der Oſtfront ſtattfanden, blühte er wieder faſt bis zur Heiterkeit auf. Er redete mit den Ruſſen, keiner verſtand es ſo wie er. Sie knieten gleichſam mit den Augen vor ihm nieder. Wenn ich will, ſagte er einmal, die marſchieren hinter mir nach Petrograd! Häufig ließ er ſich mit den braunen Burſchen zuſammen photographieren. Unter eine Aufnahme, die er ſeiner Frau ſchickte, ſchrieb er: Huldſchinsky und ſein Volk.

Am 1. Mai ſchrieb er ſeiner Frau: Nach dem Frieden wandern wir nach Rußland aus! Am 6. ſeinem Vater: Wer Rußland jetzt den Frieden bringt! Hat denn dort drüben kein Menſch Phantaſie? Ohne die macht man keine großen Dinge in der Welt!

Am 8. Mai verließ er, nachdem er ſtundenlang im Graben gewandert war, die Linie durch die Horchpoſtenſappe, als Leutnant Chriſtof eben die Runde hatte. Er muß, als er ſchon im Hindernis war, den Leutnant erkannt haben. Plötzlich begann er mit Geſchrei, ruſſiſchem Geſchrei, zu laufen. Der Leutnant rief blindlings, — es

graute ihm ſpäter vor dem Inſtinkt, der ihn dazu getrieben: Schießen, Poſten, ſchießen! Sie riefen Halt, Huldſchinsky ſtand nicht, und ſo wurde er erſchoſſen und blieb im Hindernis hängen.

Als Sterbender ſagte er: Ich wollte hinüber.

Aufruhr im Tierpark

Als der Oberwärter die erſte Morgenrunde durch den kaum erwachten Tierpark machte und, wie es ſeine närriſche Gewohnheit war, mit Nikolaus, dem menſchenähnlichen Affen, ſchalkhafte Gebärdenzwieſprache hielt, fiel dieſer, aus unerfindlichem Grunde plötzlich beſtialiſch raſend, den kraftloſen Alten mit überwältigendem Jähzorn an, mißhandelte ihn, entriß ihm den großen Schlüſſelbund und trieb ihn fürchterlich vor ſich her, bis der Unglückliche hinter der feſten Tür des Wärterhauſes erſchöpft zuſammenbrach und das menſchenähnliche Hohngelächter des Affen geſträubten Haares vor dem Entſchwinden ſeiner Sinne noch deutlich vernahm.

Nikolaus öffnete ſodann der Reihe nach ſämtliche Kerker; die zahlreichen Schlüſſel verſuchte er in unbeirrbarer Geduld, und nie hatte er in Mienen und Gebärden dem Oberwärter ähnlicher geſehen, als während dieſes unbeſonnenen Tuns.

Die Türen der großen fleiſchfreſſenden Beſtien ließ er wohlweislich angelehnt und forderte nur mit höflichen Gebärden aus einiger Entfernung die Gewaltigen auf,

ſich in die Freiheit zu bemühen. Aber den ungefährlichen Tieren tat er die kreiſchenden Pforten und Gatter ſperrangelweit auf; er verneigte ſich vor dem erhabenen Elefanten, der ſeiner nicht achtete; er ſchaute den entfliehenden ſanften Rehen faſt ſentimentaliſch nach, und über die forſchend lauſchenden, ſachte heranwitternden und endlich pfeilſcharf entſtiebenden Wieſel und Marder und Füchſe und huſchenden Mäuſe beluſtigte er ſich höchlich und hielt ſich nach Menſchenart vor Lachen den Bauch.

Dann eilte er in den Affenkäfig zurück, wo er die ſchwatzende und tatloſe Schar ſeiner Brüder mit einer herriſchen und verächtlichen Kopfbewegung aufforderte, ihm zu folgen. Sie taten es mit viel Geſchrei und Gaſſenbubenübermut und kletterten auf die Bäume, die zu beiden Seiten des breiten Kieswegs unter der ſteigenden Sonne mit ſtarken Düften erſchauerten; nur Nikolaus hielt ſich menſchenähnlich auf dem Wege. Der Tau war ſchon verdunſtet, und der Kies leuchtete in praller Weiße.

Er führte die Schar vor das Parkreſtaurant, ſtieg mit einigen behenden Jünglingen in ein offenes Fenſter, und ungeſtört von der mit entſetzlichen Schreien in ihrer Kammer ſich verriegelnden Schaffnerin warfen ſie die weißen und die buntgewürfelten Tiſchtücher hinab. Die Affen begriffen und deckten geſchwindeſt die Tiſche. Nikolaus entnahm dem Büfettſchrank einige Kartenſpiele, und herrenhaft lümmelnd ſaß er bald danach mit den Seinen an gedeckten Tiſchen, und man ſpielte Karten und machte die abgelernten Geſten der Bürger, als ſpräche man mit brennendem Herzen von Politik.

Der Oberwärter inzwiſchen, aus Ohnmacht zerſchlagen erwacht, hatte das Perſonal im Hauſe geweckt. An den

Fenſtern des oberen Stockwerks ſtanden alle Wärter und ſchrien, drohten und klatſchten mit den Händen, um die Affen durch den Lärm zu Verſtande zu bringen, denn anfänglich wähnten ſie, daß nur dieſe entwichen ſeien.

Da aber ſah einer, wie den Kiesweg herab, gewaltig, melancholiſch und in Dumpfheit ſuchend, die Löwin wandelte, und er flüſterte erblaſſend: „Alle ſind los! Alle ſind los!“

Der Oberwärter winkte mit beiden Händen den Kollegen peinlichſte Ruhe zu, denn er, der die meiſten Tiere von Jugend auf kannte, war tief überzeugt, daß es ſich um eine Revolte handele, die gegen ſie, die Wärter, die doch nur um des täglichen Brotes willen und nicht aus Bosheit ihren Dienſt verſahen, rachgierig gerichtet war. So wankten die Männer erbleichend zurück, blickten behutſam wie Schützen knapp über den Fenſterbord und lauſchten ohne Laut dem gewaltigen Schreiten. Es verſcholl; ſie richteten ſich auf.

Da lief ſchon flackernd und hochſtaplerisch die Hyäne vorüber, das Krokodil ſchleppte ſich ſcheuſälig in ein Tulpenbeet, eine Gazelle flirrte ſchwalbenhaft blitzend dahin, das gute Zebra weidete träumeriſch im Rhododendronboskett, der Fuchs zog perfide hinter der Hecke des Weges, die weißen Mäuſe rieſelten wie windgetriebener, weicher Flockenfall, und das Flußpferd wackelte kurzbeinig heran und trat tiefe Stapfen in den Kies, in die der grüne Schlamm ſeines verlaſſenen Beckens widerlich triefte.

Mit warnendem und weiſem Poſaunen nahte der Elefant, und am Wärterhauſe hob er wie einen vermahnenden Rieſenzeigefinger den grauen, riſſigen Rüſſel, der bis ans erſte Stockwerk pochte. Der Oberwärter verneigte

ſich unbewußt und ſprach zu ihm: „Was können wir denn machen? Wir tragen keine Schuld, wir ſind Beamte, ſonſt nichts!“

Das Dromedar ſchaukelte wie ein Matroſe vorüber und ſchleifte mit den Höckern die Blüten der Bäume herab, und ihm geſellte ſich, triebhaft und treuherzig, der braune Bär, der ſtreckenweiſe aufrecht ging und ſich wehmütig wiegte, und auch er ſtand vor dem Hauſe ſtill und hob die Tatzen, als erbitte er was.

„Ach, mein Lieber,“ ſagte der Oberwärter, „willſt du etwas von uns? Wir ſind ärmer als du! Ich glaube, du weißt noch gar nicht, wie ernſt die Situation iſt.“

Die Fütterungsſtunde war gekommen, und die Beſtien vermißten den Fraß, nur die Affen wußten bald Beſcheid und holten aus dem Wirtshausſchrank Zucker und Brot, aber die andern irrten umher und brüllten.

Da holte ſich der Wolf das Reh, da beſchlich der Fuchs den Papageien, der eitel im Reifen ſchaukelte, und ſoff ſein Blut aus dem ſchimmernden Geckengefieder hervor.

Der Löwe aber, ſchwermütig von Erinnerungen, lag träge auf dem Kinderſpielplatz des Wirtshausgartens im Sandhaufen und hatte die Augen geſchloſſen. Bis die törichte Giraffe in ſeine Nähe kam, um an den Baumwipfeln zu naſchen. Da zitterte er durch den ganzen Leib und erhob ſich. Alle Tiere, die ihn ſahen, machten weite Bogen, nur der Schakal ſtellte ſich hämiſch abwartend hinter die alte Linde, und der Geier ließ ſich mit fledermausweichem Flügelſchlag auf der vergoldeten Zinne des Raubvogelhauſes nieder und lächelte böſe. Dann ſprang der Löwe in jähem Schwung, und die Giraffe zerbrach unter ihm.

Von da an ſcholl aus dem Tierpark wahnwitziges und grauſiges Gebrüll. Raſende Heimkehr feierten alle, zur ſchier vergeſſenen Natur. Hunger, Freude, Schmerz, Todesſchrei, Triumph und Freiheit! Der Oberwärter weinte bitterlich, aber die Spaziergänger, die an den Bohlenzäunen des Gartens entlang heiter ins Freie wanderten, ſagten nichtsahnend: „Der Frühling kommt auch für das wilde Vieh!“

Erſt gegen acht Uhr begann die Stadt etwas von dem Umſturz zu ahnen. In wundervollem Fluge ſtrebte ein gewaltiger Vogel von Oſten her über die Dächer; die vielen Menſchen, die um jene Stunde auf dem Wege zu ihren Arbeitsſtätten waren, reckten die Köpfe, und in tiefer Betroffenheit ließ ein Straßenbahnſchaffner ſeinen Wagen auf freier Strecke ſtehen und rief als erſter: „Ein Adler, ein wirklicher Adler!“

Dann riefen ſie es alle: „Ein Adler, ein Adler!“, und die Toren, die ihn oft in ſeiner Gefangenſchaft blöde und nichtachtend geſehen hatten, waren jetzt wie Verzückte und ſchauten empor. Viele ſeiner Brüder taten wie er und ſtrichen ſtaunend über die Häuſer und die durchſtrömten Straßen zwiſchen ihnen. Einer ſah eine Gans im Balkon eines reichen Mannes und führte ſie prächtig von dannen, und ein andrer ließ ſich auf einem herrſchaftlichen Hauſe der innern Stadt nieder, beforſchte bedächtig den Adler aus Gips, der das Dach ſittichſpreizend krönte, und ſetzte ſich ſodann regungslos auf das tote Haupt, aber trotz der Höhe war es, als könnte man von unten erkennen, daß ſeine harten Augen voll großen Lichtes ſeien.

Endlich wurde es klar, daß im Tierpark Unheilvolles

geſchehen war. Extrablätter durchgellten die Straßen wie in kriegeriſcher Zeit: Aufruhr im Tierpark! Alle Tiere befreit! Die Wärter zerfleiſcht! Kinder von Löwen angefallen! Hyänen ins Leichenſchauhaus eingebrochen!

Nur der geringſte Teil dieſer beunruhigenden Nachrichten war wahr. Die Journaliſten logen diesmal aus Erſchütterung; weit über den geilen Kitzel hohler Wortſenſation hinaus waren ſie von der Ahnung eines beiſpielloſen Erlebniſſes aufgewühlt, und manche Menſchen wähnten wie im Rauſch, nun habe die Stumpfheit dieſer Stadt für immer ein Ende.

Die Mütter ſchrien nach ihren Kindern, die auf dem Schulweg waren. Alle Geſchäfte und inſonders die Läden der Fleiſcher ließen die Gatter herunter, die Haustüren wurden geſchloſſen, mit Revolvern in den Händen ſtanden Poliziſten bleich an den Straßenecken, und völlige Stille, wie verpeſtet und ſchwer, überkruſtete die ganze Stadt. Nur ein Kanalarbeiter blieb ſtehen auf der oberſten Sproſſe ſeiner Leiter im Schacht; den Griff des eiſernen Deckels hatte er erfaßt, und geſpannt blickte und lauſchte er über die kahle Pflaſteröde der Straße und dachte es ſich aus: Über mich hinweg, ahnungslos, trottet der graue Bär!

Zwei Kellner des Tierparkreſtaurants trafen um acht Uhr vor dem Tore ein, um ihren Dienſt anzutreten. Als einer die Tür öffnen wollte, gelang es ihm nicht, er rief verwundert und ärgerlich den zweiten, und ſie ſtemmten gewaltig. Da öffnete ſich die Tür ſo ſchwer, als ſei ein großer, ſchwerer Sack hinter ihr aufgeſtellt, und ſie vernahmen auch ein ſeltſames Schleifen, wie von einem geſchobenen Sack.

Als endlich ein Spalt gebildet war, so breit, daß ein Mensch hätte durchschlüpfen können, und als die beiden in der Tat sich hindurchzwängen wollten, quoll in Mannes-höhe, groß wie der Kopf eines Stieres schier, mit offe-nem Rachen, züngelnd, mit mörderischen Augen, mit dun-kelrot-grauer Höhlenfinsternis des Maules, der Kopf einer riesigen Schlange durch den Spalt, und ein dicker, gebäumter Leib drehte die Tür nun beiseite, und in der ganzen Öffnung stand aufgerichtet, zum Vorwärtsschnellen bereit, und fauchend das Tier. Die Kellner stürzten hin-tenüber, rafften sich auf, liefen, stürzten noch oft und eilten schreiend und vor Entsetzen lallend durch die Stadt.

So blieb die Schlange noch eine Weile in kampfbe-reiter Haltung, dann senkte sich der Leib, und sie wand sich heraus, träge, gemächlich, quer über den Bürgersteig und strebte auf die Straße hinüber, wo in schimmernder Parallele die Schienen der elektrischen Bahn verliefen und die Neugierige lockten. Der Asphalt war um diese Stunde schon erwärmt und tat ihrem Leibe wohl, und so blieb sie genau über den Schienen liegen und sonnte sich.

Ein Straßenbahnwagen rollte heran, der Motorführer sah, bremste, sprang ab und schrie: „Eine Schlange, eine Schlange!“ Alle Insassen knäulten sich heraus, Schul-kinder, Kaufleute, Beamte; andere Wagen folgten, konn-ten nicht weiter, eine lange Reihe stand schon wie ver-steint; in ungeheurem, von der Angst gezirkeltem Um-kreis standen die Menschen und stierten, und die Schlange lag regungslos und gewaltig.

Indessen war die Feuerwehr gekommen und stand mit Spritzen und Magirusleiter ratlos. Ohne Maßen grauen-

voll erſcholl aus dem Tierpark das Brüllen der Befreiten, und die Tür, die ſich von ſelber ein Stück geſchloſſen hatte, ſtand immer noch mit einem Spalte auf.

Heraus lugte plötzlich ſpitzig der Fuchs.

Wandte ſich ſofort und ſprang zurück, aber dieſe blitzhafte Erſcheinung machte die Menſchen vollends toll. Jeder glaubte zu ſpüren, daß dieſes übelbeleumdete Tier nichts anderes vorhatte, als die Beſtien zu benachrichtigen: „Die Tür ſteht offen, und Menſchen ſind zahllos da!“ Plötzlich trat auch eine kurze Stille im Tierpark ein, und deutlich konnten alle hören, daß aus der Richtung des Wärterhauſes geſchrien wurde: „Hilfe, Hilfe, Hilfe!“

Die Feuerwehr ſaß auf und raſte davon, die Menſchen liefen wie verrückt; an den Fenſtern hinter Gardinen ſtanden Entſetzte.

Die Schlange lag auf den Schienen, der Löwe ſchlief auf dem Kadaver der Giraffe, der Geier auf der goldenen Zinne ſchlug zornig mit den Flügeln, die Affen ſpielten Skat.

Da beſannen ſich die in Eile zuſammengerufenen Herren des Magiſtrats auf das Militär. Zwei Kompanien Infanterie, eine Maſchinengewehrkompanie und ein Zug Flammenwerfer wurden unter den Befehl eines im letzten Kriege bewährten Majors geſtellt und rückten gegen den Tierpark ab.

„Eſel, Eſel,“ ſagte der Major, als er die Schlange liegen ſah, „Eſel von Straßenbahnſchaffner, der nicht das Tier einfach in Stücke fuhr!“

Nun war er genötigt, es durch Feuer zu vernichten, und nach einigen Feuerſtößen lag die Garbe gut, die Rie-

ſin bäumte ſich in grenzenloſem Schmerz und Zorn nur ein einziges Mal, verfiel und ſtarb.

Sodann wurde der Tierpark fachgemäß aufgerollt. Es war unmöglich, auf einzelne Tiere, die vielleicht unſchuldig waren, Rückſicht zu nehmen. Nur das winzige Viehzeug, über die das Gewehrfeuer machtlos hinwegſtrich, überlebte den Tag. Wahnſinnig durch das Geknatter und den haushohen Qualm der Flammenwerfer, wurden auch die Sanftmütigen raſend, und der Elefant ſtürzte ſich trompetend in erſchütternder Bravour gegen die Soldaten und brach vor der Linie zuſammen. So fielen ſie alle, brauner Bär, Zebra, Antilope, neben Löwe, Tiger und Leopard.

Als aber die ſiegreiche Truppe ans Affenhaus kam, ſaßen die Affen unſchuldsvoll auf ihren Äſten, und Nikolaus beſonders, der menſchenähnliche, machte ein dummes Geſicht und kraute ſein Hinterteil.

Der befreite Oberwärter ging weinend durch den geſchändeten Garten. „War es denn nötig?“ fragte er den Major, aber der zuckte die Achſeln.

Als der Alte die ſcheinheiligen Affen ſah, und Nikolaus, den phariſäiſchſten von allen, erfaßte ihn Jähzorn, und er ſchrie: „Ein Gewehr, ein Gewehr!“ Ein Soldat, dem der Oberwärter Spaß machte, reichte ihm eines, und der Raſende legte an.

Plötzlich ſetzte er die Waffe wie ein Gelähmter ab, denn eine grenzenloſe dunkle Todesangſt war in den Tieraugen mit einem Male aufgegangen, und er ſagte: „Du dummer Affe, was haſt du denn gewollt? Nur die Freiheit! Ich will dich nicht töten!“

Der Major wurde zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Spiritus Rector

Dr. Jagemann, der Pſychiater, trat ſchmal und fein und ſtill in die Zelle ſeines Lieblingsirren, des Felix von Krausmüller, der ſeit vierzig Jahren in dem grauenvollen Hauſe ſaß, ohne ſonderlich zu leiden. „Wie geht's, wie ſteht's?“ fragte er und gab dem Kranken ſeinen prächtigen Händedruck.

Krausmüller wies mit beſcheiden-ſtolzer Gebärde auf das Manuſkript.

„Ich ſchreibe,“ ſagte er, „ich ſchreibe wie ein Wahnſinniger!“

„Haha,“ lachte der Arzt, „das iſt ein großartiger Wortwitz in dieſem Hauſe.“

„Aber er iſt ohne jegliche Bitternis, lieber Doktor,“ antwortete der Irre. „Ich wiederhole Ihnen zum fünfhundertſten Male, welche große, welche ſüße Innigkeit mir von dieſen Wänden ſtrömt. Ich habe Ehrfurcht vor dieſen Wänden, weil hinter ihnen Opfer der Geſellſchaft hauſen, die ich ſeit vier Dezennien bekämpfe! — — Und“ — ſo fuhr er mit feinem Lächeln fort, „ich finde einen ſublimen Humor darin, daß dieſe Opfer alleſamt Könige von Spanien, von Portugal, Kaiſer von Braſilien oder mindeſtens Cortez, der Eroberer, ſind. Finden Sie nicht auch?“

„Ich finde es erſchütternd,“ ſagte Jagemann ernſt.

„Nicht zu pathetiſch,“ lieber Freund, ſpöttelte Herr von Krausmüller. „Jeder Humor iſt erſchütternd. Sie meinen aber Ihren Ausdruck anders, Sie vertreten gewiſſermaßen den philiſtröſen Standpunkt der ſimplen Nächſtenliebe, die im Grunde keine wahre Liebe iſt; einen ziem-

lich hohlen Standpunkt, wenn ich von einem Punkt behaupten darf, daß er hohl ſei!“

Beide lachten von Herzen.

„Hohl, hohl!“ wiederholte Krausmüller behaglich und ründete lockere Fäuſte dabei. „Hohl! — — Aber ich ſchweife ab, Doktor. Man darf einen Irrſinnigen nicht ſo bemitleiden, wie man einen Einarmigen oder einen Stelzfuß bemitleidet. Zu bemitleiden iſt ein Irrer nur dann, wenn er an Wahnideen zugrunde ging, an denen zugrunde zu gehen ſich nicht verlohnt.“

„Ich verſtehe nicht ganz, Herr von Krausmüller.“

„Nicht? Das nimmt mich wunder, beſter Freund! Die Sache liegt ſo: Daß mein Nachbar Rosner verrückt iſt, läßt mich kalt; an ſich iſt jeder ſelig, der nicht wie alle iſt. Aber daß er ſich einbildet, der König von Spanien zu ſein, das tut mir bis zu Tränen weh!“ Perlmutterglanz großer Tränen ſtand in ſeinen Augen.

„König ſein, alſo Gewalt haben, alſo Unrecht begehen! Cortez ſein, alſo erobern, alſo Mörder ſein! Ich ſage Ihnen, mein Herr, ſolange noch Menſchen königswahnſinnig und cortezwahnſinnig werden können, ſolange iſt meine Stunde noch nicht gekommen. Der Wahnſinn entlarvt euch erſt, die ihr euch Chriſten nennt. Die Zeit muß kommen, da die Irrenhäuſer, wie ihr ſie nennt, voll Seelen ſind, die wähnen, der Heiland zu ſein! Dann iſt die Morgendämmerung da, dann iſt die Sehnſucht nach Liebe da, und dann kann es nicht lange mehr dauern, bis die Liebe ſelber auf Erden wandelt. Vielleicht erachtet man dann auch Felix von Krausmüllers Bücher für druckreif!“

Dr. Jagemann lauſchte geſpannt und nickte.

„Wiſſen Sie, was ich ſoeben ſchreibe?“ rief der Kranke prahleriſch. „Eine Abhandlung, ‚Über eine neue Methodik der Kulturgeſchichte‘. Ich lege in Kürze, Schärfe und gewohnter Flüſſigkeit der Sprache dar, daß Kulturgeſchichte ohne Berückſichtigung der Irrenhäusler ſchlechterdings nicht geſchrieben werden kann. Wir hier — er ſchlug ſich auf die Bruſt —, wir ſind die Demaskierten! Das Irrenhaus iſt die konkrete Geſtalt des Abſtraktums Kultur!“

„Das iſt ein außerordentlich fruchtbarer Gedanke,“ ſagte der Arzt. Krausmüller wurde ſehr traurig. „Ich hoffe ſchon ſo lange und immer, immer wieder, aber der Stoß der ablehnenden Verlegerbriefe wird immer höher.“

Jagemann errötete.

„Ich muß Ihnen da leider auch heute wieder,“ — — ſagte er. „Es handelt ſich um Ihr grandioſes Buch über die Gerechtigkeit.“

„Ich dachte es,“ lachte der Irre. Sein Lachen war ſchrecklich durchzittert. Jagemann reichte ihm einen maſchinierten Brief. Vernichtende Kälte entſtieg dem ſchnodrigen Ton des Verlegerſtils. Krausmüller las und weinte mit offenen Augen wie ein kleines Kind.

„Haben Sie auch wirklich alles getan, was zu tun war?“ fragte er nach einer Weile. „Als Abſenderadreſſe nicht etwa das Irrenhaus angegeben? Haben Sie ein Begleitſchreiben beigelegt? Dem Manne erklärt, daß Sie den Nachlaß eines toten Freundes edieren?“

„Alles,“ ſagte der Arzt ſchwermütig und ſenkte den Kopf.

Krausmüller fletſchte die Zähne. „Oder aber, oder aber, treiben Sie Ihren Ulk mit mir, Herr? Und ſchicken

meine Manuſkripte einfach nicht ab, weil Sie denken: Was will der Krausmüller, er ſitzt ja im Irrenhaus! Wie iſt es damit, Jagemann? Jagemann!"

Der Arzt, ein wenig erblaßt, beſah ſich den Raſenden verächtlich und vornehm und antwortete ſodann:

„Herr von Krausmüller, Sie ſind wohl ein wenig verrückt geworden, mich derart infam zu verdächtigen!"

Hierauf verfiel der Kranke und wollte abbittend die Hände des Arztes küſſen. „Sie ſind ja mein Freund," ſchluchzte er. „Vergeben Sie mir, ich wußte nicht, was ich tat." Als Jagemann gehen wollte, eilte er ihm ſchmeichleriſch nach und bettelte:

„Mit den Zeitungen, wie iſt es mit den Zeitungen? Darf ich wirklich keine leſen?"

„Unmöglich!" ſagte Jagemann ſcharf. „Bitten Sie doch nicht immer wieder! Es tut mir ſelber weh, ewig nein ſagen zu müſſen."

Krausmüller flüſterte verſchüchtert: „Ich habe ſolche Begierde."

„Ah was," rief der Doktor. „Haben Sie nicht Bücher die reichliche Menge? Habe ich Ihnen nicht ſämtliche Werke Karl Mays beſchafft, ſo daß Sie wahrlich einer der beſten Kenner dieſes Dichters ſind? Zeitungen, wozu? Gifttöpfe wären ſie für Sie, denn ſie kochen und geifern und ſtinken von leidiger Sozialpolitik. Die Zeit iſt noch nicht reif für Sie! Gelähmt würden Sie werden, das wäre die ganze Frucht. Nein, lieber Herr von Krausmüller, rief er mit Emphaſe, das hier iſt Ihre Tätigkeit, das hier!" — Und er ſchlug auf den Schreibtiſch des Irren und herrſchte ihn an: Arbeiten Sie, arbeiten Sie unverdroſſen!

„Jawohl, jawohl," ſagte Krausmüller wie ein Lakai und verneigte ſich vor dem Arzt. Dann kaute er am Federhalter, dann ſchrieb er lange Zeit. Gegen ſechs Uhr nachmittags wurde er zum Gartenſpaziergang abgeholt, und die weißen langen Hände träge und bequem auf den Rücken lagernd, wandelte er nachſichtig lächelnd zwiſchen den Kranken. Beim ovalen Aſternbeet an der großen Platane begegnete er ſeinem Nachbar Rosner, dem König von Spanien.

„Wie iſt Ihr Befinden, liebe Majeſtät," fragte er luſtig. „Haben Sie von meinem Erſtlingswerk endlich allerhöchſte Kenntnis genommen?"

Der König antwortete nörglig und blinzelte, als begrelle ihn Sonne.

„Es iſt da ein ganz ſchöner jugendlicher Freimut drin, gewiß," Herr von Krausmüller, „aber Sie propagieren natürlich ungangbare Wege. Ihre Republik iſt mir einfach ein ſcherzhaftes Ding!"

Der Autor lachte behaglich.

„Würden Sie die Güte haben, dieſes harte Urteil eingehender zu begründen?" fragte er höflich.

Rosner wurde hager vor Hochmut.

„Ich verwahre mich aufs entſchiedenſte gegen dieſe reſpektloſe Forderung, mein Herr. Ich finde es richtig, daß Sie für dieſes Buch inhaftiert wurden, aber ich finde es nicht richtig, daß man Sie mit Rückſicht auf Ihren Herrn Vater nicht im Gefängnis beließ, ſondern Ihnen eine Stelle in unſerm Kloſter gewährte."

Krausmüller brauſte auf: „Wie," ſchrie er, „Sie Schattenkönig von Spanien, Sie erdreiſten ſich, mich zu ſchulmeiſtern? Ich trage meine Haft ſeit vierzig Jahren

mit größeren Ehren als Sie Ihre eingebildete Krone und auch als je ein Fürſt ſeine richtige Krone trug! Ich lache Sie einfach aus, Ihre Tage ſind gezählt. Lauſchen Sie bitte hinüber, da brandet ſchon das Volk heran."

Über die wipfelverdunkelte Straße herüber drang undeutbarer Tumult, und kurze Feuerſtöße knatterten.

„Sire, geben Sie Gedankenfreiheit," rief Krausmüller voll Inbrunſt.

Rosner rang die Hände und hatte ein weinerliches Geſicht.

„Ich kann ſie Ihnen nicht geben," jammerte er, „ich kann ſie Ihnen beim beſten Willen nicht geben."

In dieſem Augenblick trat der Aſſiſtenzarzt höflich an Krausmüller heran und ſagte leiſe zu ihm:

„Herr Oberarzt Jagemann bat mich, Ihnen im Falle größerer Erregungen das Wort ‚Heiland' zu nennen, Herr von Krausmüller. Ich glaube, Sie werden mir verzeihen, wenn ich das hiermit tue."

Der Kranke reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! Ich habe mich in der Tat ein wenig gehen laſſen. Der Narr von König verärgerte mich grenzenlos. Erwähnen Sie bitte nichts gegen Jagemann, es iſt mir außerordentlich ſchmerzlich, mein Herr. Der Heiland tritt oft in mich ein und wohnt eine Weile in mir, aber dann wandert er wieder von dannen; es muß noch etwas Unreines in mir ſein, ich weiß nicht was. Noch etwas muß in mir ſein," ſagte er nachdenklich und traurig, „was nicht ganz tempelheilig iſt!"

„Es wird werden," tröſtete der Aſſiſtenarzt, „das ſind naturgemäß ſehr langwierige Läuterungsprozeſſe."

Krausmüller lachte kindlich: „Nicht wahr, nicht wahr? Ich habe ja Geduld. Nochmals: Ich danke Ihnen von Herzen. Sie haben ein sehr angenehmes Organ notabene.“

Und listig plötzlich, flink, geschmeidig: „Können Sie mir keine Zeitung verschaffen? Ich habe lange keine bekommen.“

„O, es tut mir leid,“ sagte der junge Herr, „es ist durchaus gegen die Vorschrift, und übrigens,“ — er lachte fidel — „es wäre auch bei anderen Vorschriften nicht gut möglich, denn seit zwei Tagen streiken alle Buchdrucker Deutschlands; Licht, Dampfkraft, Elektrizität, alles macht Feiertag, und wir wissen buchstäblich nichts: ob wir noch einen König haben oder vielleicht tausend Tyrannen? Es geht verrückt zu, Herr von Krausmüller, wir haben eine richtige, eine gewaltige Revolution!“

„Wie,“ schrie Krausmüller, „und das wird mir jetzt erst gemeldet?“ und er stürzte wie tot zu Boden. Der Arzt erkannte seinen Anfängerfehler und erschrak, darum willfahrte er, als der Kranke ihn nach dem Erwachen anherrschte:

„Geben Sie mir Zeitungen, alte oder neue, aber aus diesem Jahr, sonst erwürge ich mich vor Ihren Augen. Wer denken Sie denn, daß ich bin? Ich bin der Vater der sozialen Revolution!“

Und dann las Felix von Krausmüller von Straßenkämpfen und weinte vor Begeisterung, und er las herrlich kühne Forderungen des Volkes und schluchzte: „Meine Ideen, meine Ideen!“

Dann las er den Namen: Dr. Jagemann.

Auf ihn höret, schrie das Blatt in fanatischer Ver-

zückung. Er wird euch führen! Er iſt der Pionier der Pioniere, er iſt der Tapferſte der Tapfern, er hat Breſche geſchlagen, er hat die Geiſteskrankheit der Gewalthaber durchſchaut, er hat uns das Programmbuch und die heilige Schrift unſerer Revolution im Buche von der Gerechtigkeit gegeben. Er iſt, wir ſagen es vor allen Pfaffen kühn: Er iſt ſeit Chriſtus der größte Chriſt! Auf ihn höret, kommet alle! Im Konzerthauſe wird er zu euch reden am Donnerstagabend. Er wird euch einigen zu ungeheurer Phalanx! Wenn einer, ſo wird Er aus dem Chaos die feſt gegründete Erde ſchaffen!

„Mein Buch," ſchrie Krausmüller, „mein Buch, mein Name, mein Name!"

Und dieſer Tag war Donnerstag, da zog Krausmüller aus, den Lügner zu entlarven. Es war nicht ſchwer, zu entkommen. Die Wärter hatten den Streik begonnen, ſchon ſchritten der Kaiſer von Braſilien und Cortez den lauten Straßen zu, und Krausmüller ging hinaus.

Er ging wankend. Einen Arbeiter fragte er nach dem Konzerthauſe.

„Aha, zum Jagemann," ſagte der Fremde. „Das iſt gut, da geh ich auch hin. Und das wird Eindruck machen, wenn auch die Leute aus dem Kriegslazarett hingehen. Wie lange liegſt du ſchon drin, Kamerad?"

„Sehr lange," ſagte Krausmüller. „Iſt es noch weit?"

„Das Gehen ſtrengt dich an, armer Kerl. Ja die Straßenbahnen ſtreiken. Alles ſtreikt, es iſt fein!"

Im großen Saale weigerte ſich der Irre, in der erſten Stuhlreihe Platz zu nehmen, und ſein Führer ärgerte ſich über ſeinen Eigenſinn.

Jagemann ſprach. Schmal, fein, dennoch gewaltig

ſtand er über den Tauſenden. „Macht iſt Unſittlichkeit, Liebe iſt Geſetz," ſagte er. „Wie ſieht unſere berühmte Kultur aus? Gehen Sie in die Irrenhäuſer, da finden Sie ſie ohne Schminke, ſchreckenerregend gleich einer ungeſchminkten Hure! Da finden ſie die Narren, die Kaiſer und König ſein wollen! Kaiſer und König ſein wollen, das iſt der geheime Wunſch der Europäer, das iſt die maskierte Geilheit der Bürger, die vergewaltigen wollen. Im Irrenhauſe fallen die Masken! Die Zeit wird kommen, da man die Chriſtuſſe nicht mehr kreuzigen wird und nicht in Irrenhäuſer ſteckt, die Morgendämmerung iſt da! Ihr braucht nur zu wollen, und ihr führt ſtrahlend den neuen Tag herauf!"

„Bravo, bravo, bravo," ſpie vulkaniſch der Beifall zu ihm hinan. Er winkte, und als er in das mählich erſtandene tiefe Schweigen wieder hinabreden wollte, ſprang in langen Sätzen, mit der geſtreiften Linnenkleidung der Kranken gewandet, Krausmüller gegen das Podium. Jagemann ſchrie leiſe auf und taumelte zurück. Der Irre riß die Bluſe vor ſeiner Bruſt theatraliſch entzwei, als müſſe er zerberſten, wenn keine Luft ſeine Bruſt anſtröme, und er ſchrie:

„Hier, hier ſteht einer aus einem Irrenhauſe, aus ſeinem Irrenhauſe! Er hat mich beſtohlen, das Buch von der Gerechtigkeit habe ich geſchrieben, und jedes ſeiner ſchönen Worte iſt mein! Er hat mich beſtohlen, er iſt ein infamer Plagiator, ich habe vor vierzig Jahren das Buch der Könige geſchrieben, ich heiße Felix von Krausmüller, ich bin der Vater der Revolution."

Da trat Jagemann finſter und feierlich wie ein zürnender betrübter Lehrer auf ihn zu und ſagte ſcharf:

„Das also, Herr von Krausmüller, ist Ihr Idealismus? Es ist Ihnen also nicht belanglos, unter welchem Namen Ihre Ideen die Menschheit erlösen, wie? Es liegt Ihnen also verdammt wenig an der Idee und verdammt viel an Ihrem Persönchen? Oh, Heiland, Heiland, Heiland!"

Der Kranke sah ihn voller Entsetzen an und faltete die Hände vor der Brust.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie," flüsterte er im todstillen Saale. „Wie bin ich tief gefallen, wie unrein bin ich geworden!"

Er weinte bitterlich: „Verzeihen Sie!" und zwischen den langen Tausenderreihen erstarrter, dann im Grinsen sich lösender Menschenschädel hindurch, schritt er durch den Mittelgang dem Saaltore zu.

Dr. Jagemann winkte Sicherheitsmannen heran, sie möchten dem Irren folgen, aber sie fanden ihn nicht mehr. Er aber begann lächelnd: „Man muß mit Irren fertig werden können, wenn man die Gesunden zu leiten sich erkühnen will!"

Krausmüller lief rasend durch die Straßen. Geheimnisvoller, tierisch sichrer Trieb ließ ihn den erst einmal gegangenen Weg wiederfinden. Schluchzend erkannte er die hohen Ahornbäume der Krankenhausstraße. Am Tor der Anstalt klingelte er besessen vor Angst, daß ihm nicht aufgetan würde.

„Was ist los," schrie jemand drinnen. „Wer ist da?"

„Lassen Sie mich herein, lassen Sie mich schnell herein!"

„Hier ist das Irrenhaus," sagte die Stimme.

„Ich weiß, ich weiß," bettelte Krausmüller, „ich gehöre hierher, ich bin ja der Herr von Krausmüller!"

Da tat ſich das Tor auf. Der Aſſiſtenzarzt ſtand drinnen erſtaunt.

„Bringen Sie die andern mit?“ fragte er.

„Nein, nein, ich bin allein,“ ſagte Krausmüller lachend und weinend und faßte krampfhaft die beiden Hände des Arztes. „Gott ſei Dank, ich bin wieder da. Ich bleibe für immer da.“

Das Wallfahrergeſetz

Splittgerber, der glühende und befreite Geiſt, der Reformator und Revolutionär, der der Held meines nächſten Romans ſein wird, ſtürzte heute prächtig in mein Haus und rief: „Ich habe wiederum eine Idee!“

Das war mit unterirdiſchem Schmerz und Spott geſprochen, gegen jeden Plattbedenklichen und Götzendiener der Wirklichkeit, aber auch geſprochen mit dem ihm eigenen Trotz und Hochmut, der freilich bei ihm nur Wagemut und Hochgemutheit heißen müßte, und auch mit ſeiner vogelflughohen und herrlichen Liebe.

„Erzähle,“ ſagte ich und hätte doch ſagen ſollen: „ſinge!“ und er begann:

„Diesmal wirſt auch du erzittern, du ſiebenmal Vorſichtiger, denn du biſt ein armer Hund wie ich, und meine Idee will gar nichts Größeres, als die Sehnſucht der armen Hunde ſtillen.

Sage mir die Provinzen und Städte, die du ſchon

ſaheſt, das wird eine kurze und ärmliche Reihe ſein, aber ſage mir die Provinzen und Städte, nach denen du Sehnſucht haſt; du brauchſt nur die nackten Namen zu nennen, und es wird dennoch ſchon eine Hymne der Anbetung ſein:

Madrid, Stockholm, Paris, Buenos-Aires, Iſpahan, Smyrna, Athen, Moskau, Poltawa, Odeſſa, Niſchni-Nowgorod! Das Land Andorra, der Ararat und der Baikalſee!

Frühling um Frühling ſtehen die Armen vor den Eiſenzäunen der fremden Gärten und an den Beeten ſtädtiſcher Parke und tun nichts, als ſich ſehnen. Nicht hinter die herrſchaftlichen Gitter wollen ſie langen, noch gelüſtet es ſie, kommunale Blumen zu räubern, ſondern vor den ſanften und tiefen Blumenhäuptern ſpüren ſie es Frühling um Frühling in bitterklarſtem Schmerz, daß ſie einmal weit fort wollen, um zu ſchauen: Straßen, Reisfelder, Tabakpflanzungen, Baumwollplantagen, Maulbeerbäume und Seidenraupenzuchten und Roſenernten am Balkan.

In den Schulen hängt ihr den Kindern verſucheriſche Bilder hin, von Rom und ſibiriſcher Schlittenfahrt, von Hammerfeſt und buddhiſtiſchen Tempeln, vom Kreml und vom Tower, und nennt ſie das Anſchauungsmaterial für eure Wiſſenſchaft. Da ſollen die Erbebenden lernen und Namen behalten und Aufſätze ſchreiben ‚nach einem Bilde'. Ihr weckt ihnen in blöder Ahnungsloſigkeit die Sehnſucht nach unſäglichen Weltwinkeln, aber ihr ſtillt ſie ihnen nicht. Manchmal flüſtert die Knabenſeele plötzlich: ‚Dahin!' und dann ruft ihr die Seele zur Ordnung und bucht in eure Schandkalender die Unaufmerkſamkeit

einer Seele ein. Alles lehrt ihr die Kinder beim Namen nennen, nur ihre eigene Sehnſucht nicht, denn die verſtößt gegen die Wiſſenſchaft und gegen die Diſziplin!

Aber was habt ihr damit vollbracht? Die Pfahlbürger habt ihr gezüchtet!

Sie wiſſen nicht, was ihre ſchwere, ſüße und ſchmerzensreiche Unruhe immer nur will: Erde und Erdenſchau! Und ihr habt vollbracht, daß die Seele ſich ihre koſtbare Sehnſucht fade und billig deutet, und daß Generation um Generation einen unzulänglichen und ärmlichen Revolutionswillen kannte, den des Magens und den des Unterleibs! Und daß nur von einer einzigen Liebe gewußt und verlogen geflüſtert ward, von der zu den Weibern und Leibern, als wäre ſie wahrlich die Liebe der Lieben und die Luſt der Lüſte! Und daß das Gemeingut und Gemeindegut aller Lebendigen nur noch von Dichtern notdürftig verwaltet und als ein unernſter Traumſtoff von allen Bürgern verleumdet ward: Himmel, Wieſe, Stein, Mitmenſch, See, Kind, Turm, Mädchen, Räderlärm, Geigenton, weißes Segel, Lokomotive! Alle Lieben habt ihr verdrängt und mit Sand verſchüttet! Wer nur die Weiber liebt, hat gar keine Liebe! Jede Liebe iſt nur eine von tauſend, aber alle tauſend zuſammen heißen ſo: Erde, Geliebte, ich bin du!

In euren Schulen wurde der Bürger gemacht, drum wird aus den Schulen erſt die wahre Revolution erblühen müſſen, als triumphierendes Geflamm, und es wird nicht der Aufruhr des Magens und der leeren Hoſentaſchen ſein, ſondern der des Heimwehs nach der Erde.

Alles Schulwiſſen iſt nur der dienende Miſt, der den Garten des Aufruhrs düngen darf, und euer Anſchauungs-

material iſt nur die demütige Treppenſtufe für höher und höher eilende leuchtende Läufer, Knaben und Mädchen! Sie werden das Bild von der Roſenernte am Balkan ſehen, ſie werden rufen: ‚Dahin!‘ und ſie werden wallfahren.

Die Weisheit muß erfahren werden, begreifſt du: er—fahren! Fahren, wallfahren und ſchauen, dann knien und lieben.

Alle Kriege waren nur möglich, weil die Erde nicht mehr unſer war: alles Gelüſt, zu erobern, war nur verbrecheriſch gewordenes Heimweh. Nun will ich das Liebe werdende Heimweh wieder zur ſittlichen Kraft verwandeln.

Pfahlbürger, Grenzpfahlbürger führten Kriege, denn ſie ſahen über ihre Dreizimmerwohnung und ihr Vaterländchen nicht brüderlich hinaus. Sie wußten, daß jenſeits lebendige Menſchen wohnten, aber das war nur aus Schulbüchern und Zeitungen gewußt. Hätten ſie die Brüder geſehen, ſie hätten ſie auch geliebt.

Nun aber (geſegnet ſei der letzte Krieg), nun ſeid ihr zu Marterpfahlbürgern geworden, nun werden eure blöden Ohren vielleicht durſtig ſein nach meiner neuen Idee.

Ihr Pfahlbürger, ihr glattgehobelten und ordentlich eingerammten, ihr wacker bodenſtändigen, ihr ſollt wieder lebendig werden wie Bäume. Winde, die über Südländer gingen, und Regen, der vom Meere kommt, werden euch wieder an die Sinne rühren, und ihr werdet lebendig Antwort geben mit Rauſchen, Blüte und Frucht. Ihr wart noch gar nicht auf der Welt, ihr waret einfach und ſtupide an Ort und Stelle, ich ſchenke euch die Erde wieder!

Die ganze Erde iſt von einem Strahlenwebewerk der Wechſelwirkung zitternd überſponnen, und die Roſenernte am Balkan iſt irgendwie wirkſam auf die Kartoffelernte in Schleſien, und wenn ich ſo etwas denke, wie ich es heute ſage, dann iſt die ganze Erde mitbetroffen. Wir aber haben verlernt, davon erſchüttert zu ſein und unerſchöpfliche Tröſtung aus unſerer Erdenkindſchaft und Erdenkinder-Geſchwiſterſchaft kräftigend zu trinken. Hart durch Arbeit und dünkelhaft durch Ziviliſation ſind wir geworden und konnten nicht mehr feinfühlig und andachtsvoll ſein, aber wie uns das Wiſſen zugrunde gerichtet hat, ſo wird uns das Anſchauen wiederum aufrichten!

„Jetzt rufe ich den Staat," rief er namenlos erregt, „jetzt rufe ich den Staat! Der Tag für meine Idee iſt gekommen. Jetzt hat der Bürger den Glauben oder doch die ſchlohweiße Furcht: alles wird anders! Jetzt will ich Wucher treiben mit dieſer Furcht, die Liebe will ich ihnen taſchenſpielerhaft in die Herzen ſchmuggeln, obwohl das Wort genügen müßte: Liebet!

Die Herzen ſind bereitet: Millionen Väter waren in Frankreich und Mazedonien und Rußland und Meſopotamien. Seltſame Wälder haben ſie geſehen, Städte mit verwunſchenen Höfen hinter wunderſamen Häuſern, und überall Mädchen, Frauen, gute Leute und Tiere.

Ich habe Heimweh, ich Deutſcher, nach Rußlands großer Napoleonsſtraße, die bis Moskau führt, und nach ſeinen Dörfern, ſtille gekuſcht, meilenfern von allen Bahnen. Nach ruſſiſchem Frühling, ſpät, zage und wunderbar ſanft; nach ruſſiſchem Sommer, breit, glühend und ſchwer von Weizen auf ſchwarzer Erde; nach ruſſiſchem Herbſt mit grenzenloſer Ackertrauer unter langen

Nebelſchleppen, und nach ruſſiſchem Winter mit Hufſchlag und Schellenklang hundert Kilometer rauſchend dahin, auf ſonnenfunkenüberſtäubtem lauteren Schnee. Nach ruſſiſcher Sprache und nach den Augen, den Händen und der Güte Rußlands.

Alles wie bei uns, lächelſt du. Ja, ja, alles wie bei uns, und darum unſer Bruderland, begreifſt du mich nun?

Die Erde iſt ſchön, und die Erde iſt gut, und der Krieg iſt böſe! Daß wir die fremden Himmel in dieſem Kriege ſahen, das war ſein Gutes und kann nicht ſterben. Es wird von den Vätern hinüberſtrömen in die horchenden Kinder. Die ärmſten Väter Europas wiſſen zum erſten Male etwas von der Erde, denn ſie alle haben ſie mit Blut bemakeln müſſen. Jeder Vater hat ein heiliges Wort mitgebracht und ſpricht es feiertäglich aus; es heißt ‚Chodawtzy‘ und meint ein ruſſiſches Dorf, das kein Gelehrter kennt, oder es heißt ‚Brafoſſe‘ und meint eines in Frankreich, voller Geheimnis und Liebe.

Als die Kreuzzüge irrſinnig mordend im Namen des Heilands über die Erde gingen, wurden alle Sagen voll von Diamanten und Mohren und fremdem Getier und voll des ſonderbaren Namens Konſtenopel, und überall im Abendlande ging eine große Sehnſucht auf.

Und ſo ſoll es nun kommen.

Der gleiche Staat, der uns auf Steuerzahlerkoſten mit Geſchütz und Gewehr ins fremde Land geſchickt hat, der ſoll in alle Zukunft dafür ſorgen, daß jedes ſeiner Kinder wenigſtens einmal im Leben in die Welt fahren darf, um immer tiefer und gewaltiger der Welt teilhaftig zu werden durch Liebe: Ganze Erde, Rußland, Frankreich, Deutſchland, Perſien, All-Erde, Geliebte, ich bin du!“

Splittgerber zog ein Blatt hervor und las einen formulierten Gesetzentwurf:

Wallfahrergesetz

1. Wer die Erde liebt, liebt den Menschen; wer Liebe hat, führt keinen Krieg.

2. Jeder Mensch hat ein Recht darauf, die Erde kennen zu lernen; er lernt sie kennen durch Reisen.

3. Der Staat ermöglicht es jedem seiner Kinder, wenigstens einmal im Leben zu reisen.

4. Jeder Bürger, Mann oder Frau, hat nach beendigtem achtzehnten Lebensjahr das Recht, von den zu errichtenden staatlichen Wallfahrerbureaus einen Reiseschein zu empfangen.

5. Dieser Schein stellt einen Geldwert von fünfhundert Mark dar und kann an jeder beliebigen Bahnstation gegen einen Eisenbahnfahrschein eingewechselt werden. Reiseweg und Ziel liegen im Belieben des Bürgers.

6. Die Zeit des Reiseantritts steht jedermann frei.

7. Die Reisedauer ist beliebig. Für den Unterhalt sorgt jeder Wallfahrer selbst (durch Arbeit, wenn er nicht der Gast der Fremden ist).

8. Nicht benutzte Reisescheine können weiterverschenkt oder verkauft werden. Wucher hierbei wird mit Zuchthaus bestraft.

9. Die Unkosten, die der Staat auf sich nimmt, werden durch die Beseitigung des Militarismus und die hierdurch erfolgende Milliardenersparnis gedeckt.

10. Dichter, Künstler, Wissenschaftler haben Anspruch auf fünf Reisescheine.

10a. Aus Gründen der Billigkeit werden dem Urheber des Gesetzes acht Reisescheine bewilligt.

11. Die Regierung setzt sich mit den Regierungen aller Länder in baldigste Verbindung, zwecks Reiseerleichterungen und Gültigkeitserklärung der deutschen Reisescheine auch für das Ausland.

12. Das Gesetz tritt mit dem 1. Mai 1920 in Kraft. Jeder, der grade an diesem Tage sein achtzehntes Lebensjahr vollendet, soll bereits berücksichtigt werden.

13. Es werden Härten für alle diejenigen entstehen, die bereits vor dem genannten Datum das bezeichnete Alter erreicht hatten und nicht mehr in den Genuß der Gesetzeswohltat kommen sollen. Hierüber ist besonders zu beraten.

13a. Für die unter 10. aufgeführten Berufskreise hat das Gesetz rückwirkende Kraft.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hierauf schwieg Splittgerber und sah mich nicht an. Dann sagte er leise: „Das ist also der Entwurf zum Wallfahrergesetz, ich habe ihn an die Nationalversammlung geschickt."

„Es wäre unsagbar schön," sagte ich, erschüttert durch seine große Menschlichkeit.

Er schrie: „Es wäre, es wäre?"

Traurig antwortete ich: „Die Menschen — — —"

Da sprang er auf und rief zornig: „Wenn wir nicht an den Menschen glauben, dann durften wir keine Revolution machen. Aber wenn wir nicht an ihn glauben, warum leben wir dann noch?"

Und plötzlich, versöhnt und herrlichen Lichtes: „Sieh doch hinaus!"

Da blühten alle Obstbäume weit um die Stadt, die Berge standen klar gerandet am Horizont, weiße Früh-

lingsschauſſeen ſtrebten zu ihnen hin, klommen über ſie hinweg, wanderten in das fremde Land, beſpannen die ganze Erde, und in dieſer Stunde mußte ich glauben: Die ganze Erde war eine einzige Heimat.

Das Moosdach

Seit vierundzwanzig Stunden verteidigten die Aufrührer das ſandſteinerne Haus der großen Zeitung; ſeit vier Stunden hatten ſie ihren Führer, den Ruſſen Wolodja, nicht mehr geſehen, und ſehnten ſich nach ſeinen Augen und ſeiner Stimme.

„Wo iſt der Wolodja?“ ſchrien ſie durch das Getöſe.

„Leicht verwundet oben im Bureau,“ antworteten die Unterführer mit Unraſt im Wortklang.

Aber in Wahrheit lag er ohne Wunde, nur von zuſammengerotteten Glutgedanken der letzten Nächte jählings überwältigt und von Fieberkarbatſchen niedergepeitſcht auf einem Lager aus zerknäulten, lächerlich gewordenen Redaktionspapieren. Ein Adjutant bediente erregt und fahrig das Telephon und vertraute dem fiebernden Gehirn des gewaltigen Mannes noch mehr als der eigenen in Todesangſt taumelnden platten Geſcheitheit.

Um drei Uhr wurde das Zeitungsgebäude mit Minenfeuer belegt, zwanzig Minuten ſpäter grub eine ſchwere Mine einen grauenvoll umtrümmerten und mit Leichnamen beſchnörkelten Schacht ſteil von der Höhe des

Daches bis in den unterſten Keller hinab. Der Schrei der Verwundeten und der Entſetzten, die ihre Waffen ſogleich wahnſinnig davonſchleuderten, war ganz armſelig matt im orkaniſchen Tumult eines ſolchen Schuſſes. Wolodja richtete ſich ſcharf lauſchend empor und geſundete in der zehntelſekundenlang währenden Kur eines Weltunterganges. Leichtbeinig wie ein Knabe ſprang er vom Lager auf, lief durch Korridore an gelähmt Stehenden vorbei, denen er weder durch Wort noch Geſte Befehle gab, ſchauderte vor Abgründen, die unbegreiflich, widerſinnig, zackig, ſenkrecht durch den ſchönen Flieſenfußboden in Tiefen ſprangen, und fand, triebhaft ſicher gleich einem Schlafwandler, einen Ausgang auf das Dach. Verwundete, die mit klaffenden Leibern und ſchrecklich aufgeriſſenen Augen jedes Geſchehnis dieſer letzten Minute verfolgten, erkannten ihn in geſpenſtiſcher Klarheit und riefen: „Der Führer läuft davon, der Führer läuft davon!“ und ſpien ihm unter Blutſtürzen Maledeiungen nach.

Aber Wolodja ſah und hörte ſie nicht, ſondern eilte mit vorwärtsgeworfenem und immer Luft-Luft ſuchendem Kopfe über das flache Dach.

Der Kampf in den Straßen war erloſchen, und die neue Stille hockte dennoch ſchon wieder feſt, wie eine Rieſenmutter von Ewigkeit her, über der großen Stadt. Auch keine Befehlshaberſtimmen durchbrachen dieſe Stille, und das Summen der Straßenbahnen und das Geroll der Wagen wagten noch keinen Laut. Darum wähnte Wolodja, der wie ein Wettläufer über die Dächer ſchoß, daß der Schall ſeiner Sprünge bis weithinaus in die Vorſtädte dröhnen müſſe, und große Angſt zerſchnitt ſeine

Stirn und tuſchte hektiſche Male auf ſeine herausgebeulten Backenknochen. Er verſuchte, ſich leicht zu machen, und ſeine Sätze, ſo turneriſch unerhört ſie waren, wurden ſchier jüngferlich geziert, ſo unſäglich bemühte er ſich, nur mit den Fußſpitzen beim Aufſprung die Dächer zu berühren.

Ach, alle Behutſamkeit gab ihm nur karge Hilfe, denn die Dächer bogen ſich, ſo ſchien es ihm, unter dem Prall ſeiner Laſt, und bogen ſich ſo tief, als kämpfe er erſaufend zwiſchen Wellenbergen eines teerigen Meeres, das mit vom Horizont heranrollenden ſchwarzen und ſcharfriechenden Flutbäuchen tauſendmal über ihm ſich ſchließen wollte. Und er fürchtete auch, daß die gläſernen Kronleuchter der bürgerlichen Stuben unter ihm erklirren würden und ſchrillen müßten wie Alarmgeläut, das ſeinen Fluchtweg mit zeichneriſcher Schärfe verriete. Daher verzichtete er auf Eile. In Wahrheit tat er es aus keinem andern Grunde, als nur aus ſchwerer Müdigkeit, die ſeinen Kopf ſo dunkel wie Tuch umhüllte und ſeine Beine mit bleiernen Hoſen umgoß.

„Ich werde lieber langſam gehen," ſagte er und lächelte ſchalkhaft. Er wandte ſich um und ſah keinen Verfolger. Die lange und breite Strecke, über die er herangelaufen war, ſtrömte wie eine gutgewalzte Chauſſee aus baſaltenem Schotter vom Weltrande her bis unter ſeine Füße, und unter dem ſchönen Sommergeleucht des Himmels erglommen als grelle Funken die Sandkörner, die im Teeranſtrich der Dachpappe allerorten hafteten. Wie ein Spaziergänger beſah Wolodja die Landſchaft der Dächer. Er ſah die parallelen Dachchauſſeen, wie ſie im Maße der Entfernung immer ſchmäler wurden, bis ſie in einer

unendlichen gestaltenlosen Ebene verschmolzen, die bis an den Horizont reichte und aus der nur stellenweise unverständliche Kolosse stiegen: Türme.

„Hier ist es ganz hübsch," sagte Wolodja und hatte ein sanftes Lied der russischen Steppe im Blut.

Und als er nach diesem Umschauen weiterging, war es eine Wanderschaft, aber keine Flucht. Neugierig wie ein Zugereister war er und äugte und bückte sich tausendmal und betastete Tand. Er fand leere Flaschen, als seien einmal Gelage hier oben gefeiert worden, und als er eine leere Konservenbüchse sah, verspürte er Gelüst nach Essigpflaumen. An Schornsteinköpfe trat er hin und schnüffelte das süßliche Kohlengas, und er betupfte die Rußkruste, die über die roten Ziegelränder gelagert war, von hundert Regen zerbreit, in hundert Fröſten gefroren, von unzähligen Winden gedörrt wie zermahlener Stein, und er erstaunte, daß sie nicht abfärbte.

Mehrmals stolperte er über die eisernen Drähte, die schräg gespannt die Schornsteine hielten; sie schmetterten unschönen Tones wie lottrige Saiten, und jedesmal lauschte er ärgerlich und ein wenig besorgt, und jedesmal sah er deutlich, daß die Schornsteine wankten. Drum wich er den Drähten aus und schritt mit gesenktem Kopfe und in ewigem Zickzack wie ein Betrunkener. Aber an einen Schornstein, der einen Blechhelm trug, trat er dennoch spielerisch heran, und drehte am Helm, um die Windrichtung zu verwandeln. Doch der Rauch quoll nur eine Handbreit in der neuen Richtung hervor, dann gehorchte er knechtisch dem sanft-gewaltigen Luftzug und beizte das Gesicht des Narren. Wolodja hustete und schalt.

Plötzlich ſchlugen Maſchinengewehrkugeln rechts und links von ihm ein und zerlöcherten mit klirrem Pinken den Blechhelm. Wolodja blickte erſtaunt in die maßloſe Ferne, aus der er herbeigewandert war, und ſah über dem rotgelben ſchmalen Rande einer der zahlreichen Brandmauern, die er bewußtlos überſprungen hatte, den Lauf eines Maſchinengewehres auf ſich gerichtet.

Aber erſt, als über jene Brandmauer hinweg ſich zierliche Figürchen erhoben, exerziermäßig Kette bildeten und dann heranliefen, machte er kurz kehrt und raſte ungeheuer davon. Die Kronleuchter unter ihm läuteten wie Aufruhrglocken; die ſchrägen Drähte, die er oftmals ſtreifte, ſchienen auf dieſer Strecke ſchärfer geſpannt und ſchlugen hell an wie lange Blattſägen. Die Sandkörner ſtoben goldpudrig unter ſeinen Füßen aus dem Teer.

Jäh warf er ſich vor einem Abgrund zurück. Seine Chauſſee war für Wagenverkehr unbrauchbar gemacht; als eine Treppenſtufe ſetzte ſie ſich unten, vier Meter niedriger, erſt wieder fort. Er ſprang mit geſchloſſenen Augen und zog, ſo wähnte er, die Beine mit Geiſtesgegenwart und ohne Mühe aus tiefen Löchern, die ſeine Füße in jenes Dach gedolcht hatten. Er dachte flüchtig: Jetzt wird den Leuten die Sonne hereinſcheinen! An eiſernen Haken, die den Kaminfegern dienen ſollten, kletterte er affenbehende zum nächſten Dache empor. Durch ſchadhafte Stellen eines milchgläſernen Daches ſah er in ein photographiſches Atelier hinab, eine kitſchige Landſchaftskuliſſe mit blühendem Kirſchbaum und einen unſagbar friedſeligen Polſterſtuhl. Dann hetzte er an einem Lichtſchacht vorüber. Vier Stockwerke tief war er hinabgetäuft, und in halbhellen Quadraten, viermal unterein-

ander glotzten sich grausige Fenster düster an. Schlaffe kurze Leinen hingen vor den Fensterborden, und graue Wäsche triefte verzweifelt in die Tiefe.

Dies war das Dach des Eckhauses, an dem vorüber die lumpige Gasse von Zuhältern und Huren in die herrliche Hauptstraße schlich. Sie war ein wenig mehr als drei Meter breit. Zahllose Menschen verpfropften sie ganz und gar. Dunkelgrau war sie von den vielen Gestalten und mit Tausenden von rosa Pünktchen gesprenkelt. Die Punkte waren die Gesichter, rot von Gier. Wiederum in die rosa Punkte waren winzige Flecke gesprengt, das waren die Höhlen der geöffneten Mäuler, und alle schrien: „Hierher muß er kommen, hierher muß er kommen!“ Gewehrläufe standen schmal wie Streichhölzer senkrecht empor, und die Schützen berechneten schadenfroh, daß an dem himmelblauen Spalt da oben das bleiche Angstgesicht des verfluchten Empörers handbreit erscheinen mußte. Es war ein sicheres Schießen wie in der Pfingstbude.

Schwalbenflugschnelle sprang Wolodja über den lichten Spalt. Ungeheurer Zornesschrei schoß steil in die Höhe. Gewehrkugeln zertippten lächerlich den göttlichen Himmel.

Von da an flüchtete Wolodja nicht mehr weit.

„Hierher kommt mir keiner nach,“ sagte er kindlich froh, und die Leichtigkeit und Lichtheit eines Kindergewissens erhellte ihm das Herz so sehr, daß er sich niedersetzte und aller Geschehnisse vergaß. Er ruhte wie auf einer Wiese im Walde, denn dieses Dach war ganz mit Moos bewachsen. Er war ein sonderbares Moos, nicht saftig wie im Walde und nicht von dessen dunkler Grüne, sondern notdürftig gediehen unter der Unbill des beizen-

den Rauches der großen Stadt. Graugrün wie Moos an den Kiefern der Gebirgswälder, die häufig der Schnee vergräbt; und als Wolodja verſpielt bis zu den Wurzeln grub, fand er bleiche feine Faſern, und ſie waren keuſch und lichtfarben, obwohl ſie dem Teer entſproſſen waren. Doch auch der Teer war nicht mehr richtig ſchwarz, ſondern von vielen Wettern milde geworden, und einen großen Teil ſeiner Totenfarbe hatten die Moosmünder längſt getrunken und zu ſchönerer Farbe ſegnend verwandelt. Wolodja lächelte.

„Ein gutes, altes Dach," ſprach er und ſtreichelte das Moos wie Knabengelock.

Aber gerade in dieſem Hauſe wohnte ein Mann, der es vernommen hatte, wie der Leib des Gejagten niedergebrochen war, und er ſchlich auf Strümpfen zur Straße hinab und winkte bleich vor Wichtigkeit Soldaten herbei. Sie ſtiegen ihm lautlos nach und warteten unter der Dachluke, bis der Mann die Küchenleiter herbeigebracht hätte.

Indeſſen kehrte Wolodjas ſehnſüchtige Seele den weiten Weg nach Rußland zurück.

„Schönes gutes Moos, Wolgamoos! Die Wolga iſt ein gütiger Fluß wie kein anderer! Die Erde ihrer Ufer trinkt ſich meilenweit ſatt an ihr. Ich werde ein wenig ans Ufer gehen und den Flößern zurufen: ‚Seid geſund, ſeid glücklich, habt einen hellen Tag und Sterne in den Nächten!'"

„Sie haben ſich verirrt, Gospodin!"

„Ich heiße Wolodja, mein lieber Herr, und wollte mich ſoeben umbringen, da es ſich im Mooſe liegt wie in einem ſchönen Schoß. Entſchuldigen Sie, wenn ich

grade auf Ihren Grund und Boden geriet! Ich habe Rußland satt, ich muß mich umbringen!"

„Ach, Wolodja, Tor, wer wird sich töten wollen, da doch so schönes Wetter ist. Gott selber hat Sie in meine Gegend geschickt, denn meine Frau ist krank, und ich reite zum Arzt. Gehen Sie und grüßen Sie sie!"

„Wie sich das fügt, mein Herr, da ich doch selber seit vier Jahren Medizin studiere. Der Finger Gottes, wo steckt der Finger dieses seltsamen Gottes nicht!"

„Sie müssen nicht spotten, Wolodja, solche Dinge fügt nur Gott! Oder meinen Sie, daß Satan so etwas Gütiges füge?"

„Vielleicht ist Gott Satan, mein Herr, wer kann so etwas mit Sicherheit wissen?"

„Ach geh, Wolodja, ihr seid allesamt Atheisten, ihr Studenten, komm, komm!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ljena Pjetrowna, ich liebe dich sehr. Dein Mann, der Esel, sagte, daß Gottes Finger mich in sein Haus geführt habe. Wird er auch sagen, daß Gottes Finger mich in deinen Schoß geführt hat?"

„Ich weiß nicht, Wolodja, ob Gott oder Satan, ich liebe dich! Sei stille, daß er uns nicht hört!"

„Er hört nicht, nur sich selber hört er, denn er trinkt Schnaps und singt gefühlvolle Liederchen!"

„Er hat mich niemals verstanden, er ist plump!"

„Auch ich verstehe dich nicht, Ljena, nein, denn wahrlich, du bist eine Deutsche, und ich dachte nicht, daß deutsche Weiber Dämoninnen sind."

„Dachtest du nicht? Ach, du Schaf!"

„Einen Russen betrügst du, Geliebte, aber immerhin

mit einem Ruſſen. Sei geſegnet dafür! Mein Nationalſtolz iſt nicht getroffen!“

„Nation iſt dumm, Staat iſt dumm, alles iſt dumm! Komme zu mir, Wolodja!“

„Alles iſt dumm? So weit bringſt du mich nicht! Menſchheit iſt nicht dumm! Die Menſchheit!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich werde ſofort weiter laufen. Abend iſt bald, es dämmert ſchon. Ich werde durch die Dachluke ſteigen und zum Bahnhof gehen. Ich werde wieder nach Rußland fahren! Mögen die Deutſchen noch warten! Reife braucht Zeit, Reife braucht Sommer.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Du biſt wie der Sommer, Ljena Pjetrowna! Mich wundert es nicht, daß eure Weizenfelder ſo gediehen ſind. Du reiteſt über die Äcker; wo dich die Scholle ſieht, da ſprengen die Keime das Samenkorn! Ich kehre wieder, ich habe Rechte auf dich, ich habe dich geheilt!“

„Dumme Schießerei, dumme Kavaliersehre!“

„Ich ſchieße nicht auf Sie, laſſen Sie Ihre Frau entſcheiden, ich denke, dieſe Frage geht ſie am meiſten an!“

„Kommſt du mit mir, Geliebte?“

„Laufen wir durchs Moos! An der Wolga winken wir dem Dampfer! Übers Schwarze Meer fahren wir nach Konſtantinopel, aus Konſtantinopel fahren wir nach Deutſchland! Oder aber, wirſt du Sehnſucht nach Rußland haben?“

„Ich werde haben.“

„Wirklich, du auch? Alle müſſen Sehnſucht haben, auch ihr Fremden! Ljena, Ljena, wir fahren wieder nach

Rußland! Nation iſt dumm, Staat iſt dumm, Rußland iſt nicht — — —"

Die Soldaten ſtiegen durch die Dachluke.

„Dumme Kavaliersehre," ſagte Wolodja ärgerlich. „Ich ſchieße mich nicht. Wir ſind Menſchen einer neuen Zeit! Jeder hat Freiheit!"

„Du nicht, mein Lieber," ſagte der Korporal.

„Ich nicht," ſchrie Wolodja, „grade ich nicht?"

Er raffte ſich bei dieſen Worten in Erregung ein wenig auf. Der Korporal ſchlug ihn, in der Annahme, er wolle ſich gegen ihn ſtürzen, mit dem Gewehrkolben tot. Wolodja ſtürzte vornüber in das Moos und biß hinein.

„Eigentlich dumm," ſagte der Soldat, „jetzt kann man ihn natürlich nicht mehr verhören."

„Am beſten wird's ſein," ſchlug einer ſeiner Untergebenen vor, „wir laſſen ihn liegen und tun ſo, als ob nichts geweſen ſei!"

„Ja," brummte der Unteroffizier verärgert. „So wird's am beſten ſein."

Sie verließen das Dach und erklärten dem Mann, er habe Unfug gemeldet. Erſt als ſich in den folgenden Tagen ſehr viele Krähen auf jenem Moosdache ſcharten und miteinander ſchreiend ſtritten, als ſei Köſtliches und Seltenes der Kampfpreis, wurde man aufmerkſam und fand den Leichnam.

Jalta

Ihr ſeht den Mond in furchtbarer Ferne und deutet ſeine rieſenhaften Gebirge als Züge eines Geſichts, und erſt die Gelehrten reden euch Wahres von Kämmen und Kratern und ſaharagewaltigen Öden. Ihr ſeht von den Grenzen unſeres Landes aus die erſten ruſſiſchen Wieſen unterm Sommer dampfen und denkt leichthin: dieſes Land erſtreckt ſich bis ans Japaniſche Meer; auch denkt ihr etwas von harten Wintern, von hölzernen Städten, von Napoleons Flucht, und neuerdings ſeht ihr nur Linien aus Greuelblut und vermeint, ihr ſähet ein Antlitz. Aber die Geheimniſſe dieſes Geſichtes ſcheinen durch grauſigere Fernen verborgen als die des Mondes, und wer in jenem Lande war, hat Heimweh, weil er das Geheimnis nicht ausſchöpfen, noch austrinken kann, und weil er wittert, daß Weinſüße da drüben wunderbar ſich ſammelt. Da gehen wir, die uns die Dämonie des Oſtlandes nicht freigibt, zu Menſchen, die von dorther kamen, und befragen ſie: Sprecht uns von drüben!

So hörte ich vom alten Juden Boris, der aus Jalta am Schwarzen Meer nach Deutſchland geflohen war, die ſeltſame Geſchichte vom Untergang dieſer Stadt und die Hymne über das, was nie vergeht.

Als Boris herkam, fand er von ſeinen Kindern, die ſchon vor dem großen Kriege zu uns gekommen waren, nur noch Wladimir, den Sohn, und ſein jüngſtes Mädchen, die Mußja. Sonja, die Ärztin, war geſtorben, er erfuhr es erſt jetzt und verſchloß ſich drei Tage, ohne

zu eſſen, ehe er zur Familie zurücktrat. Eines Abends war ich bei dieſen Menſchen, und der Alte freute ſich, daß auch ein anderer außer ſeinen Kindern, in dieſer fremden Stadt der Deutſchen, ſeine Sprache redete, denn er nannte das Ruſſiſche ſeine Sprache und verſtand vom Hebräiſchen kein einziges Wort. Da begann Wladimir zuverſichtlich und kühn vom Staate Paläſtina und vom Aufbau, an dem er helfen wollte. Der Vater beſah ihn ſchalkhaft wie einen Knaben, lächelte und ging hinaus. Wir redeten klug und ſuperklug weiter, dann trat der alte Mann wieder herein und fragte heiter:

„Ihr wollt nach dieſem Paläſtina, nicht wahr?“

Wladimir antwortete freudig für ſeine Schweſter und ſich:

„Ja, Vater, ſicherlich!“

Darauf nickte Boris mit ſeinem ſchönen, weißen, gehegten Urahnenbart und ſprach:

„Ehe ihr Billetts kauft, ihr kleinen Dummköpfe, ſeht euch noch einmal die Albums an, ich habe ſie mitgebracht!“

„Du haſt ſie mitgebracht, Vater?“ ſchrie das Mädchen. „Oh, ich weiß, in welcher Stube ſie lagen! Auf dem dreibeinigen Tiſchchen, auf dem Brett zwiſchen den drei Beinen!“

Der Alte ſetzte ſeine Brille auf — ſie hatte zweiunddreißigtauſend Rubel gekoſtet zu jener Zeit, wo eine Schachtel Zündhölzer hundert wert war — und dieſe malinki duraki, die kleinen Dummköpfe, zweiunddreißig und dreiundzwanzig Jahre alt, Wladimir und Mußja, ſetzten ſich dicht neben ihn, freudig und gierig und völlig meiner, des Fremden, vergeſſend. Dann öffnete Boris das erſte Album, ſehr lang, aber nicht hoch, und klappte die erſte Anſicht dreimal auseinander, ſo daß die Schmal-

ſeite des Tiſches faſt gänzlich bedeckt war. Die Köpfe neigten ſich, die Augen wurden mir erſchreckend fremd, die Hände ſtürzten ſich wie verzweifelte Elternhände auf winzige Punkte dieſes langen Bildes, und Worte entſtürzten ekſtatiſch, fanatiſch dieſen Mündern, deren Lippen ſich kußhaft erwärmt voneinander löſten, und ich erbebte vor dem Geheimnis Heimat, als ich nun vernahm, daß Wladimir und Mußja ein anderes Ruſſiſch plötzlich ſprachen, als alle Jahre zuvor, mit fremder Betonung, mit nie vernommenem Rhythmus: Kinderjahre-Ruſſiſch, Gymnaſiaſten-Ruſſiſch, Jünglings- und Mädchen-Ruſſiſch, Geheimbund-Ruſſiſch, Schwarzen Meeres, ſüßen Klimas, blauen Himmels, unſäglicher Früchteglut, feuerbrünſtiger Gärtenblütezeit wiedergefundene Sprache der Heimat Jalta.

„Seht!“ ſagte Boris zuweilen zitternd und wies auf eine Stelle mit ſeinem Greiſenfinger ehrfürchtig und ſtolz, und ſie ſchauten, und wenn Wladimir, der Mann, in ernſtem Wiedererkennen nickte, das Mädchen ſchrie, völlig Kind geworden, wie über Geſchenke begeiſtert:

„Ach, das Zarenſchloß! Ach, das Mädchengymnaſium! Ach, das Bad des Großfürſten Michael! Die Annakirche! Der Brunnen des Märtyrers! Die Kathedrale, ach, mein Gott!“

Einmal rief ſie auch: „Sehen Sie nur! Sehen Sie doch!“ Und es konnte wohl klingen, als gälte der Anruf mir, doch ſie blickte nicht auf, blieb ja den Herrlichkeiten verfeſſelt, die ich niemals geſehen hatte; nicht mich, nicht mich meinte ſie, ſondern alle Völker der Erde, die das Unglück hatten, nicht Ruſſen zu ſein: „Ihr Armen ſeht doch, wie Rußland herrlich iſt, und Jalta, die Unvergleichliche.“

„Die breite Marmortreppe," ſagte Wladimir prahlend, als habe er ſelber ſie dem Zaren erbaut. „Vom Portal bis an den Strand hinab, und noch bis ins Meer hinein mit drei Stufen!"

„Sechshundertdreiundzwanzig Stufen im ganzen," rief Mußja mit Schulmädchenſtimme.

„Zwanzig Abſätze," ſprach der Alte, „auf jedem ein marmorner Löwe, ſo hoch wie drei Georgier. Von den Schiffen aus ſah man ſie noch, wenn ſchon die Häuſer verſchwammen.

„Und überall Dahlienbüſche mannshoch und Oleander!" rief Mußja.

„Ja," ſprach ſpöttiſch und verfinſtert Wladimir, „wo iſt der Zar?"

Boris ſtreichelte über das ganze Bild, über alle dieſe verlogene Architektur, die den Weſteuropäern nachgeäfft war, über alle Löwen, alle Blütenhäupter der Boskette, über die Fontänen und bis ins dunkelgrüne Meer, und mit dieſer alten Kaufmannshand glättete er auch von dannen alle Schimpfnamen, Knutenhiebe und Flintenſchüſſe der Verfolgungen und verzieh alles und allen, in einer grenzenloſen Sehnſucht nach dieſer Stadt, dieſem Himmel, dieſer Luft und ſolchen Gärten!

„Ihr werdet nach Paläſtina wandern, wie?" fragte er leiſe.

Der Mann antwortete nicht, aber Mußja warf ihre Stirn auf die Kapitaliſten- und Großfürſtenvillen des überblühten Steilſtrandes, verkrampfte die Hände in den glühvollen Trauben der Weinberge, beſchwemmte den Himmel mit ihrem ſchwarzen Haar und ſchrie:

„Ich nicht, Vater, ich gehe wieder nach Jalta."

„Wenn die Erde wieder ruhig iſt," antwortete Boris, ſtand auf und trug die Bilder fort.

„Ach, Sie wiſſen nicht," klagte Mußja zu mir, „wie ſchön es iſt! Er weiß es ja auch, der Wladimir, aber er iſt zu eitel, er wird es nicht geſtehen."

Da trat der Vater lebhaft, wie von einem Entſchluſſe kräftig glutdurchgoſſen, wieder ein. „Gib Tee, Murotſchka," befahl er. Dann begann er zu rauchen, und hierauf erzählte er vom Untergange der geliebten Stadt. Ihm erzähle ich es in meiner Weiſe nach:

Der Kommandant, den Frankreich und England bezahlten, galt als gewaltiger General, denn er hielt die Krim von den Heeren der Bolſchewiki frei. Jeder hatte Vertrauen zu ihm und dem fremden Gelde. Kriegsſchiffe lagen im Hafen, Geſchütze wurden ausgeladen und ſogar Tanks. Es rührte die Menſchen in Jalta nicht, daß ſie mit fremdem Gelde vor Ruſſen ſich ſchützen ließen. Erſchoſſen wurde niemand, ruſſiſch wurde geredet, alles war gut. Das Leben war ein wenig teuer. Zweiunddreißigtauſend die Brille, ſiebzehnhundert ein Pfund Butter gauneriſch gewogen. Boris verkaufte aber auch zwölf ſilberne Löffel für hundertzwanzigtauſend Rubel. Noch ſechzigtauſend dazu, dann war es das Überfahrtsgeld nach Deutſchland. Er verkaufte Wladimirs Kinderſchuhe für zweitauſend, Sonjas wollenen Schal (Ach, hätte ich es nicht getan!) für achtzehnhundert. Er verdiente ſoviel, daß er auch wie ehedem ein Geſchäft über dem Schachſpiel vergeſſen durfte. Das Überfahrtsgeld lag bereit, in einem eiſernen Topf unter dem weißen Flieder-baum an der Gartenmauer; es lag zwei Jahre, drei Jahre, aber die Krim blieb frei, alles war gut.

Fürſten und Fürſtinnen wohnten in den Villen, unbeſchimpft fuhren ſie durch die Straßen. Das Motorboot des Kommandanten legte an der Marmortreppe an; Herren und Damen ſtiegen langſam den ungeheuren marmornen Katarakt empor. Frauen in Seide lehnten ſich an die Hälſe der Löwen und ſchauten aufs Meer. Boris ſchrieb vergeblich an ſeine Kinder, — kein Brief fand durch das verworrene Europa —: „Kommt, es iſt ſchön hier!“ Er trug noch einen guten Anzug, und nur die Schuhe waren ſchlecht. Zuletzt wickelte er Baſt um die Füße. Doch ſeine Orangenbäume trugen reichlich wie je, der Weinberg hatte ein gutes Jahr um das andere, und die Frau, die den Garten beſtellte, ſtahl nicht mehr, als ſie für ihren Magen nötig hatte.

Eines Tages hörte man in Jalta Kanonengemurr, ſelten nur, immer nur in den Pauſen der Strandkonzerte, und nur aus großer, großer Ferne. Niemand hatte Sorge. Es hieß, das ſeien die weittragenden franzöſiſchen Geſchütze, aber es waren die Batterien der Krimarmee, die ſchon den Rückzug des Kommandanten deckten. Zahlloſe Fiſcherfahrzeuge liefen plötzlich, wie neugierig, den hellen Strand an und warteten. Franzöſiſche Offiziere und Mannſchaften erſchienen häufig im Hafen und traten herriſch auf. Die Kapellen der Strandcafés ſpielten noch immer, durch die Pauſen murrte deutlicher die Schlacht. Der Fürſt aus dem Zarenhauſe reiſte ab und nahm unüberſehbares Gepäck mit. Eines Nachts ſtiegen — es mochte nur zwanzig Werſt nördlich ſein — rote und grüne Leuchtkugeln angſtvoll, hilferuf-geſpenſtiſch unaufhörlich zwiſchen die Sterne der Sommernacht empor. Der Kommandant war geſchlagen, die franzöſiſchen

Panzerſchiffe ſchoſſen den Reſten ſeines Heeres den Weg zum Hafen frei. Jedes Boot hatte bis zum Borde Tiefgang. Die Bürger bettelten an den Schiffen, ſie wurden mit Kolben zurückgehämmert. Boris bot dreihunderttauſend Rubel vergeblich an, man nahm ihn nicht mit.

Nun waren die Cafés fürchterlich ſtumm. Die Bläſer vergruben ihre Inſtrumente in den Kellern, die Geiger ſargten ihre Violinen ein, und ſie verſteckten ſich vor den Bolſchewiken, weil ſie ſo lange fröhlich geweſen waren und Genüßlingen gedient hatten. Der Sargtiſchler verbarg ſein Mehl und den Speckvorrat in einem Kinderſarg, weil Bolſchewiki Kinderſärge nicht verlangen. Die Juden jammerten in den Synagogen. Die Läden wurden geſchloſſen, die Kleider wurden verſteckt und Lumpen auf den Leib getan, auf daß man den Fürchterlichen bettlig erſcheine. Manche ſogen ihr Backenrund in den Mund hinein und hielten es zwiſchen den Zähnen feſt, um hohlwangig auszuſehen, und ein fetter, reicher Mann ſtarb wahrlich vor Todesangſt.

Die ſchrägen Qualmfahnen der fliehenden Schiffe ruhten noch über dem Meer in der Ferne und zerlöſten ſich langſam im Blau, das durch die ſchreckliche Verwandlung der irdiſchen Umſtände nicht erſchüttert war. Dieſe Abſchiedszeichen ſahen die Gemeindevertreter durch die hohen Fenſter des Saales, in dem ſie ſich zu geheimer Beratung verſammelten. Man rechnete damit, daß die Bolſchewiken ſieben- oder achthundert Bourgeois würden erſchießen laſſen, und es galt eine Liſte aufzuſtellen. Das wurde eine grauenvolle Liſte, kalligraphiſch geſchrieben, pedantiſch rubriziert, nach Stand, Vermögen, Religion und politiſchem Bekenntnis; eine Liſte der Todesangſt,

der Niedertracht, des Brotneides, der Eifersucht, der Denunziation. Es stand kein Gemeindevertreter auf dieser Liste, aber von Nummer 1 bis 436 war jede Nummer ein reicher Jude, dann folgten ehemalige Offiziere, Juristen, Lehrer und Intellektuelle minderer Art. Es fand sich kein armer Mann auf diesen Blättern, man machte den neuen Gewalthabern Zugeständnisse, man fügte sich in ihre Weltanschauung, man gedachte die Liste auf samtnem Kissen dem roten General zu überreichen, man wollte ihn mit dem Worte Genosse anreden. Hierauf schlichen die Gemeindevertreter in ihre Häuser heim, und die Hoffnung, sich gerettet zu haben, war mächtiger als die Scham.

Die rote Armee rückte ein, lichtlos und klanglos, schlecht uniformiert. Die Offiziere ohne Anmut und ohne Silber. Die Augen ernst, ohne Roheit, die Münder bitter, ohne Wölfischkeit, die Hände hager und stark, doch ohne Erwürgergriff. Die Bürger wagten nicht laut zu reden, und noch hinter den Wänden ihrer Häuser flüsterten sie nur. Mütter erstickten mit angstvollen Händen das Greinen ihrer ahnungslosen Windelkleinen. Niemand getraute sich mehr üppig in Federbetten zu schlafen, auf glatte Bretter legten sich die Verwöhntesten; nur dem Soldaten, den man ins Quartier erhielt, bot man kriecherisch ein Federbett an, das letzte, das einzige, so log man stammelnd; das, in dem bis heute das kranke Großmütterchen geschlafen, aber die Bezüge seien schon gewaschen und in dieser Sonne da draußen, Genosse, seien sie flink getrocknet!

Der General stieg die Mamortreppe zur Zarenvilla hinauf. Er lehnte sich einmal an einen Löwen und sah

zum Meer hinab. Die Bürger ſchielten durch die Luken der flachen Dächer und ſchauten dieſem jungen Mann nach, der Jalta erobert hatte, der viel zu jung war für einen ſo hohen Poſten, und der ſchon Tauſende hatte erſchießen laſſen.

Er fand Seife aus Moskauer Friedensfabriken und badete in warmem Waſſer. Er beſchäumte ſich mit ſüß duftendem Seifengiſcht und vergrub das Geſicht in ſeinen eigenen nackten, hageren Armen wie verliebt, und er ſchlief im Bett des Zaren, die Fenſter waren weit geöffnet, die Stadt war ſtill, wie geſtorben. Er kannte ſolche Stille ſchon, aber er kannte dieſe Süße der Lüfte nicht, die ihn müde und froh machten wie nie zuvor.

Am nächſten Tage kroch die Gemeindevertretung vor ihn, um Opfer anzubieten, aber er hörte ſie kaum an, er bat nur um ein Raſiermeſſer. Dies brachte ihm der Älteſte in ſklaviſcher Eile. Der General machte ſich glatt und ſtreichelte ſein fremdgewordenes Geſicht. Die Friſeure und Barbiere von Jalta erfuhren davon, atmeten auf, hielten ihn für einen Gönner und öffneten als erſte ihre Läden. Alle Bolſchewiken wurden umſonſt raſiert, geſalbt und gelockt. Die Soldaten ließen dieſe ſanfte Sorgfalt über ſich ergehen und lächelten ganz menſchlich. Dann ſaßen ſie in Scharen am Strande und badeten ihre Füße. Unter dem Schmutz furunkelten alte, ſchlecht geheilte Wunden. Sie tauchten die Füße ins Meer und ließen die lauen Tropfen wie Öl herniederſchmelzen. Viele lagerten ſich auf den Stufen der Löwentreppe, faul, eidechſiſch träumend, Hände hinter dem Kopf, Knie hochgeſteilt, der Sonne verfallen.

Sie fragten nach Tabak, und man ſchwor, daß die

Armee des französischen verdammten Kommandanten alles requiriert habe. Ein Händler aber wagte sich dennoch die Treppe hinauf, kramte Zigaretten hervor, verlangte einen wahnwitzigen Wucherpreis und wurde ins Meer geworfen. Die Mörder aber lagen und rauchten, und viele sammelten sich um sie und schnoberten in die duftenden Wölkchen. Eine Deputation trat vor den General.

Er redete sehr schlicht und gut mit den Soldaten. „Wenn wir erst plündern, Genossen," so sagte er, „verstecken die Bourgeois alles, und der Tabak verfault und wird stinkig. Am Ende gibt es nichts mehr hier, und wir müssen fort; aber denkt nur, wie warm es hier ist! Es gibt keinen Winter!"

„Wir wollen," schlug ein Soldat vor, „fünfhundert erschießen, die andern sind dann gehorsam und brav."

„Aber wenn sie alles gegeben haben," sagte ein anderer, „sitzen wir da. Der General hat recht."

„Ich will ja nur den Winter mit euch hier verleben," sagte der General und trat ans Fenster. Er zeigte weit hinaus und ließ die dürre Hand in der weichen Luft schwimmen. „Schön?" lächelte er, „versucht nur einmal!"

Manche taten es ihm nach. Sie wurden mundfaul und unschlüssig, sehnten sich ins Freie, wo die Sonne schien.

„Und was für Betten wir hier haben," sprach einer. „Die Bourgeois schlafen auf der Erde."

„Ich denke, der General wird alles schon machen!"

Damit gingen sie. Der General verzichtete auf die siebenhundert Toten, aber er schrieb bestimmte Preise für die Soldaten vor. „Untereinander," so sagte er humorvoll, „mögt ihr euch auspowern, soviel ihr wollt!" Er

ließ ſogar die bisherige Verwaltung in Amt und Rechten, weil er zu träge war, um ärgerlich zu neuern. „Alles kommt mit der Zeit, Genoſſen!“ lächelte er die erſchütterten Bürger an. Sie wußten nicht, wie dieſer Mann zu deuten war. Einer ſchlug vor, ihm fünf Millionen zu offerieren, um ihn für immer liebenswürdig zu erhalten, aber der alte Boris warnte ſie. Er war der Meinung, dieſe Milde ſei eine Art Krankheit. Der Mördergeneral ſei von Jalta ein wenig betrunken, ſonſt nichts.

Der General ging die Treppe hinunter und warf Trauben und Orangen und Feigen unter ſeine Leute. „Das iſt doch etwas zum Eſſen,“ rief er lachend den Männern der verſchneiten Gouvernements des Nordens zu. „Ihr dürft pflücken, los!“ Doch wurden am gleichen Abend ſieben Soldaten erſchoſſen, weil ſie Orangenbäumchen ausgeriſſen hatten. Daraufhin wuchs das Vertrauen. Nächſten Tages öffneten ſich neunzehn Geſchäfte, wiederum am nächſten die übrigen alle, und am dritten Tage ſodann ſpielten die Kapellen in allen Cafés die Operettenmuſik der Weſteuropäer. Die Bolſchewiken lagerten ſich tierhaft beglückt um das betörende Tongeſchwirre, und Frauen gingen weich an ihnen vorüber.

„Auch ihr ſeid Ruſſen,“ ſagten die Soldaten zu ihnen, „kommt, Täubchen, wir haben Federbetten im Quartier!“

Der General ging durch alle Räume des Schloſſes und buchſtabierte in Büchern und alten Zeitungen. Nachts konnte er nicht ſchlafen, ſo warm war der Wind, der vom Meere kam. Durch den Park taumelte er wie betrunken, in Rhododendronblütenballen biß er hinein. Er ſang kleine Lieder für ſich ſelber und betrachtete poetiſch die nahen Sterne. Öfter auch ging er durch die ſchönen,

aufgewachten Straßen und kehrte in den Cafés ein. Doch hatte er vor den Frauen wegen seines einfachen Rockes Scham. Er sehnte sich heimlich ein wenig nach zaristischer Ordnung, nach Ansehen, Ehre, Silber an den Achseln, ein wenig Silber. Er wollte niemandem Gewalt antun, freundlich zu seinen Untergebenen sein, aber sie sollten doch aufstehen, wenn er das Café betrat, sie sollten doch ein wenig leiser reden, ihn ein wenig auszeichnen. Welche Frau konnte ihn denn als General erkennen? Er gab sich sehr still und ernst, damit man ihn wenigstens an seiner Haltung erkenne und ihn hochachte.

Dem Zentralkomitee meldete er Lügen über brutale Durchführung aller erforderlichen Maßnahmen. Den Soldaten aber verstand er einzureden: „Jalta ist unsere Stadt! Ausruhen müssen wir endlich einmal," sagte er träumerisch zu ihnen, und sie schnauften erregt und sehnsuchtsvoll, und der Gedanke, fort zu sollen, machte sie zu Mördern. Doch es kam ein Regierungskommissar zum General und war höchst unzufrieden. Der General erschoß ihn nachts im Garten. Unter Oleander, Flieder und Orangen vergrub er auch den zweiten Sendboten, dann aber rückte eine Division gegen Jalta. Der General rief die Stadt zur selbständigen Republik aus und entzündete die Soldaten zu unerhörtem Widerstand. Die Bourgeois warfen ihnen Blumen zu, als sie siegreich zurückkehrten. Der Führer aber glaubte nicht mehr an die Dauer seines wahnsinnigen Südentraumes. Anna Konstantinowna zog zu ihm ins Schloß und wollte ihn verlocken zu entfliehen nach Genf, nach Paris, mit ihr dort zu wohnen, bis die Erde wieder stille werde. „Sie wird nicht mehr still," sagte er und blieb.

Boris witterte den Untergang. Er reiſte ab, gerade als die rote Armee wieder vor Jalta ſtand, und während die Küſte entſchwand, hörte er immer Geſchützfeuer. Aus dunkelgrüner Unbeſtimmtheit glühte die Marmortreppe noch lange zu ihm herüber. Bis plötzlich Rauch emporſpie aus der Gegend, wo Jalta blühte. In Konſtantinopel erfuhr er, was geſchehen war. Die Stadt zerſtört, die Löwen ins Meer geworfen, der General gehängt, von den meuternden Truppen jeder zweite erſchoſſen. Die Begnadigten ſtellten ihr Anſehen durch fürchterliche Roheit wieder her. — —

„Niemand wird Jalta mehr aufbauen," ſagte Wladimir faſt höhniſch. „Es iſt wirtſchaftlich unmöglich. Auch Weſteuropa könnte es nicht." Sein Hohn war nur gemacht; er wollte nur nicht, daß es ihm ergehe, wie dem Kinde Mußja, das ganz durchſchüttert weinte und ſchrie.

„Es wird wieder aufgebaut werden," ſprach Boris feierlich, „denn ſie können den Marmor zerſchießen, aber nicht den Himmel und dieſe Erde, wo Feigen, Wein und Orangen gedeihen. Und immer werden die Menſchen dort bauen, weil es dort ſchön iſt!"

Wladimir zuckte die Schultern und raufte die Hand durch den ſchwarzen Bart. Boris ſenkte die weißen Haare ſeines Alters, das zu hoffen noch nicht zu kalt war, über Mußja und tröſtete ſie:

„Wir werden nach Jalta ziehen, Murotſchka, die Erde wird wieder ſtille werden!"

Die Athleten

Der Abend wandelte die grelle Hitze in eine wunderſame tröſtende Lauheit, und da ſchritten viele Hunderte durch die breite Straße, die zum Flußpark hinabging. Die Straßenbahnen hatten offene Wagen, und über dem Trittbrett, das ihrer ganzen Länge entlang lief, wehten in dem zarten Abendluftzug die hellen Kleider der Frauen. Die vielen Geſpräche und das Geräuſch der tauſend Füße rauſchten miteinander verſponnen, undeutbar in die Höhe und beſpannen die ganze Breite zwiſchen den hohen Häuſerreihen mit murrendem und zitterndem Geflecht.

Auf dieſe Straße hinunter blickte Lola Diderot, die Pianiſtin, und war voller Melancholie. Dies war ein ſpieleriſcher Zuſtand, und er verwölkte ihre Seele nicht, ſondern bedämmerte ſie nur voller Wohltat und Güte.

Als es vollends dunkel war, ging ſie dennoch nicht in ihr Zimmer, denn es begann unten im Wirtshaus ein gewaltiger Geſang. Sie lehnte ſich träge zurück, ſo daß die dunkelfeurige Kreſſe der grünen Balkonkäſten gerade aus ihren Haaren herausblühte, und fühlte ein erfriſchendes Entzücken über den mannhaften und ſchrecklichen Geſang. Gänzlich fehlte dieſer Darbietung die kleinlich-brave Schulung der Geſangvereine, und es war in dieſer Tonart auch nicht der platte muſikaliſche Schmiß ſtudentiſcher Froheit, ſondern es war ein rhythmiſcher Radau, es raſaunte eine gefährliche löwenhafte Kraft darin, die ſich nur mühſam bändigen ließ, und manche Stimme, insbeſondere ein Baß, ſchlug gewalttätig über die Zeilen-

länge hinaus und ließ ſich prachtvoll in der Einſamkeit ſchweben, gleich einer von berſtens-nah geſpannten Muskeln emporgehaltenen Zentnerkugel.

Um dieſe Stunde waren die Geſpräche und die Schritte faſt völlig verſchollen, und die Sterne ſtanden über einer nur flüſternden Abendſtadt edel und zart. Die Muſiken ferner Gartenkonzerte waren fein über dem geballten Dunkel des Parks und wurden formlos ſchön beim Lauſchen, wie Geräuſch eines unruhvoll giſchtenden und in der Unruhe noch ſteten Wehres.

Das Fräulein ſpürte die Zentnerkugeln. Sie liebte die Gewalt der muſikaliſchen Barbaren, und in der empfindſamen Gerührtheit dieſes ſchönen Abends wurde es ihr nicht ſchwer, mit der Wahrheitskraft einer Halluzination zu erleben: wie dieſe Zentnerkugeln, von Rieſen emporgehalten und emporgeworfen, von unbeirrbarer Energie gefügig gemacht wie hauch-nachgiebige Seifenblaſen, ſtiegen, ſtiegen, bis in die Höhe ihres Balkones ſtiegen, dann niederfielen in ihren ſeidenen Schoß und dort ſich lagerten als eine ſonderbare, ſchwere und erregende Fracht.

Sie lächelte und legte die Hände kleinmädchenhaft, faſt ſchüchtern in den Schoß. Und läutete ihr Fräulein herbei und befahl der Staunenden, unten im Wirtshaus Bier zu holen und ſich beiläufig nach den Sängern zu erkundigen.

Da erfuhr ſie, daß ein Athletenklub verſammelt ſei und den Geburtstag Gottfried Balks, des Meiſterringers, begehe. Dieſe Männer tränken, ſo berichtete das Fräulein, nur Wein und ſäßen ſpaßeshalber in ihren Trikots im Vereinszimmer.

Lola Diderot hüllte einen Schal über ſich und blieb vor dem Bier ſitzen und lauſchte. Es wurden Reden gehalten, aber nur ihre Emphaſe war vernehmlich, die Worte blieben undeutbar.

Gottfried Balk feierte ſeinen achtundzwanzigſten Geburtstag. Er trug das ſchwarzgelbe Trikot, das man von ſeinen Siegen her kannte. In lorbeernem Oval zu ſeinen Häupten brannte eine ziegelrote Schrift. Als er ſich erhob, um eine Rede zu halten, wurde die Schrift gänzlich von ſeinem gewaltigen Schädel verdeckt, und umkränzend zur Rechten und Linken des glühenden Geſichts blieb nur der Lorbeer. Er ſah gebieteriſch aus.

„Kollegen," ſprach er in prachtvoll gebändigtem Stolz, „als ich Juni vierzehn in Paris antrat und Franzoſen, Ruſſen, Schweden und Schweizer wie Laternenpfähle umlegte (bravo, haha!), da ahnte ich freilich nicht, daß ich fünf Jahre beinahe als Soldat würde leben müſſen."

„Als Küchengefreiter," rief Kowalsky.

„Brachgelegt als Küchengefreiter, jawohl," ſagte Balk voller Finſternis.

„Uns allen, Kollegen, hat der Krieg fürchterlich geſchadet! Unſere Kräfte lagen ungebraucht, unſere Technik war Kinderei gegen Granaten und Gas, vor der rohen techniſchen Kraft lagen wir auf Knien, ſozuſagen auf Knien, wie kleine Kinder! Kollegen, ihr wißt, daß Broll, der Weltmeiſter von 1912, durch eine Fliegerbombe fiel, und Töpler, der Weltmeiſter von zehn und dreizehn an einem Bauchſchuß verreckte, elend verreckte! Kollegen, gedenken wir auch heute ihrer, erheben Sie ſich von den Plätzen!"

Gewaltig ſtanden die vierzehn Athleten auf. Ihre

Brüſte wölbten ſich wie Weiberbuſen ſchier unter den Trikots. Sie legten die rechte Hand ergriffen an ihre Gläſer, und die Linke legten ſie, wie ſie es vom Beruf her gewöhnt waren, anmutig kraftvoll auf ihre Rücken. Ihre kurzgeſchorenen dicken Köpfe wurden ſtarr wie Klötze, und die Augen verſteinten vor Pathos.

„Ich danke," ſagte Gottfried Balk, und als ſie ſich geſetzt hatten, fuhr er gedämpften Grolles fort: „Wir waren lahmgelegt, aber jetzt — — —"

Er hielt inne, ſchaute umher wie in gewaltigem Saale, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und brüllte: „Jetzt ſind wir frei!!"

Auf ſeinem Oberarm krallte ſich eine tätowierte Fauſt um einen tätowierten Hals, und dieſer Oberarm ſtand eine Weile marmorn-regungslos im weißen Gaslicht, und nach dem Worte frei erfolgte eine ſolche Stille, daß übrig blieben und geſpenſtiſch tönten: nur das Geſurr der angebrochenen, in Weißglut vibrierenden Glühſtrümpfe und das Pochen eines Fliegenkopfes gegen das ſchwarzbepunktete Milchglas der Lampenglocke.

„Jetzt können wir es ihnen zeigen," knirſchte er aus dieſer geladenen Stille, „jetzt können wir den Endkampf erledigen, jetzt folgt der letzte Akt des Krieges, jetzt wird erſt abgepfiffen, wenn London, Paris und Rom im Sande liegen, ich werde ſie fordern, ich werde ſie werfen, ſo wahr ich Balk heiße, und ſo wahr mich die heutige Nummer von ‚Sport und Kraft' den Abgott der Männer und Frauen nennt."

Er ſchlug ſich dröhnend gegen die Bruſt.

Aber Auguſt Kowalsky ſagte wie beiläufig: „Hier ſitzen wohl gar Nationaliſten am Tiſch!"

Balk begriff, er begriff Kowalsky schon seit acht Wochen: „Ich soll sagen: ‚Entschuldigen Sie?‘ wenn ich den Pariser werfe, was?“

„Ob du ihn auch wirfst?“ fragte Kowalsky höhnisch, „Fimmel hast du, das muß man sagen.“

„Dir wird das Trikot platzen, Kowalsky; Neid macht korpulent!“

So fing ein Streit an, den keiner beschwichtigen konnte. Lola Diderot hörte Gebrüll, sie stand steil im Entsetzen. Sie hörte auch den scharfen Schrei, den Kowalsky ausstieß, bevor er vernichtet zusammenbrach, dann sah sie Polizei erscheinen und wartete in ungeheurer Erregung.

Der Beamte sprach gebieterisch: Balk beleidigte ihn, er pfiff ihm ins Gesicht.

„Ich fordere Sie auf, das Lokal zu verlassen,“ sprach der Beamte.

„Wer, Sie?“ fragte Balk und machte eine Bewegung, als wolle er die Hände in die Hosentaschen stecken.

Kowalsky war erwacht und sprach aus voller Seele: „Balk!“

Balk leuchtete ihn kameradschaftlich an. Kowalsky erhob sich, rieb sich die Hände und sprach: „Mit dem Polizeistaat ist es aus, mein lieber Mann!“

Dann gebrauchte er ein Schimpfwort, und als er verhaftet werden sollte, hob Balk den Polizisten und warf ihn durch die Tür. Noch während der Beamte lag, zog er die Signalpfeife. Eine Patrouille kam im Laufschritt. Antworten folgten dem Gepfiff von vielen Straßenecken.

„Wir kämpfen,“ sagte Balk, und die Ringkämpfer siegten. Die Polizisten lagen ohne Bewußtsein.

„Tot ist keiner, Gott sei Dank,“ sprach der Weltmeister

ernüchtert. Alle waren dumm und betäubt. Der Wirt ſtellte ſich laut jammernd vor die Tür, um ſchuldlos zu erſcheinen. Militärpatrouillen rückten an.

Da trat Lola Diderot ſchlank und fein und fröſtelnd unter ihrem Schal herein und befahl raſch: „Kommen Sie mir, bitte, nach!“ und ſie führte die Männer in ihre Wohnung, während das Fräulein die Hoftür aufſchloß, um falſchen Fluchtweg vorzutäuſchen. Dann ſtand die Pianiſtin oben an der Tür und lauſchte, und in einem großen Halbkreis hinter ihr, in der Diele mit den weißen Möbeln, ſtanden alle Athleten und waren ganz ſtumm. Nur wenn ihre aufgewühlten Brüſte ſich hoben, gab es ein Geräuſch wie von entferntem Gewälz.

Die Verfolger kletterten über die Hofmauer, und Lola Diderot wandte ſich lächelnd und ſagte: „Bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Da erkannten die Männer, daß ſie im Trikot waren, und ſchämten ſich, und manche hielten ſogar ihre Hände täppiſch vor den Schoß.

Balk verneigte ſich und ſprach ſchwülſtig: „Sie ſind unſere Retterin, meine Dame, wir ſind Ihnen äußerſt verbunden. Es iſt uns nur peinlich, daß wir in dieſem Aufzuge — — —,“ ſchloß er verlegen.

„Oh, bitte ſehr,“ ſprach die Künſtlerin, doch ſie errötete. Sie erkannte die Groteske und vermochte nicht zu lachen.

„Es iſt immerhin peinlich,“ ſagte Balk, und ſeine Stimme zitterte ſo ſehr, daß jeder es hören konnte.

Lola Diderot rief ihr Fräulein, das kichernd herantrat, und gab ihr auf, die Kleider der Herren heranſchaffen zu laſſen. Die Athleten waren erlöſt, als das Mädchen

zwiſchen ihnen ſtand, warfen Blicke und ſtrichen ſich unbefangener die Bärte. Balk aber achtete dieſes Mädchens nicht, ſondern ſchaute immer auf Lola Diderot, ehrfürchtig und kühn zugleich.

Sie ſaß im Salon, als ſich die Athleten in der Diele ankleideten, und ſie hörte ihr verhaltenes Lachen, das wie eine Schuljungenfröhlichkeit war. Beim Abſchied bot Kowalsky der Pianiſtin eine Dauerfreikarte für das Apollotheater an.

„Du wirſt wohl nicht auftreten können," ſagte Balk, „denn man wird dich wahrſcheinlich einſperren, mein Lieber," und er war bleich vor Eiferſucht.

„Dich daneben," ſagte Kowalsky. „Wie?" rief Lola erſchrocken. „Mich auch," lachte er überlaut, um ihr jede Sorge um ihn zu nehmen, als habe er etwa Furcht und leide. Dann reichte er ihr die Hand und ſah ſie bedeutſam an; ſie lächelte ſehr ſanft. Die Athleten gingen auf Zehenſpitzen hinab. Balk aber ſchlich vorſichtig wieder hinauf. Er war ſicher, daß die Dame ihn an der Tür erwarten würde. Er wartete eine halbe Stunde und konnte es nicht faſſen, daß alles ſtill und finſter blieb.

Stromabenteuer

Es kam ein Sommer, unter dem der Strom verſchrumpfte. Der Dampferverkehr wurde eingeſtellt, und der weiße Lack der Sonnendächer auf den Schiffen kochte in Blaſen. Stromauf und ſtromab ſtank es nach Teer. Die Hobelſpäne der Werften

waren von gieriger Heißluft zitternd überwabert. Die Chauſſee, die längs dem Fluſſe lief, war zermahlener Kalk, und ihr Mehlgewölk puderte die Uferbüſche grau.

Mit den Köpfen im Schatten der Gebüſche, mit den Leibern roſafarben und indianerbraun im Licht, lagen Hunderte von Städtern an allen Buhnen dahin, viele Kilometer aufwärts und abwärts der Stadt. In der Gelbgrüne der lauen Flut ſchimmerten Rücken, Arme zuckten grell, blanke Augen ſtanden faſt weiß in den gerõteten Geſichtern der Schwimmer. Seidene Kappen der Frauen überbrannten noch alles Helle. Mitten im Fluß leckten Sandbänke in lüſterner Lichtbegierde nahe an den Spiegel. Dort ruhten die des Übermutes Müden aus; gefallſüchtige Jünglinge mit guter Figur ſtellten ſich napoleoniſch-bronzen, ſteil ins Geleucht, und Mädchen hockten, umkränzten ſich mit ſchönen Armen, die vor den Knien mit gefalteten Händen ſich ſchloſſen, und neigten die Häupter rückwärts, ſo daß die Geſichter in ekſtatiſcher Willfährigkeit der Sonne ergeben waren.

Unermüdlich aber, ſchwalbenhaft flitzend, flogen fröhliche Schreie und Gelächter von Ufer zu Ufer, und idiotiſche Juhus ſtiegen kerzengrade in die Bläue und ſchwebten lange. Mädchennamen wurden überſchwenglich gerufen, zumeiſt ſolche, die im Volke gebräuchlich ſind, aber manchmal auch irgend ein ſeltener edler Name, aus grenzenlos ſeligem Munde, mit dem Trotz und Fanfarenſchall eines Befreiten, der ſeine Geliebte Tag um Tag und ſtundenlang und erhaben über den Bürger, ohne Gewänder anſchauen darf. Denn es war zu jener Zeit eine Tapferkeit der Sinne furchtlos emporgebrannt, über welche die Pfarrer und die Lehrer verzweifelten; und es

war damals die Begeiſterung der Umſtürze und Einſtürze da.

Eines Tages entfuhr dem violetten Dunkel des Domſchattens, der genau die Fahrtrinne des Stroms überdeckte, eine Gondel ins Licht hinein. Urſula Schmidt trieb ſie mit nachläſſigen Schlägen dahin. Die Sonne brach ihr vom Rücken her durch das heiße Haar, ſo daß ihr Antlitz ganz dunkel blieb, aber ein goldener Saum ihren Kopf umbrämte, feierlich faſt, und daß auch ihre Nackenlinie von Gold erſchien.

Als ſie zwiſchen den Buhnen dahinruderte, erſcholl ſogleich von beiden Ufern ein begeiſtertes Rufen. Hände wurden zu Schalltrichtern gefaltet, und die Vokale ihres Namens erklangen geläuthaft: „Urſula, Urſula!“

Es war gut zu vernehmen, ob ein Fabrikburſche oder ein Bureaumann oder ein Studierter ſie rief; wahrlich, ſie alle riefen, denn alle kannten ſie, und viele liebten ſie, und proletariſche Bluſenmänner und Doktoren ſagten ihr du.

Und wahrlich auch, ſie war die Herrin und die Dämonin dieſes Stroms.

Man ſagte, ſie ſei eine Malerin. Als ſie in Höhe der Buhne war, wo die Schüler der Akademie badeten, ſprangen Jünglinge ſteil empor und riefen und ſangen ihren Namen, und einige ſtürzten ſich in den Fluß und ſchwammen ihrem Kahne zu, um ihn zu umklammern, aber ſie ſchlug mit einer Gerte nach den Händen und ſprach: „Laßt mich in Frieden, ich habe etwas vor!“

Da lähmte Argwohn und Eiferſucht ſie alle, und keiner war kühn genug, dieſe Gondel zu feſſeln und Urſula Schmidt zu verhindern, daß ſie wiederum einem Abenteuer gradlinig, unbeirrbar und grauſam entgegenfuhr.

„Wer iſt denn wieder in Arbeit?“ fragte der Bildhauer hämiſch, aber da keiner etwas wußte, antworteten ſie: „Weiß der Teufel!“ Er aber fuhr fort: „Lehre mich einer die Weiber kennen! Ich durchſchaue auch die! Der Mona Liſa macht ſie das Lächeln nach, der Venus des Giorgione den Liebreiz, das alles läßt ſich machen; aber der Katharina von Rußland macht ſie das Feuer nicht nach. Sie iſt einfach kühl und keuſch!“

Und er ſpuckte Flußwaſſer aus und haßte ſie.

Urſula Schmidt ruderte gemächlich und hatte keinen Plan. Gelegentlich blies ſie ſich kühlend in die Hände und ſprach: „Es iſt ekelhaft, es iſt ekelhaft!“ und meinte damit das Leben insgeſamt. Ihre Augen ſchienen zornig, denn zur Verdroſſenheit war ſie zu jung. „Laßt mich doch in Frieden,“ rief ſie einmal und peitſchte den Mooſsſchlamm mit den Rudern, und ſie meinte alle Männer, die ihrer begehrten.

Zuweilen hob ſich aus der gewaltigen Ebene, die zu Seiten des Stromes, von ihm befruchtet, meilenweite Felder trug, irgend eine Schönheit; ein Baum ſtand einſam mit üppig-ſchwermütigem Wipfel vor ſtarkem Lichte, oder ein Fuhrwerk zog winzig in großer Ferne dahin, und eine kräftige Bauernfarbe ſaß dick auf goldener Erntefracht; oder es dunkelte am Ufer ſeltſam-feierlich behütet und umbuſcht eine Stelle, unter der eine große Fluttiefe ruhte, und alles ſah ſie in voller Schärfe, aber es blieb ein ſchulmäßiges Sehen an dieſem Tag, und keine Erſchütterung und Freude ward ihr dadurch zuteil, weil ſie Furcht und Sehnſucht hatte in dieſer Sommergüte, und weil ſie keinen Rat mehr wußte.

Kohlenkähne, lang und ſchwarz und ohne Regung,

lagen mit ſchweren Leibern im ſeichten Waſſer brach, und es kam kein Schlepper, ſie ſtromauf zu ſeilen. Aus kleinen Kajüten ſtieg ſchmutziger Rauch, der raſch in der Reinheit des Tages zerging. Kleine ſchwarze Pudel mit zornig emporſchnellenden Schwanzquaſten ſtanden auf den Decks und bellten kleinleuthaft und keiften gegen das ſchöne Mädchen. Die Schiffer lugten ſtruppig und idiotiſch vom Sechsundſechzig empor, das ſie mit ihren zerrackerten Weibern ſpielten, und auf allen Kähnen hing an Leinen karierte Wäſche zum Trocknen.

Auf dem Kahne der Kohlengroßhandlung Wolffſohn und Co. Nr. 36, „Ida“, ſaß Jakob Spielvogl, den Bugbalkenkopf zwiſchen den bedrillichten Beinen, und rauchte Buchenlaub. Er ſah die Gondel der Urſula Schmidt vom Punkt zum Tupfen und dann zur Schale werden, darin etwas Lichtes und Bluſiges ſaß, und er war von Sonne und vom Nichtstun ſo ſeligmüde, daß er auf nichts anderes verfiel, als dieſer Gondel ruhevoll entgegenzuſchauen.

Als Urſula nahe war, ſpürte ſie ſein ruhiges Herſchaun und erkannte, daß es ein hübſcher Mann war, mit ſchönen polniſchen Augen, und ſah auch mit Erſtaunen, welch ſchöne unverzwängte Füße der Barfüßer hatte.

„Ich werde bei Ihnen anlegen,“ ſagte ſie, „wenn Sie geſtatten.“

„Immerzu,“ antwortete er und blieb ſitzen.

Sie fuhr langſam am Kohlenkahn dahin, und er wußte lange Zeit nicht, ob ſie ſeinen Kahn beſtiegen oder nicht, denn lautlos war ſie herangeſchritten, vom Heck bis zur Kajüte, deren Tür nach hinten lag, und ſtand ſchon drinnen, als er noch ſaß und langſam dachte.

Sie ſtand betroffen, denn dieſer Raum war ſtubenhaft, und ſie war ihm ſogleich gut, als umhege er Tröſtung. Tiſch und Schrank und ein unordentliches Bett ſtanden darin, auch zwei dreibeinige Hocker und ein Herd; und auf einem Wandbrett lagerte ein wenig Geſchirr.

Urſula lächelte.

Sie ſuchte im Schrank und fand in einer Blechbüchſe Bohnenkaffee und war verwundert, denn in jenen Tagen war er eine Sache der Reichen. Auch fand ſie eine gläſerne Doſe mit weißen Zuckerwürfeln und einen angeſchnittenen Laib hellen Brotes. Da mahlte ſie Kaffee, die Mühle zwiſchen den Knien, und gedachte ihrer Mutter, der verwitweten Frau Rat, welche oftmals gemahnt hatte: „Der Menſch lebt nicht von der Kunſt allein, er braucht auch ein ſicheres Haus!“

Als ein ſtarker und kräftigender Duft von Kaffee die Kajüte füllte, lachte Urſula und ſprach: „Reſtlos glücklich!“

Dann bereitete ſie Jakob Spielvogls Bett, dann fegte ſie ſogar den Fußboden und warf den Kehricht zum Ochſenauge hinaus, das golderfüllt von Sonne auf den Fluß ſchaute. Sie blickte dem Staube nach, der träge vom Strome entführt ward. Als ſie den Kopf zurückzog, ſtieß der meſſingne Verſchlußhaken an ihr ſchwarzes Haar, und während ſie es vor dem kleinen Taſchenſpiegel ordnete, der an der Wand hing, trat Spielvogl herein, der ſich endlich gewundert hatte, wo das Fräulein verblieben ſei, und ſtand erſchüttert, weil nun ein Weib mit ihrem Weſen ſeine Bude erfüllte wie eine mächtige Flut.

„Ich habe Kaffee gekocht,“ ſagte Urſula, „wir können anfangen.“

„Das Meſſer habe ich hier," ſprach er und ſchämte ſich, weil es beim Aufklappen unſauber war.

Doch ſie reinigte es an der Tiſchkante und ſchnitt Brot.

„Ich habe auch Butter, Fräulein," ſagte er aufgeregt. „Ich hänge ſie immer ins Waſſer in einem Faß!"

Er galoppierte den Kahn entlang, und unter ſeinen nackten Füßen erbebte ſanft das warme Bohlenholz, und Urſula vernahm es.

Als er wiedergekehrt war und ſich geſetzt hatte, ſagte er ſtark: „So gemütlich habe ich es wirklich ſchon lange nicht gehabt."

„Haben Sie denn keine Frau? Alle Schiffer ſind verheiratet."

„Wir leben nicht gut miteinander. Sie heißt Ida, der Kahn heißt nach ihr. Leider Gottes iſt ſie drei Jahre älter als ich, das tut nie gut."

„Ich kann es mir denken," ſagte ſie weiſe und teilnahmsvoll.

„Ja, ja," ſeufzte er.

„Ich habe auch ſchon meine Enttäuſchungen hinter mir," erzählte ſie ſehr nachdenklich, „ich war vor zwei Jahren verlobt. In Hildesheim!"

„In Hildesheim," ſprach er ehrfürchtig.

„Ein ganz feiner Herr, mein Bräutigam," ſo fuhr ſie fort, „aber zu zart für mich, zu artig, gar zu geleckt."

Spielvogl lachte zuverſichtlich und rief: „Schlapp!"

„Ganz recht, ſchlapp," antwortete ſie traurig. „Wir ſind entlobt, aber denken Sie nur, heut ſchreibt er mir dieſen Brief hier und will mich wieder haben!"

Sie legte einen Brief auf den Tiſch; Spielvogl wagte nicht, ihn zu berühren.

„Und werden Sie ihn nehmen?“ fragte er erregt.

„Ach Gott,“ ſagte ſie, „meine Mutter will es haben. Geld haben wir keins oder nicht viel, es iſt ſchon ziemlich verſtudiert. Ich bin doch Malerin, und leben muß man doch ſchließlich.“

„Verdienen die Maler nicht gut?“ fragte er ſchwer.

„Nein, die von meiner Art nicht; ich male Menſchen, alte Burgen, geſtrandete Schiffe und ſo etwas.“

„Ach ſo,“ ſagte er hoffnungslos.

„Aber ich will nicht heiraten, verſtehen Sie, ich bin nicht dafür, ich will herumſtrolchen wie jetzt, mit allen möglichen Männern ſpazieren gehen, und das würde er mir nie erlauben.“

Er pfiff durch die Zähne und ſagte: „Eiferſucht?“

„Ja, Eiferſucht! Dumm, nicht?“

Er zog nur die Augenbrauen hoch.

Sie ſchwiegen eine Weile, und erſt als ſie ihm wieder Kaffee eingoß, ſprach er vorſichtig: „Dabei können Sie doch alles, was eine Frau können muß. Sogar das Bett haben Sie mir gemacht!“

Sie lächelte und antwortete: „Ich hatte ſo ein Bedürfnis danach!“ und er ſah ſie unſicher an und errötete. Bald hiernach verabſchiedete ſie ſich. Er gab ihr Butter und Zucker mit. Als ihre Gondel ſchon abgeſtoßen war, rief ſie plötzlich: „Wie heißen Sie denn? Das hätte ich nun beinahe vergeſſen!“

„Spielvogl,“ rief er.

„Und mit dem Vornamen?“

„Jakob!“

Sie nickte ihm zu. Da erſt ſchrie er: „Und Sie, und Sie, Fräulein?“

„Urſula Schmidt, ſagen Sie aber ruhig Urſel, ſo ſagen alle zu mir.“

Er wurde bei dieſer Bemerkung ein wenig eiferſüchtig und erwog auch, ob ſie nicht vielleicht verrückt ſei.

Urſula fuhr Tag um Tag zu Jakob Spielvogl hinaus. Sie brachte gläſerne Schalen für Zucker und Butter und eine bunte Tiſchdecke. Sie ſchenkte ihm auch eine Glasmalerei, die vor das Ochſenauge gehängt wurde, und am Ende malte ſie ihn ſelbſt. Er hatte öfter Luſt, ſie zu küſſen oder ſie zu bitten: bleibe zur Nacht bei mir, aber er wagte es niemals.

Nach einer Woche begann es ſachte zu regnen, und er fragte bange: „Wenn es regnet, werden Sie wohl nicht mehr kommen?“

„Ich habe einen Gummimantel,“ antwortete ſie.

„Aber wenn es regnet,“ fuhr er voller Schwere fort, „ſteigt der Fluß und wir legen los.“

Sie erſchrak ſehr und fragte leiſe: „Sie fahren doch nur ſehr langſam, nicht wahr?“

„Langſam ſchon, langſam ſchon,“ erwiderte er und ſeine Stimme war ſelber langſam wie ein befrachteter Kahn, „aber immerhin geht's weiter fort, und mit der Gondel kommen Sie nicht nach.“

„Ich komme mit der Bahn eine Strecke herauf.“

Er ſaß ſteif und feierlich erglüht. Plötzlich löſte es ſich heiß aus ihm: „Ich laſſe mich ſcheiden, wenn Sie mich nehmen. Es wird ſicher gehen.“

„Das iſt ein ſehr großer Schritt,“ ſagte ſie ernſt.

„Sie könnten malen, ſoviel Sie wollen, und die Wirtſchaft iſt ja nicht groß.“

„Ich muß noch drüber nachdenken,“ antwortete ſie ſanft.

Aber als ſie diesmal in die Stadt zurückkehrte, war ihr einſtiger Bräutigam ſchon da und erwartete ſie.

Urſula entſchloß ſich in einer Abgeſtorbenheit der ganzen Seele, ihn zu heiraten. Sie fuhr nicht mehr zur „Ida“ hinaus, und an einem Sonnabend fuhren ſie im Automobil zum Standesamt. Sie war bleich und ohne Troſt.

„Karl,“ ſprach ſie, „können wir es nicht ſo machen, daß wir miteinander leben, aber nicht geradezu heiraten?“

„Ich bitte dich,“ rief er, „ſei nicht derartig unberechenbar!“

„Gott, Gott,“ klagte ſie hoffnungslos wie ein kleines Mädchen. „Es iſt unmöglich, daß ich mit einem einzigen Manne zufrieden bin. Davor habe ich nur Angſt!“

„Urſula,“ ſchrie er, „muß ich fürchten, habe ich Grund, zu fürchten — — —?“

„Nein,“ ſagte ſie.

Da ſprach er geſänftigt: „Das gibt ſich alles wieder. Es ſteht auch wiſſenſchaftlich feſt, daß die Frauen keineswegs ſehr ſinnlich ſind. Du irrſt dich in dir ſelber, Urſula!“

Sie ſprang auf und ſchrie: „Halten, halten!“ Und ſprang dann hinaus und eilte wie eine Diebin. Lange verſteckte ſie ſich in einem Hauſe, bis ſie ſicher war, daß man ſie nicht mehr finde. Am gleichen Tage noch fuhr ſie mit der Strombahn ſechs Stationen weit ſtromauf und wanderte dann am Ufer entlang, kilometerweit an Kohlenkähnen vorüber. Als ſie den Kahn „Ida“ erreicht hatte, war Jakob Spielvogl nicht zu ſehen. Sie rief ihn, da hörte er ſofort und ſtieg wie ein Entſetzter erbleicht an Deck.

Er konnte nichts ſagen, machte ſeinen Kahn los und holte ſie zu ſich. Bis zum Winter blieb ſie bei ihm.

Chaos

Kurz nach ein Uhr, grade als in der hoch-heißen Sonne alles zu gewaltigſter Helle geſteigert war, traten die Gymnaſiaſtinnen aus ihrem alten Schulhauſe, und mit ihnen ſchwang ein Schaum von Licht in das ſachliche Triebwerk der Straße. Noch ihr Geſchwätz war wie voll Licht, und auch die Häßlichen hatten das Helle der Jugend. Drei oder vier der Erwachſenen blieben in Debatte ſtehen. Auf ſie ſprang Dorothea Bregge zu, die Tochter des Sternwartendirektors. Da wurden die Mädchen verſtört, ſpornten haſtig ihre Abſchiedsſätze und machten ſich davon, anmutlos und ohne Höflichkeit, denn ſie fürchteten den peinlichen und ſchamloſen Anruf Dorotheas, der beinahe täglich wiederkehrte: „Du, ich komme zu euch zum Mittageſſen!“ — Doch Eliſabeth wartete, nur hob ſie beſchwichtigend die Hand, als wie ein Poliziſt die Bregge ihren rechten Arm anpackte und ihren unbequemen Kehrreim heftig, rückſichtslos, ſprudelig herausſchrie.

„Schön,“ ſagte Eliſabeth, „es gibt aber nur Reis mit Backobſt. Ißt du das gern?“ — „Alles iſt mir gleich, Hauptſache ich kriege was! Nach Hauſe gehe ich nicht! Sieh mal, wie ſie ſich beeilen, die Gänſe, die Puten, die Backfiſche, die Prinzeſſinnen! Genierſt du dich auch, weil

meine Schuhe wieder nicht geputzt ſind?“ — „Es hat ja geſtern geregnet,“ lächelte Eliſabeth; „man kann meinen, du kämſt vom Wandern!“ — Die Bregge lachte mit lauter Häßlichkeit: „Aber wenn es nicht geregnet hätte, dann wäre es dir auch peinlich, geſteh es doch!“ — „Geputzte Schuhe ſind entſchieden ſchöner!“ — „Aber wenn man kein Dienſtmädchen hat, wie wir zum Beiſpiel? Wenn eine Mutter verrückt iſt vor Eiferſucht, wie meine zum Beiſpiel? Würdeſt du dir die Schuhe ſelber putzen?“ — „Ja, aus Eitelkeit!“ — „Du, ja, du! Bei meinen Füßen iſt es aber egal,“ ſchrie Dorothea. „Ich bin Peſſimiſtin!“ — „Du biſt doch verlobt, du als einzige aus der ganzen Klaſſe!“ antwortete Eliſabeth. — „Das nennt ihr verlobt? So ein Unſinn! Er wird mich nicht heiraten, er geht mit mir, weil er mich braucht. Ich bin ſein Halt, ſonſt würde er verlumpen. Ich kann andre ſo moraliſch machen! Aber was ſollte er an mir lieben? Hab ich denn etwas dazu? Hier: Geſicht, Arme, Buſen, ja Buſen! Iſt da etwas?“ — „Du mußt nicht ſo laut ſprechen, es iſt mir unangenehm, Dodo.“ — Die Bregge lachte. — „Ich hätte Luſt, einmal in einer öffentlichen Verſammlung irgend etwas zu ſagen, daß alle ſchreien müßten vor Zorn: dieſe Jugend, dieſe Jugend!“ — „Ich bin mehr für die Formen,“ ſagte Eliſabeth. — „Für welche Formen? Soll das ein Witz ſein? Für deine Formen biſt du? Ja, du biſt ſchön! Mathematik haſt du doch nur um deiner Formen willen genügend, denn wiſſen, wiſſen tuſt du nichts! Männer dürften überhaupt nicht bei uns unterrichten, ſie müſſen doch, ſie müſſen ſich in uns verlieben, das heißt in euch! Mich haſſen ſie, weil ich nicht ſchön bin, und daß ich was weiß,

ärgert sie scheußlich. Einer Häßlichen gönnen sie das nicht."

„Reis mit Backobst!" unterbrach Elisabeth. „Reden wir von etwas anderem!"

„Bloß noch eins," schrie die Bregge. „Meinst du etwa, wir küssen uns viel? Überhaupt nie, ich halte darauf!"

„Ich habe darüber nicht nachgedacht."

Dorothea war nicht sehr froh, daß sie grade dieses schöne Mädchen gepackt hatte. Das Haus der Löns war zu weiß, ihr Vater zu vornehm, ihre Mutter zu sanft, ihr Bruder zu gut gekleidet, das Dienstmädchen zu zofig, das Tischgespräch zu leidenschaftsbar, das ganze Haus zu still. Stimmen hörte man in diesem Hause durch mehrere Zimmer hindurch, so still war es da. Zu viele Teppiche lagen da gebreitet, Menschen schritten unhörbar, standen unvermutet-leibhaftig da, großäugig und höflich, dienstbereit und mit gütigen Anreden. In diesem Hause mußte man sich sehr schämen, wenn man jemand war, der gerne schrie und stritt. Dieses Haus wäre eingestürzt, wenn die Tochter zur Muttter gesagt hätte: „Schrei mich nicht an, du Verrückte!" — Dieses Haus im Garten mußte beben, wenn Dorothea, die so etwas zu wagen lästerlich gewohnt war, eintrat; die Teppiche mußten sich wie lebendige Tiere kräuseln unter ihren Füßen, die schon einmal gestoßen hatten nach der Mutter; mußten sich angewidert zurückziehen vor diesen gemeinen Schuhen.

Doch man tat hier, als sei es eine große Ehre, Dorothea zu Gaste zu haben. Sie machte höhnische Augen vor Scham, klirrte mit dem Besteck, befleckte das Tischtuch, war geblendet vor der fürchterlich reinlichen Weiße

ſo unerhörter Leinwand, und plötzlich ſchimpfte ſie gegen die Monarchie, um zu verletzen, um dieſe Porzellanmenſchen zum Klirren zu bringen. Aber Herr Löns ſagte: „Sie haben ſehr recht, Fräulein Dorothea, wenn der Monarch kein Führer iſt, dann ſoll er anderwärts ein ehrlicheres Brot verdienen gehen.“ — Das Mädchen ſah ihn an, wie ſie manchmal ihren Vater anſah, bigotter Anbetung voll. — „Wenn unſre Lehrer doch wie die Väter wären,“ ſchrie ſie, „wie unſre beiden, Eliſabeth!“

Später waren ſie oben in Eliſabeths Zimmer. Die Freundin holte Hefte und Bücher, aber auch eine kriſtallene Schale mit Zigaretten brachte ſie herbei. — „Das paßt fein,“ ſagte Dodo und ſchnoberte in den ſüßen Duft. Eliſabeth überließ ſich lächelnder Trägheit. Die Stille des Hauſes hockte wie ein Götze im Garten. Über die Möbel ſchwadete lautlos der Sonnenſtaub, und Eliſabeth gähnte. Dorothea ſah ihr auf den Mund und wünſchte ihn zu küſſen. Um ſich zu verhärten, lachte ſie und kommandierte: „Machen wir Mathematik!“ — „Ach ja,“ ſeufzte Eliſabeth trunken von Mittäglichkeit, „ich muß ja.“ — Sie ordnete Hefte, öffnete, ſchlug zu, blätterte, ſpielte mit den Händen im heißen Leuchten. Dann ſprach ſie lächelnd: „Du ſagſt, Männer ſollten uns nicht unterrichten, aber ſchlimmer iſt es doch, wenn ſo eine wie die alte dürre Schmidt Literatur gibt und von Romeo und Julia erzählt und auch ganz ahnungslos verrät, daß die Julia kaum fünfzehn alt war! Und wir, wir ſind bald achtzehn. Was hat ſie erlebt, und was erleben wir! Wir lernen den Binomius!“ (So nannten die Gymnaſiaſtinnen den binomiſchen Lehrſatz.) — „Du wirſt ja gradezu revolutionär,“ ſpottete Dodo. — „Mich

ekelt grade Mathematik ſo ſehr an," ſprach Eliſabeth, aber ſprach es ohne Wut, nur in vornehmer Melancholie. — „Eine Tragödie wirſt du deswegen nicht gleich erleben, Eliſabeth, nicht wahr?" — „Nein!" — Dorothea ſah dieſes ſchöne Weſen, das ſie im ſtillen die Hamburgerin nannte, weil ſie ſo blond, kühl, ſchlank und reich war, mit ſcheußlichem langen Blicke an. Und warf ein paar Worte plötzlich wie Steine gegen dieſes dumme Glas der Edelkeit:

„Weißt du ſchon, daß ich meine Mutter geſchlagen habe?"

„Ich wußte es nicht," ſagte Eliſabeth, und es ſah aus, als wiche ſie zurück, obwohl ſie doch ſaß und ſich nicht rührte. Dennoch: etwas wich zurück, entfernte ſich durch die Tapete, wollte nichts fürder wiſſen von einer ſolchen Freundin, mißgönnte ihr von nun an Backobſt mit Reis und dieſe wunderbaren Zigaretten und jeden Biſſen Brot und ließ eine Verbrecherin allein in einem fürchterlichen, ſtillen Hauſe.

„Ich wußte nur," ſagte Eliſabeth leiſe, „daß deine Eltern nicht glücklich miteinander ſind." — „Hat dich dein Vater ſchon einmal geſchlagen, Eliſabeth?" — „Ja, einmal, als ich ſieben Jahre alt war." — „Aber meiner, ſiehſt du, meiner hat mich niemals geſchlagen, aber meine Mutter hat er oft geſchlagen," ſchrie Dorothea wie im Triumph. — „Ach Gott, warum denn?" — „Ja, Gott, warum denn!" äffte Dorothea der Freundin nach. „Weil er ſie am liebſten ermorden möchte, weil ſie ſo dumm iſt, weil ſie nur verliebt ſein kann, wie mit achtzehn Jahren. Und keine Ehrfurcht vor ſeiner Arbeit hat ſie. Von Mathematik verſteht ſie nichts, aber Ehrfurcht müßte

ſie doch haben. In die Sternwarte klettert ſie rauf, neun Stiegen hoch, verliert die Puſte, weil ſie ſo dick vom Faulſein iſt, und hat noch gar keinen Atem, da keift ſie ſchon los: Biſt du noch da? Ich dachte, du ſeieſt wieder im Wirtshaus und ſpielteſt und betränkeſt dich, Wilhelm! — Der Vater hat zwei Kometen entdeckt, die nach ihm heißen," rief ſie ekſtatiſch. „Ich verſtehe ſchon, daß gerade er was entdeckt. Er beißt ſich in den Himmel hinein, ſo ein Komet bleibt ihm zwiſchen den Zähnen hängen. Haſt du mal geſehen, was für herrliche Zähne er hat? Keiner fehlt ihm. Vater iſt ſchön! Er hat ganz recht, ganz recht! Er ſoll auch zu vernünftigeren Frauen gehen, wenn er Luſt hat." — „Warum läßt er ſich nicht ſcheiden," flüſterte Eliſabeth.

Da weinte Dorothea übergangslos in hellen Tränenſtürzen ohne Halt.

„Es iſt ſo lächerlich," klagte ſie mutlos. „Ich denke, er hat Angſt vor der Schande. So ein Unſinn! Aber er ſtammt von ganz einfachen Leuten und war früher fromm. Er ſollte doch einmal Prieſter werden." — „Deine Mutter tut mir aber doch auch leid," ſagte Eliſabeth nach langem Schweigen. Die Bregge fuhr katzig gegen ſie an. — „Du weißt wohl nicht, warum ich euch niemals zu uns einlade? Weil es ſo häßlich bei uns iſt. Das kann ſich überhaupt niemand denken!"

Nun warf ſie den Kopf büßeriſch auf den Tiſch, vermauerte ſich mit ihren Armen und ſchrie. Ihre Gelenke zitterten. Ihr zerfranſtes Waſchkleid bebte von den Pulsſtößen. Wie eine Bettlerin lag ſie. Die Bluſe unter den Achſeln war zerriſſen, und ein wenig Haut war ſichtbar. Dieſer Anblick dieſes Fleckchens Haut

rührte Eliſabeth am gewaltigſten, und auch ſie mußte weinen.

„Das Waſchbecken nicht ausgegoſſen, die Betten nicht gemacht, die Gardinen in Fetzen, die Laken grau, die Bilder ſchief, der Spiegel zerſchlagen von einem Stiefelwurf, die Stube nicht gekehrt, die Waſchfrau immer falſch beſtellt, das Eſſen nicht fertig, am Sonnabend nichts eingekauft für den Sonntag. Und ſie, ſie, ſie ſitzt da und fühlt ſich am Ende noch wohl im Dreck. Und Dienſtmädchen dürfen nicht herein, der Vater könnte ſonſt zu ihnen gehen! Aber das iſt nicht wahr, das iſt nicht wahr. Ich habe ihn gefragt. Er ſagte zu mir: Dodo, laſſe dich nicht vergiften!“ — Sie hämmerte auf den Kopf, ſie klagte und klagte an.

„Weißt du, was ich täte?“ fragte Eliſabeth totbleich. Aber Dorothea ſchien auf ihre Weisheit nicht begierig zu ſein. Sie regte ſich nicht, doch das Beben war geglättet, die Tränen waren ſchon abendregenhaft. Endlich wagte Eliſabeth mühſam atmend das Ungeheure zu ſagen:

„Ich würde verſuchen, zur Mutter gut zu ſein!“

Da ruhte Dodo Bregge wie geſtorben. Nun erſt war ſie völlig ſtill, und wenn ſie noch weinte, ſo war es wie Taufall. — „Gut ſein,“ fragte ſie endlich aus dem Unterirdiſchen empor. — „Ja, ihr helfen! Eimer ausgießen, Stube kehren, einkaufen gehen!“ — „Aus Sittlichkeit gut ſein,“ fragte wieder die wiſſensverſchmachtende Stimme. — „Ich weiß nicht, warum,“ antwortete Eliſabeth angſtvoll. „Vielleicht nur aus Sauberkeit! Ich weiß nicht, warum!“

„Wahrhaftigen Gott,“ ſagte Dorothea feierlich, „wahr-

haftigen Gott," obwohl ſie ſein Daſein hohnlachend widerlegen konnte, wenn es ihr Spaß machte.

„Willſt du?" rief Eliſabeth.

„Ja, beſtimmt!"

Sie lief fort, ſprang auf die Straßenbahn, zitterte in Fröſten, ſprang aus voller Fahrt ab, lief ihrem Hauſe zu, ſchloß auf, ſtürzte zur Mutter nicht hinein, ſondern räumte in der Küche auf, kochte Waſſer auf Gas, wuſch Teller ab, ſcheuerte uralt-fäulnis-ekle Töpfe mit Aſche aus, erglühte in Arbeitsheldiſchkeit und dachte bei jeder Arbeit an zehn künftige ſchon: an Fenſterputzen, Vorhangflicken, Dieleſcheuern. Den Wachstuchbezug des Tiſches beſchwemmte ſie mit heißem Waſſer. Ringförmige, kruſtige Spuren von Töpfen zerſchmolzen in dieſer Flut. Eingealterte Flecken löſten ſich. Ungeheuer Helles tauchte aus dem Spülicht wunderbar empor, Hellblaues und Schneeweißes, ein albernes Schachbrettmuſter ohne Makel, aber zum hochheiligen Sinnbild wurde es in dieſer Minute, und das Mädchen weinte vor Frömmigkeit.

„Was tuſt du hier, Kind," ſprach plötzlich die hohe und kraftloſe Stimme der Mutter, und ſie machte eine Gebärde, als höbe ſie das Lorgnon vor die ſchwachen Augen, aber es war verlegt, wer weiß wohin. — „Was tuſt du hier," fragte ſie nochmals und ſtand geziert da, als ekle ſie ſich des Unrats und des Arbeitsdampfes, obwohl ſie doch ſelber unordentlich daſtand, in der Morgenjacke jetzt um die ſiebente Stunde des Nachmittags. — „Kind," ſchrie ſie ſchrill empört, „deine Mutter fragt dich, die dich mit Schmerzen geboren hat!"

Dodo wandte ſich erſchrocken um. Sie ſtieß den Kopf nach vorn, als ſchlucke ſie Schweres. Einen Stein der

Wut zwang ſie hinab. — „Ich mache ein wenig ſauber hier," ſprach ſie wie voll Demut. — „Oh, das ſoll ein Vorwurf ſein," ſchrie die Frau. „Welch ein Kind! Wo iſt dein Vater? Suche deinen Vater! Dein Vater iſt ein Herumtreiber!" — „Ich weiß," ſagte Dodo ohne Ton. — „Ah, du weißt, du weißt! Ich habe dich gefangen, du haſt dich verraten. Ich will wiſſen, was du weißt." — „Ich weiß es, weil du es doch ſchon oft geſagt haſt!" — „Ach ſo," ſprach die Mutter verzweifelt. „Genaueres weißt du auch nicht?" — Und ſie ging verzweifelt.

Dodo deckte einen Abendbrottiſch auf weißem Tuch. Sie plante ſogar ein paar Blumen zu kaufen, doch dieſen Gedanken verwarf ſie als Kitſch. „Nicht zuviel," ſprach ſie zu ſich ſelber. „Nicht zu pathetiſch, dann wird es zu falſch!" Als ſie in die Stube hineinrief: „Bitte, Mutter, der Tiſch iſt bereit," ſprach Frau Bregge ungerührt und nicht begreifend, was ſich in dem Mädchen begab, mit dünnem Tone: „So iſt es recht!" — Aber ſie kamen nicht einmal dazu, ſich an den Tiſch zu ſetzen, denn ein Bote aus dem Sanatorium des Geheimrats Fröhlich rief Fräulein Dorothea Bregge eiligſt zu ihrem ſehr ſchwer erkrankten Vater. Dieſen fürchterlichen Ballen Grauſen trug ſie nicht allein. — „Dem Vater iſt etwas paſſiert," ſchrie ſie. — Sie fuhren beide hin, doch die Mutter wurde nicht vorgelaſſen, und während Dodo an der Leiche ihres Vaters brüllend, hoffnungslos verfiel, kreiſchte draußen Frau Bregge: „Er läßt mich nicht an ſein Sterbebett, der Brutale, der Fürchterliche!" — —

Dodo kämpfte mit Eliſabeth Löns, die den Satz verfocht: „Jetzt erſt recht!" — „Es lohnt ſich nicht, es lohnt ſich nicht," ſchrie Dodo. — „Jetzt erſt recht!" — Wiederum:

„Es lohnt ſich nicht!“ — „Jetzt erſt recht!“ — Und wiederum, wiederum, wiederum, Himmel, Hölle, Wahnwitz, Vernunft, Rachſucht und Heiligengüte willſelig, kreiſchend, ſingend, wüſten Geknäules ſtundenlang durch dieſe arme Seele, bis am Ende orgelhaft gewaltig Dorothea dieſes fühlte: Ich will gut ſein!

Und ſie ging heim, um zu ihrer Mutter gut zu ſein. Aber als ſie in die Stube trat, ſah ſie etwas ſo Fürchterliches, daß ſie, zur Flucht unfähig, auf der Stelle qualvoll wurzelnd wie eine Säule, immer nur ſtierte:

Denn ihre ſchwammige Mutter war geſpenſtiſch gewachſen, hoch, hoch. Mit nackten Schultern und nackten Armen ſaß ſie auf einem gewaltig hohen Berge. Ach, kein Berg, nur ein Haufen Gerümpel, aber dennoch, dennoch ein Berg, höher als Zimmer, Haus, Sternwarte und Dom; bis zum Himmel ein Berg Gerümpel: Waſchbottich, Spiegel, Gardinenſtangen, aufgeblätterte Werke Goethes, Wäſchehaufen, Schuhe, Papierkorb, Aſchenbecher, Briefbeſchwerer, eine Petroleumlampe, Newton in der engliſchen ſchönen Ausgabe, gerollter Bettvorleger aus buntem Stroh, Stifters Studien, ein Weihnachtsgeſchenk der Eliſabeth Löns; Morgenerwachen von Schwind in dummen Farben, ein Gummiſchwamm, ein eiſernes Waſchgeſtell, liegend, ſtehend, geworfen, geſchoben, gelehnt, geſtapelt, geſtreut, geſchüttet, getrümmert — — Gerümpel, Gerümpel, Gerümpel, und hoch, hoch auf dem Bergesgipfel die Mutter in Vaters Schreibtiſchſeſſel mit dem herausquellenden Polſterfüllſel, den Schoß voll Briefen und Photographien.

„Ich habe es entdeckt,“ ſagte ſie faſt heiter. „Er iſt entlarvt, er war mir untreu!“

Da warf ſich Dodo über allen Unrat hin, als wollte ſie ſich drin erſäufen.

„Die Witwenpenſion iſt klein,“ ſagte die Mutter eingebildeten Tones, weil ſie ſich ſo ſachlich und lebensklug wußte, wie nie zuvor; „wir müſſen eine kleinere Wohnung nehmen. Ich habe inzwiſchen alles zum Aufladen zuſammengeräumt.“

Dodo horchte zum Gipfel hinauf. — „Ach, Mutter,“ ſchluchzte ſie plötzlich, „ſterben wir doch! Ich mache das Gas auf!“

„Kind, Kind!“ flüſtert die Frau wie in Verzückung und ſieht das Mädchen begeiſtert an. Sie weiß mit einem Male, ſie hat da oben auf dem Berge den Tod geſucht, und Dodo hat ihn irgendwo da unten aufgeſtöbert. „Du biſt mein gutes und begabtes Kind, du haſt recht! Denk' nur, wieviel Arbeit wir uns erſparen. Was wäre noch alles zu tun! So furchtbar viel, ſolche Haufen, Haufen!“ — Dodo ſieht in dieſer Sekunde Hausrat, Unrat in gewaltigen Gebirgszügen luft- und himmelwürgend vor ſich. In unendlicher Angſt mahnt ſie: „Komm, komm, wir legen uns ins Bett!“ — „Siehſt du,“ ſagt die Mutter: „gut, daß ich ſie noch liegen ließ. Gib mir die Hand, es geht ſich ſo unſicher!“

Dodo reicht der Mutter die Hand zum Gipfel hinauf. Herab kommt ſie, Geröll toſt hernieder, und wie ſie ſo in die Tiefe kommt, wunderbar, wird ſie kleiner und kleiner und iſt im Tale nur ein kleines verweintes Weib, kleiner als das Mädchen. Dodo führt ſie ans Bett, und hinein ſchlüpft die Frau und vermummt ſich mit faſt lüſternem Gekicher. — „Jetzt, jetzt,“ lacht ſie. Dodo prüft Fenſter, Türen, dreht die Gasflamme aus, öffnet wieder

den Hahn, und dann trinkt ſie großäugig den ſüßen ſingenden Odem des Sterbens und läßt ſich hintenüber auf den Hang des Gerümpelberges gleiten.

Kataſtrophe im Hauſe Nachtigall

Seit drei Viertel acht Uhr ſtand Gottfried Donner im Torgewölbe des Bücherhauſes Nachtigall, und die unbeirrte Güte des Junimorgens, der in die halbhelle Kühle heiter hereinbrach, quälte ihn ſehr. Er wünſchte Regenwetter, kurze Tage, frühes Dämmern, dicke Nebel und vor allem lange Nächte. Das Gewicht ſeines gewaltigen Waſſerkopfes dünkte ihn heute ungewöhnlich ſchwer. Er glaubte zu wiſſen, daß ſein Schädelgewicht ſeit je vom Wetter abhängig ſei, und er drehte dem goldenen Lichte verdroſſen den breiten Rücken zu.

Aus dem Licht trat behende, geſchäftig erregt, zapplig die Roſa Koch, mit der langen Naſe, die ihr ganzes Antlitz unſchön machte. Auch ihre Figur war ſchlaff und ſchlecht, ihre Beine waren ſehr krumm, aber ihre Augen waren ſo ſonderbar und ſchön, daß jeder Ehrfurcht vor ihr haben mußte. Alle Morgen war ſie heiter, als ſolle der Tag ſie mit Freuden beſchütten, und erſt im Maße, wie die Sonne niederging, erloſchen auch Tag um Tag ihre Augen.

Sie erzählte ſehr lebhaft von dem Geiger, der Beethovens Violinkonzert geſtern abend wahrhaft religiös geſpielt habe.

„Ich verſtehe nichts von Muſik," ſagte Donner, „hören Sie auf!"

„Das iſt ganz beſtimmt ein Irrtum," antwortete ſie gefühlvoll, „von Muſik verſteht jeder etwas, ob er es weiß oder nicht. Wenn ich keine Muſik hätte, wäre ich ſchon geſtorben; ohne Beethoven und Bach gibt es einfach kein Leben."

„Wie mich ſo etwas wieder ärgern kann," ſprach er zornig, „ſo ein Schwindel, ſo ein frecher Gebrauch des Wortes Leben! Sie würden ganz beſtimmt ohne Beethoven leben! Leben heißt lebendig ſein, aber Sie machen wieder was ganz Nebelhaftes daraus!"

„Leben heißt mehr!" rief ſie begeiſtert.

„Na, Sie können mir ſchon glauben, Roſa," ſprach er leiſe und gurrte ein feines weiſes Lachen, wie ein ganz alter Mann. „Warum ſträuben Sie ſich gegen meinen Satz? Als ob lebendig ſein ſo was Minderwertiges wäre!"

Sie erſchrak und antwortete: „Sie haben recht, Donner, ich war ſentimental, ich war oberflächlich! Wir beide ſind ja ſchließlich doch die Unglücklichen und Schweren in dieſem Hauſe!"

„O Gott, o Gott," ſpottete er ſanft.

Fünf vor acht trat Herr von Sternberg, der Jüngling aus dem verarmten öſtereichiſchen Adel, ins Tor. Bücher unter dem Arm, Anzug vornehm, Geſtalt, Kopf, Haltung adlig, ein wenig zu melodiſch im Geſamtgebaren, auch ein wenig zu ſchön. Seit Oſtern war er im Bücherladen Dr. Nachtigalls.

Er reichte beiden die Hand ohne Kraftdruck, hauchhaft wie Seidenpapier. Donner drückte ſie ihm voller Perſi-

die und grinſte ſcheinheilig. Er blickte dem Kollegen auf den Mund, der vom Konzert wundervoll gebaute Sätze ſprach. Donner ſchätzte in dieſer Minute den Gewichtsdruck ſeines Kopfes auf dreißig bis vierzig Pfund. Es war ſchier unerträglich. Der ganze Zuſtand erklärte ſich durch den Haß, der ſich im Gehirn glutkugelhaft ballte.

„Der ‚Generalanzeiger' von heute morgen," ſagte Roſa zu Herrn Sternberg, „liegt auf Knien vor Ihrem Gedichtbuch."

„Ja," antwortete Sternberg, „er iſt ſehr liebenswürdig."

„Hier haben Sie das Blatt," ſprach Donner und reichte es ihm ungefüge hinüber.

„Danke," ſprach Sternberg, „ich erhalte alle Beſprechungen durch ein Ausſchneidebureau."

Ganz dicht vorm Schlage acht traf der oberſte Angeſtellte und Schlüſſelführer des Geſchäftes, Herr Steinkohl, ein, und neben ihm ſchritt Lydia Witt. Er ging ſchmal, ein wenig ſchmierig und ſtrahlend von einer dumm-galanten Salbaderei neben dem unſäglich ſchönen Mädchen. Sie war das Leihbibliotheksmädel und konnte in keiner Weiſe mit den eigentlichen Buchhändlergehilfen verglichen werden; ſie war ein leichtfertiges Ladenmädchen, ſie hatte keinen Geiſt nötig, und ſie hatte auch keinen. Jeden Morgen, wenn Gottfried Donner dieſes Mädchen ſah, ſprach er als eine Art Morgengebet: „Pfui Deiwel, du Tier!" So rettete er ſich notdürftig vor ihrer Schokoladenplakatſchönheit.

Lydia nickte allerſeits Grüße her und zeigte ihre Zähne. Ihre Haut war ſo ſchön, daß ſie unecht wirkte; ihr Antlitz ſo ſüß, daß es kitſchig war; ihre Locken ſo blond

und glühender Milde voll und schwer zu bändigen, daß es vielen sehr starken Menschen so erging: Überschwemme mich, Springflut, überschwemme mich! Ihre Brüste, ihre Hüften so, daß Vollblütige schrecklich überhitzt wurden und dann jäh erblichen. Ihre Beine in florenen Strümpfen so gemeißelt, daß ein begabter und abscheulich häßlicher Journalist dieser Stadt sich um ihretwillen für alle Zeiten beschimpft hatte und aus den Salons verjagt worden war. Sie hatte von Berufes wegen vielfach die hohe Leiter zu den Regalen hinanzusteigen, drum trug sie ihr Kleid kurz. Dr. Nachtigall, der nicht prüde war, hatte ihr eine bestimmte Kleiderlänge vorschreiben müssen. Sie trug auch die Arme immer nackt, und auch Hals und Nacken leuchteten ohne Verhüllung.

„Sagen Sie es noch einmal, Fräulein Lydia, wie heißt der Film?"

„Männer, die am Manne leiden," antwortete das Mädchen.

„Gut, daß ihre Stimme so außerordentlich idiotisch ist," sagte Donner zu Rosa Koch.

„Warum?" fragte sie.

„Weil ich mich sonst in sie verlieben würde, aber in Frauen mit Blechstimmen kann ich mich nicht verlieben!"

„Sie braucht ja bei der Liebe nicht zu reden," sagte sie errötend.

Lydia Witt wischte ihren linken Lackschuh an der rechten Wade ab. Fünf, sieben, neun junge Mädchen kamen rasch und schwitzend heran; die Damen vom Journallesezirkel, die zweite von der Leihbibliothek, das Tippfräulein, die Packerinnen. Ihr Eingang führte vom Hof ins Haus, sie mußten an den andern vorüber und grüßten

leicht-ſchnippiſch. Die Packerinnen waren am ſchönſten friſiert und rochen nach Parfüm. Steinkohl öffnete die eiſerne Außentür, dann die innere Glastür und ſagte, wie er es ſeit zwölf Jahren tat, ſachlich und gedankenlos: „Mit Gott.“

Es kam die ſtille Zeit von acht bis zehn; Donner war beim Ballen aus Leipzig, Roſa war bei einer Drei-Mark-Serie und ſchmökerte wie im Vorübergehen; ſie bemühte ſich, dienſtlich auszuſehen, aber ihr Mund war kindlich und voll Schwärmerei.

Lydia ſchwatzte auf der Schwelle zwiſchen Laden und hinteren Räumen mit dem Fräulein vom Leſezirkel; es ſammelten ſich auch noch die andern dahin, die Lichtloſen, wie Donner ſie nannte, weil ſie unter einem graugrünen Dach von dickem Drahtglas arbeiteten und alle bleichſüchtig waren. Sie kicherten. Lydia erklomm die Leiter. „Herr Donner,“ rief ſie ſüß, „bitte einen Augenblick.“

„Was wollen Sie denn?“ fragte er grob.

„Einen Augenblick, ich brauche einen Mann zum Helfen.“

Die Frauenzimmer kicherten, aber Donner mußte gehen. Er ging gewichtlos, ſein Kopf war leicht wie eine Seifenblaſe. Er ſchritt ohne Bewußtſein, ſonderbar ahnungsvoll.

„Sehen Sie einmal,“ rief ſie und ſtieg herab, bis ihre Füße in der Höhe ſeiner Schultern waren, und er hob den dicken Kopf, und ſie lächelte mit ihren elfenbeinernen Reklamezähnen und trat erſt mit dem rechten, ſodann mit dem linken Lackſtiefelfuß auf ſeine rechte Schulter. Mit den Händen hielt ſie ſich an der Sproſſe feſt.

„Sie ſind wohl blödſinnig geworden,“ ſchrie er.

„Bin ich ſchwer?“ fragte ſie.

„Ich trete auf die Seite, brechen Sie ſich den Hals meinethalben,“ ſprach er voll Qual.

„Ich halte mich feſt, Herr Donner.“

Die Lichtloſen lachten alle laut, auch Steinkohl mekkerte. Sternberg zog die Achſeln hoch und ſuchte irgendeinen Blick, der angewidert wäre, wie ſeiner. Aber Roſa Koch ſtand blaß und ſchaute wie entſetzt.

Gottfried Donner dachte plötzlich: Oh, es tut wohl, gedemütigt zu werden, oh, es tut wohl, gedemütigt zu werden! Und er ſchloß die Augen, und am Gekichere wärmte er ſich noch.

„Genug, Lydia,“ ſagte er dann ſanft. Sie trat zierlich auf die Leiter zurück. Er ging hinter den langen Büchertiſch, als ſei nichts geſchehen. Roſa Koch ſprach flüſternd zu ihm: „Was iſt das für eine göttliche Leiblichkeit! Wer ſo häßlich iſt wie ich, der dürfte überhaupt nicht leben!“

„Wie?“ ſagte er fahl. „Wie? Wer häßlich iſt, darf nicht leben?“

„Bei Männern ſpielt das keine ſo gewaltige Rolle,“ antwortete ſie.

„Sie meinen, bei uns macht's die Geſcheitheit?“ ſagte er ſchroff-verächtlich.

„Ja, ja,“ ſagte ſie. „Aber bei uns? Ich bin ziemlich klug, ach, ich möchte gerne dumm wie Lydia ſein, wenn ich — zu Ihnen kann ich's ja ſagen — wenn ich wenigſtens ſo hübſche Beine hätte wie ſie.“

„Warum können Sie das gerade zu mir ſagen?“

„Weil Sie ſtark und gut ſind!“ antwortete ſie voll Wärme.

„Nein, weil ich häßlich bin, deswegen," ſagte er.

„Warum hat ſich die Lydia eigentlich mich zu ihrem Witz ausgeſucht?" fragte er grüblerisch und voller Qual. „Warum nicht zum Beiſpiel den Sternberg?"

Ihr Geſicht verſchärfte ſich klug und ſie ſprach wichtig:

„Es könnte ſehr wohl ſein, daß Lydia gerade Sie liebt, Donner, weil Sie häßlich ſind! So etwas kommt häufig vor!"

„So, ſind die Weiber ſo?" ſpottete er.

„Ja, einige ganz beſtimmt."

Er lachte gänzlich überlegen: „Das will ich Ihnen noch ſagen, Klugheit iſt gar nichts, Schöpferiſchkeit iſt alles. Den Jüngling da ſehen Sie ſich an, den Kavalier Sternberg, ich nenne ihn nicht von Sternberg, der Adel iſt mir lächerlich!"

Roſa Koch ſah hinüber. Sternberg lehnte mit feiner Linie gegen das Stehpult und ſchrieb in das dicke Beſtellungsbuch.

„Wenn der meinen Waſſerkopf hätte," ſagte er roh, „und Ihre verunglückte Naſe, er wäre doch noch reich. So ſehr er mir zuwider iſt, der feine Hund, ſein Band Gedichte iſt etwas wert. Ich kann es gar nicht faſſen, daß ſo einer ſolche Gedichte ſchreiben kann."

In dieſem Augenblick trat Dr. Nachtigall ins Geſchäft, groß, ſchlank, klug und einſam. Er grüßte flüchtig, blickte zurückhaltend forſchend und ging in ſein Abteil. Um elf Uhr begann lebhafter Betrieb. Studenten, Frauen und Töchter kauften. Zu Herrn von Sternberg gingen alle ſchöngeiſtigen Weiber, zu Donner kamen ſogar die Männer nur zögernd. Er wirkte gänzlich als Bücherballenſchlepper und Lagerraumperſon. Dichter wurden bei ihm nicht

erfragt, er hatte ſeit dreizehn Monaten kein Lyrikbuch mehr verkauft, aber das Handbuch des Spediteurs, das Fachbuch über Ziegelbrennerei, und an feſtlichen Tagen ein Ingenieurtaſchenbuch, dies waren Werke, die man von Gottfried Donner verlangte. Daß er ſelber Gedichte ſchrieb, unzulängliche, ſchrecklicher Art, wußte nicht einmal Roſa Koch.

Sternbergs Mutter, fein und zart, kam in großer Erregung und brachte ihrem Sohn einen Brief. Er enthielt die Mitteilung, daß er den Goethepreis dieſes Jahres für ſein Gedichtbuch erhalten habe. Im Preisrichterkollegium ſaßen Deutſchlands fünf größte Dichter, ihr Haupt war Hermann Gräf.

„Nun iſt alles gut, nun iſt es gelungen," rief Sternberg. Seine Mutter bat ihn lächelnd: „Beherrſche dich," aber er rief: „Der Goethepreis!" ſo daß alle es hörten, und er hatte Tränen.

Roſa Koch ſchüttelte ihm beide Hände und ſchrie: „Ich freue mich aufrichtig!" Steinkohl gratulierte ihm und der Mutter, und er war voller Würde wie vor dem Chef. Donner ſetzte ſich auf das Fenſterbrett, weil ihm ſchwindelte. Er hatte vor einem Jahre Gedichte an Hermann Gräf geſchickt und nie eine Antwort erhalten. Roſa raſte durch das Geſchäft und ſchäumte die Nachricht überall hin, ſogar Lydien rief ſie es zu: „Sternberg hat den Goethepreis," und Lydia fragte: „Wieviel iſt es denn?" Roſa lief ſogar zu den Lichtloſen hin und ſchrie es dem Schreibmaſchinenfräulein durchs Getacke zu. Die ſagte: „Und wenn ſchon! Daß Ihnen nur nichts paſſiert!"

Donner lächelte verzweifelt, als er ſie ſah. Sie faßte

ihn an beiden Armen und ſprach von Herzen: „Jetzt nur nicht giftig ſein! Jetzt mitfreuen!“

„Ja, ja, ja!“ ſagte er müde und geduldig.

Dr. Nachtigall verließ ſein Abteil und beglückwünſchte Herrn von Sternberg als einen Gleichberechtigten. Der Preis betrug dreitauſend Mark. Der Dichter bat Herrn Nachtigall, ihn zu entlaſſen. Der Chef gewährte lächelnd.

Gegen zwei Uhr trat Hermann Gräf herein. Er wohnte im nahen Gebirge und war nur ſelten in der Stadt. Alle kannten ihn von Bildern her, alle hatten die Anſichtskarten, die ſeinen Kopf zeigten, zu Tauſenden ſchon verkauft.

„Ich bediene ihn nicht,“ grollte Gottfried Donner. „Gehen Sie nur!“

Roſa Koch ging mit wankenden Beinen und redete ihn als Herr Doktor an, denn er war Doctor honoris causa von elf Univerſitäten, und man erzählte ſich, daß er den Titel liebe. Gräf verlangte die Schachmeiſterpartien in der billigen Reclamausgabe. Sie hatte ſich noch nicht zum Gehen gewandt, da ſprach Hermann Gräf ganz betroffen: „Was ſind denn dort drüben für Bücher?“ und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Leihbücherei hinüber, wo Lydia Witt mit unvergleichlichen Beinen in der Mitte der Leiter ſtand. Das Publikum zerklaffte zum Spalier, als er herantrat.

„Was gibt es wohl hier für Romane,“ fragte er freundlich.

„Hier iſt die Leihbibliothek, mein Herr,“ antwortete Lydia.

„Darf ich mir da auch etwas nehmen?“ fragte er ſcherzhaft.

„Bitte, ja, aber ich muß Sie eintragen. Ihr Name, bitte?“

Man lachte ein bißchen und flüsterte. Der große Mann errötete ein wenig und sagte: „Ich bin also doch reichlich unbekannt. — Im übrigen, ich wollte Sie nur einmal anschauen, denn Sie erinnern mich lebhaftest an die Schauspielerin, die meine Lucie bei der Erstaufführung gab.“ Er reichte ihr die Hand und machte Augen wie ein Lebemann.

Rosa Koch biß sich in die Hand und stöhnte vor Gram. Abends fragte sie Gottfried, ob er sie begleiten wolle. Er lehnte ab. Sie lächelte trübe: „Ein ereignisreicher Tag heute bei uns.“

„Ja, ziemlich,“ sagte er.

Nächsten Tages fehlten Donner und Rosa im Geschäft, Sternberg war bereits nach Italien abgereist, Steinkohl hatte am Museumsplatz vergeblich auf Lydia Witt gewartet. Er schloß ärgerlich auf und sagte: „Mit Gott!“ Nur im Kontor waren Menschen, im Laden war er ganz allein und mußte bedienen.

Um neun Uhr kam eine Frau aus dem Hause Rosa Kochs und erzählte kreischend, daß sich das Fräulein aus unbekannten Gründen und sogar ohne Hinterlassung eines Zettels nachts vergiftet habe.

„Um Gottes willen, ich begreife nicht,“ sagte Steinkohl.

„Ja, daß sie gar nichts Schriftliches hinterlassen hat,“ sagte die Frau, „das wird doch für gewöhnlich gemacht.“

Um zehn Uhr kam Gottfried Donners Bruder, ein verheulter Junge.

„Was ist denn los," schrie Steinkohl ahnungsvoll.

„Er hat sich erschossen," brüllte der Junge und weinte auf die Broschüren. Steinkohl erbleichte und zog die Broschüren behutsam beiseite.

„Schon der zweite heut," sagte er völlig verstört.

Plötzlich schrie er rasend: „Fräulein Witt, wo ist die Witt? Um Gottes willen, wo ist die Witt?"

Doch ehe das Laufmädchen, das er ausgeschickt hatte, um in ihrer Wohnung nachzufragen, zurückgekommen war, trat Lydia herein. In einem köstlichen Gewande. Sie lächelte Herrn Steinkohl gemessen zu, dennoch mit einem winzigen Blinzeln.

„Ich bitte die Lebensbeschreibung von Hermann Gräf," sagte sie. „Ist sie vielleicht vorrätig?"

„Moment, gnädiges Fräulein," antwortete Steinkohl in schneidendem Hohne, auf den er sich verstand. „Bitte um Entschuldigung, das Personal fehlt größtenteils, zwei haben sich ermordet, einer hat den Goethepreis, und auch das Bibliotheksfräulein fehlt."

Großäugig riß Lydia den zarten Kopf empor: „Der Donner und die Koch? Ja, warum denn nur?"

„Die näheren Umstände entziehen sich unserer Kenntnis. Darf ich bitten? Fünf fünfzig."

Sie wollte seinen anmaßlichen Ton strafen nnd eine kleine Anspielung auf Hermann Gräf machen, der seit gestern abend ihr Geliebter war, der heut morgen schon Kleider für sie gekauft hatte, aber da trat Dr. Nachtigall ein, und sie verlor alle Keckheit und lief in Ladenmädchenfeigheit vor ihrem Chef davon.

Brigitte Florian

Brigitte Florian war verflucht von Anbeginn; eine unedle Urahnin war wieder Gestalt geworden in ihr. Ihre drei Schwestern hatten schmale Hände, anmutige Füße und gerade Nasen, und ihr Bruder war so schön, daß er zum Mädchenhelden wurde, sie aber hatte einen abscheulichen Kopf.

Ihr Haar war spärlich, ihre Zöpfe waren nur Schwänzlein; ihre Stirn war zu hoch, ihre Augen zu klein, und das Feuer ihrer Schwärze schien wie lächerlicher frecher Aufwand. Ihre Haut war unrein, und am häßlichsten war die Nase; niemandes Blick glitt von solchem Antlitz zum Körper hinab, und doch war er ebenmäßig und hold, und niemand achtete ihrer schönen Füße und ließ sich ergreifen vom weichen und starken Gang ihrer hohen Beine.

In einer rasch verfluchten Stunde der Begierde von alternden Eheleuten gezeugtes, mit Sorge erwartetes, mit Verdruß begrüßtes, fünftes, überflüssiges, störendes Kind! Als sie ganz winzig war, wurde ihr Name immer in häßlicher Nachbarschaft genannt neben teurem Fleisch, neben teurem Brot, neben dem unerschwinglichen Schulgeld, neben den Preisen für Kleider und Schuhe, immer Brigitte dicht neben Not und Nörgelei. Und als sie drei Jahre alt war, war sie nicht, wie alle dreijährigen Kinder sind: nicht reizend, nicht niedlich und nicht süß, sondern häßlich von Anbeginn, verflucht von Anbeginn. Aber sie war gespenstisch klug, eine Leichtlernerin, eine Gierige.

Ihren großen Bruder gelüstete es nie, sie von der

Schule abzuholen, wie die andern Schwestern, denn sie war nicht schön. Ihre Lehrer liebten sie nicht, lobten sie nur, zufrieden, kalt, unerregt. Häßlicher als alle andern war sie beim Abendmahl.

Als fünfzig weiße Mädchen, Reigen hinter Reigen, hochherrlich und erregt auf der oberen Altarstufe knieten und töricht-heilige Münder auftaten, um Wunderbrot zu empfangen, und als der Priester vor Brigitte Florian trat, wurde er unsicher in der glatten Gewöhnung seines Amtes, irrte wahrhaft bestürzt mit den Augen und dachte unheilig schrill, mitten im Mysterium der göttlichen Güte, an des Kindes häßliche Nase, die lächerlich und ärgerlich aus dem fromm emporgerichteten Antlitz, knollig-winzig, clownhaft emporstand.

Brigitte aber hatte mit geschlossenen Augen die Gnade genommen und brach unter ungeheurer süßer Trostlast erschüttert nieder, ein Lächeln auf dem blutlos gewordenen breiten Munde, und zum ersten Male siegreich über das Erbteil des fünften Kindes, denn wahrlich auch sie dachte in diesen Minuten Erlöser und heilige Inkarnation und häßliche Nase neben- und toll durcheinander und fühlte in sich strudeln: Kindheitsnot und Eitelkeit und Schmach und die ungezählten Mohnröten der Scham und peitschenstriemende Demütigungen und frische Schulmädchenrohheiten und fühlte als ein ekelhaftes Spülicht an die Kehle steigen den besinnungraubenden Unrat des Leides, dann aber, dann, als die Hostie ihren faden Oblatengeschmack wunderhaft in Würzigkeit, Säure und Glut frisch vergossenen Blutes verwandelte und so auf ihrer Zunge zerschmolz, da enthob sich dem Spülichttümpel unbemakelt, unbetrieften schönen Haares, klaräugig und so

gewichtlos wie Duft alles das, was hinter dem Katechismusschalle des Wortes Heiland unfaßbar für betende Hände bis zu dieser Stunde gewartet hatte, enthob sich, hob sich, segnete, küßte, brachte Lächeln und dem gewaltig aufgepflügten Kinde eine überschwengliche Aufgabe: Gut sein, Freundin werden, wunschlos werden, tüchtig werden, und diese Mission ward ohne Hochmut, in zerknirschter Dankbarkeit empfangen.

Brigitte sollte Lehrerin werden, weil sie gut lernte, und weil sie so häßlich war. Häßlich dürfen nicht sein die Sängerinnen, die Kellnerinnen, die Ladenfräuleins, und die Schaltermädchen des Postamts sollten es nicht einmal sein, aber Lehrerinnen dürfen es sein. Und Brigitte hörte mit unerbittlichen Ohren, daß ihre Mutter so dachte, und war gefügig.

Doch einmal sagte ein Kind der Übungsklasse, eines der Armleutekinder, an denen die Mädchen Pädagogik übten, „große Zehe" ins Ohr ihrer Nachbarin, und die schwindsüchtigen Proletarierkinder erröteten vor heimlichem Gelächter und sahen die Nase des Fräuleins an.

Brigitte stellte sich zu Hause vor den Spiegel und legte das Lineal an ihre Nase, und siehe, es blieb ein freies Dreieck zwischen Fleisch und Lineal, groß genug, daß Licht des Spiegels silbrig hindurchrann und daß Luft hindurchblasen konnte, wenn es ihr beifiel. Und an diesem Nachmittag porträtierte sie sich zum ersten Male. Gnadelos zeichnete sie die Nase, sie zeichnete noch einen Zehennagel hinauf. Es war ein brutales und geniales Porträt.

Eines Tages teilte sie ihrer Mutter mit, daß sie die Aufnahmeprüfung für die Akademie bestanden habe.

„Mit meiner Zehe im Geſicht kann ich mich nicht vor die kleinen Mädel ſtellen," ſagte ſie, „aber eine Malerin braucht keine Naſe."

Frau Florian hatte ein Erbarmen, daß ſie zittern mußte. Nicht-geſpürtes Mitleid von ſechzehn achtloſen Jahren ſchlug ihr fürchterlich aus der Seele bis an den Gaumen hinauf.

„Es iſt doch nicht ſo ſchlimm, Gitte," ſagte ſie zerriſſenen Geſichts. „Die Männer denken heutzutage anders über die Frauen, ſie laufen nicht mehr jeder glatten Fratze nach."

Brigitte Florian wurde eine kleine Berühmtheit. Ein Profeſſor prägte nach ihr das Wort „florianiſchen" Stil. Das war ein hanebüchner, gewalttätiger, fröhlicher Stil: bäuriſch, ſchmiedehaft, fuhrknechthaft, poſaunend, brüllend vor Luſt, trampelnd, koſakentänzeriſch, aber wahrlich ohne Prahlerei bei alledem, ſondern es war auch immer eine Todesangſt darin, eine Selbſtverſtümmelung mit kralligen Händen, ein mörderiſcher Griff nach den eigenen Augen und dann eine heilandhafte Hand, die dieſe tobenden Gelenke milde und übergewaltig umſpannte und durch die Pulſe Frieden in die Adern ſchenkte.

Florianiſcher Stil war auch frech. Die Ausmaße der Natur wurden lächerlich gemacht, als ſeien ſie die dürftige Erfindung eines ſtümperhaften Anatomen, Arme und Beine falſch eingeſetzt, die Knöchel verrutſchten, die Augen entzweiten ſich, die Finger wurden lebendige Weſen und Perſönlichkeiten, dramatiſcher Gebärde voll; die Naſen aber wurden Kataſtrophen, Bergzacken oder Vulkankrater, Ekſtaſen, Gaſſenhauer, Choräle oder Zoten, und ſo kam es auch, daß ihre Porträts nie en vogue waren, obwohl

die Kenner Gutes von ihnen ſprachen; ſelbſt die Alkibiadesnaſen trugen bei ihr noch gleichſam einen Zehennagel entlarvend in aller adligen Liniatur. Aber ihr Kunſtgewerbe ward beſte Mode. Florianiſche Kiſſen konzertierten ihre Negerdorfmuſik auf den Chaiſelongues der faden Damen von Kultur, ihre Bücherzeichen ſchmetterten grotesk durch Büttenſchwächlichkeit der Äſthetenbibliotheken, und florianiſche Plakate wandelten Litfaſsſäulen zu Türmen um, auf denen meilenüberrufende Feuer brannten.

Brigittes Schweſtern verblühten in Ehefrauennichtigkeit, ihr Bruder wurde ein Stammtiſch-Caſanova. Schier war es wie im Märchen, die Unſcheinbare kam zu Ehren, aber zum Schwan wurde das häßliche Entlein dennoch nicht.

Die Männer hatten Achtung vor ihr, die Malerinnen hatten ſie gern. Denn in den Schönen rief doch die eigene Leiblichkeit den letzten Triumph, und den Häßlichen galt ſie als fertig und dem Neide entrückt. Manche Schöne brach in ihr Atelier ein und weinte ihre Nöte, und ſie war wie eine ältere Schweſter, deren Mann tot iſt, und die nie wieder heiraten wird, weil ſie ihm übers Grab hinweg Treue wahrt und in ein paar Jahren würde ſie als gute Tante gelten.

„Hörſt du denn auch zu?“ fragten die Verzweifelten.

„Sprich nur, ich höre,“ antwortete die Florian und arbeitete.

Sie erzählten auch ihre Glückſeligkeiten, und Brigitte arbeitete immer und tat geſcheite Äußerungen, als wiſſe ſie viel vom Leben, und das hieß, von der Liebe.

Eines Tages ſagte Lore Brandt, eine arme luſtige und

begabte Teufelin, die ſeit zwei Wochen mit Brigitte zuſammen wohnte, ſagte und tat krampfhaft fidel:

„Ich habe ein Kind!"

Sie wartete noch vier, fünf Sekunden, aber als Brigitte arbeitete, ſchrie ſie plötzlich in Schandenangſt und Todesangſt jammervoll los.

„Ja, heiratet doch," ſagte Brigitte, „er hat ja ein gutes Gehalt."

„Ich weiß gar nicht, ob ich ihn noch liebe," weinte Lore Brandt.

„Ach, das hat nichts auf ſich," ſprach Brigitte ruhig, „das bildet man ſich in dieſem Falle ein, aus einer Art Rache am Mann, aber es iſt Unſinn."

„Nein, nein, nein, es darf nicht geboren werden, wir waren beide ganz betrunken damals, es war doch nach dem Akademieball."

„Im März?"

„Ja, im März."

Brigitte dachte: Alſo nicht im Freien, ſondern in einer Stube! Und ihr Blut wurde wie müde.

„Du mußt mir Geld geben, Gitte, ich muß zu einer Frau gehen, ich hab heute eine Adreſſe gehört."

Als Brigitte Florian allein war, entkleidete ſie ſich vor dem Spiegel und ſtudierte ihren Körper mit erbittertem Mund.

„Ihr fades Volk," grollte ſie, „immer das Geſicht, das Geſicht! Wie ſchön ich bin, ahnt ihr nicht, ihr Affen, und wollt Maler ſein, und wollt Bildhauer ſein! Benebelte, blinde, rotunterlaufene Augen habt ihr."

Sie ſtreichelte von den Brüſten zu den Lenden hinab und ſtöhnte: Und ihr wollt Bildhauer ſein!

Dann knäulte ſie ſich zuſammen, drückte die Knie gegen die Stirn, faltete die Hände vor den Schienbeinen. Dann wuchſen die Knie in die Stirn hinein, und die Hände verſchmolzen ſich mit den Beinen. Die Tränen verdunſteten auf ihren Brüſten. Alles Fleiſch wurde Einheit, und die Seele ruhte wieder wie vor einer Stunde in der Mitte, bewahrt und umhegt und gefeit gegen Stürze. Wohltätige Wärme des Weinenvorbeiſeins ſegnete ihr Blut, und ſie erhob ſich und ſagte: „Anfall.“

Zwei Stunden hierauf kam Lore Brandt zurück, bleich aber heiter.

„So ein Vieh von Weib!“ ſagte ſie, aber ſonſt nichts. Dann brachte ſie eine Flaſche Allaſch und einiges Gebäck hervor und ſprach:

„Wir müſſen feiern.“

Aber ſpäter, ſie war vielleicht ein bißchen angeheitert, weinte ſie plötzlich ſehr.

In der Nacht, ganz erſchreckend, ſtand ſie jählings an Brigittes Bett, lang, froſtzitternd, blaſſen zuckenden Leibes wundervoll, und jammerte faſſungslos: „Ich ſterbe, du, ich ſterbe!“

„Das iſt doch einfach die Geburt,“ ſagte Brigitte, aber ihr graute ſehr, und als der Tag endlich kam, war ihr, als habe ſie die ganze Nacht unter Steingewichten gelegen, ſo leicht ward ihr. Lore fuhr wiederum zu jenem Weibe und wurde von der Entſetzten zum Arzt geſchickt und beſchworen, zu lügen, zu lügen, weil ſie ſonſt beide ins Gefängnis kämen. Aber ſie fürchtete ſich, und auch Brigitte war völlig ratlos und voller bürgerlicher Kerkerangſt.

An dieſem Tage kam unvermutet Bracke.

„Die Lore wohnt doch bei dir, Florian, nicht wahr," fragte er.

„Ja, aber sie ist krank, Blinddarmschmerzen oder so etwas."

„Sie ist krank?" fragte er sehr betroffen, „ich will gleich wieder gehen, aber jetzt muß ich erst recht meinen sonderbaren Traum erzählen."

Lore lag unter Decken angst-großäugig und Schweiß auf der Stirn. Sie ballte ihre Fäuste, um nicht wimmern zu müssen, und er erzählte:

„Die Stadt, in der ich im Traume war, war unsere Stadt, das weiß ich, aber sie lag am Meere. Ich war in einem Stadtteile, den ich noch niemals gesehen hatte. Die Häuser waren einstöckig und schneeweiß, die Fenster hatten Läden. Es roch nach Dampferhaltestellen. Es roch so, als müßten in der Nähe Hafengeräusche umgehen, versteht ihr? Es roch auch nach Teer und nach weißem Sand auf sonnabendlichen Dielen. Die Fenster waren sehr blank, sie klirrten fast vor lauter Sonne. Dabei war es nicht heiß in der Straße, nur gänzlich still. Ich war überhaupt der einzige, der dort ging. Es war so still, daß ich hörte, wie in einem bestimmten Hause ein Kanarienvogel im Käfig von Stäbchen zu Stäbchen sprang; ihr kennt doch dieses ganz feine Geräusch des Haltsuchens, es ist ganz eigenartig. Das hörte ich also, aber ich sah nicht etwa den Vogel, wußte nur, daß das Geräusch von einem Kanarienvogel herrühren müsse."

„Erzähle keinen langen Roman," sagte Brigitte.

„Gleich, gleich! Ich gehe also immer durch diese nordische Stadt. — — Ach, arme Lore," sagte er weich und

legte die Hand auf ihre feuchte Schmerzensstirn, „ich gehe wirklich gleich, ich erzähle nur, weil du im Traume noch auftrittst.“

Und er sprach hastig und beinahe aufgeregt weiter:

„Ich gehe und suche immerfort die Haltestelle der Straßenbahnlinie 23. Komme in eine Gegend, wo auf der rechten Straßenseite gar keine Häuser mehr stehen, sondern Weinberge, gemütliche Weinberge bis hoch hinauf. Was? wundre ich mich, Weinberge hier bei uns? Drehe wieder um und stehe wieder am Vogelhaus. Diesmal ist die Haustür offen, und es kommt jemand herunter, und etwas schleift so, als ob der Mensch mühevoll an der Mauer entlang taste. Ich wußte auch, daß der Ölfarbenanstrich dunkelgrün war, genau so wie in deinem Hause, Florian. Ich warte und will fragen: Wie komme ich eigentlich hier zur Linie 23, da kommst du heraus, Lore, ganz in Trauer, wie eine Witwe und ein wenig gebeugt. Und sagst traurig: Kommt ihr Herren aus der Stadt auch einmal zu uns heraus?“

Lore weinte laut auf, Brigitte sprang erregt empor und rief: „Das ist wunderbar!“ Bracke fuhr glühend fort:

„Das war über Mittag. Ich schlafe selten über Mittag. Als ich aufwachte, hatte ich richtige Sehnsucht nach dir, Lore, und ich mußte gleich zu euch heraus.“ Er setzte sich an das Kopfende des Lagers und nahm Lore Brandts Gesicht mit kraftbringender Güte in beide Hände. Sie ließ es eine Weile wie selig zu, dann sprach sie getroster als je in diesen beiden Tagen:

„Jetzt gehe mit ihm fort, Gitte, hol mir ein schmerzstillendes Mittel aus der Apotheke und erzähle ihm

alles. Ich glaube bestimmt, er gibt uns einen guten Rat."

Sie gingen, und die starke Florian war zahm und schwach und hängte sich an seinen Arm und erzählte schamhaft und ungeschickt.

„Mein Gott!" sagte er erschüttert. Und dann:

„Am Akademieball hätte ich mich doch beinahe in die Lore verliebt. Da kam dann so eine Pute dazwischen. Hätte ichs nur getan!"

„Meinst du denn," fragte die Florian erbittert, „sie hätte von dir kein Kind bekommen können?"

„Sollte sie doch! Sollte sie doch!" rief er. „Ich habe doch jetzt Geld! Ich hätte gern ein Kind!"

„Dann ist es allerdings schade," sagte Brigitte wieder ganz beherrscht, „und es wäre ja wohl ein feines Menschlein geworden, denn Lore ist ein herrliches Mädel, und du bist ja auch anständig gebaut."

„Ja!" sagte er nachdenklich und war traurig und auch ein wenig eifersüchtig.

Noch gleichen Abends redete er mit einem befreundeten Arzt. Es gab keine Gefahr, kein Gefängnis, jeder Arzt muß schweigen, jeder hat nur zu helfen. Es war hohe Zeit, schon war Lores Blut vergiftet. Wochenlang mit vielen Schmerzen lag sie im Krankenhause.

Sie wollte kein Geld von den beiden Freunden annehmen, und ihr Geliebter fragte nicht nach ihr. Drum lag sie im großen Saal, wo es billig war, mit vierzehn andern Mädchen und Frauen zusammen, und ruhte blaß und abgemagert und sehr verfeinert vom Schmerz, und am unteren Ende aller fünfzehn Betten stand je ein kleines Kinderbett, und aus vierzehn Bettchen

quäkte ein Kind, nur das kleine Bett bei Lore Brandt war leer.

Bracke kam mit Brigitte Florian. Er wollte nicht allein kommen, weil er ſonſt als Lores Kavalier gegolten hätte, und faſt war er traurig, daß er es nicht war. Lore erzählte mit geſunder lauter Stimme und voller Humor.

„Stört dich nicht das Kindergeſchrei?“ fragte ſie, als ſein Geſicht wie ſchmerzhaft war.

„Gar nicht, gar nicht,“ antwortete er. „Es iſt ſogar ſchön, vielleicht gerade weil vierzehn auf einmal ſchreien. Es iſt ſo etwas Bedeutendes, es iſt eine ganze kleine Generation, und auch die Geſichter da,“ ſagte er und wies mit dem Kinn nach den Frauen, die ſtumpf, gemein, verludert, kränklich aus den Kiſſen mit ſpitzen Profilen ſtachen, „auch die alle ſind eigentlich ſchön!“

„Na, maleriſch ſehen kannſt du nicht gerade,“ lachte Lore.

Dann weinte ſie in heißem Anfall.

„Manchmal, manchmal,“ ſchluchzte ſie, „tut mir's leid, daß meins nicht geboren wurde. Aus meinem iſt gar nichts geworden. Meins iſt ſo richtig ermordet und hatte überhaupt keine Menſchenform mehr!“

Auf dem Heimwege — es war ſchon Abend — ſprach Brigitte Florian:

„Mache mir ein Kind, Bracke!“

„Im Ernſt?“ fragte er lächelnd.

„In vollem Ernſt.“

„Gut, beim nächſten Akademieball,“ ſagte er ſchmerzlich.

„Nein, Bracke, bitte, ganz Ernſt! Ich will ſonſt nichts von dir, keine Liebe, keine Treue, kein Geld.

Ich ernähre mein Kind ſelber, du ſollſt es einfach nur zeugen, und falls du dich an meiner häßlichen Naſe ſtößt — —“

Er wollte etwas Freundliches ſagen, aber ſie ſchnitt ab: „Falls du dich an ihr ſtößt, obwohl das, wörtlich genommen, ja ganz unmöglich iſt, will ich dir nur ſagen: der Akt, der dir immer ſo gut gefallen hat, der mit dem überkleckſten Kopf an der Schreibtiſchwand bei mir, das bin ich ſelber. Ich bin wirklich ſo ſchön am Leibe,“ ſchloß ſie ungeſchickt.

Doch graute ihr, daß er nun ratlos ſein, daß er vielleicht ganz ſchweigen würde. Er durfte nicht, durfte nicht. Sie mußte ihm das nächſte Wort leicht machen, Teppiche mußte ſie dieſem Worte breiten.

„Es muß ja nicht auf der Stelle ſein,“ ſprach ſie lachend, „denn es iſt ja immerhin was Bedeutſames, Vater zu werden, aber vielleicht erinnerſt du dich gelegentlich an mich, vielleicht, wenn du wieder einmal träumſt.“

„Gut,“ ſagte er erleichtert, „ich will auf Träume warten.“

Dann ging er wie beſchämt und verſtört, und gerade als er am Fluß war, wo es ein wenig nach Teer roch, ſah er wärmeauswerfendlebendig dieſen meiſterlich gemalten, göttlich geſchaffenen Leib, kehrte um — es war ſchon nach acht Uhr — kletterte über den Gartenzaun und pfiff den Künſtlerpfiff aus der achten Symphonie.

Brigitte Florian fragte vom Fenſter: „Wer iſt denn da?“

„Ich, Bracke!“

„Haſt du denn was vergeſſen?“

„Nein, ich habe ſchon den Traum gehabt,“ ſchrie er voller gewaltiger Freude. Sie ſchrie leiſe. Ohne Kerze

kam ſie herab, damit er ihr Geſicht nicht ſehe, und als ſie oben ankamen, waren die Vorhänge ſchon geſchloſſen.

„Du darfſt mich nicht ſehen, nur fühlen," ſagte ſie.

„Du biſt ſchön, du biſt ſchön!" rief er und küßte ihr karges Haar und ihren breiten Mund, und als es an der Zeit war, gebar Brigitte ein Kind, einen Knaben, der ohne allen Makel war.

Inhalt

	Seite
Der ernsthafte Leiermann	5
Die vergessene Wohnung	20
Der Park von Skalitz	73
Der Weg	81
Das aufgewachte Dorf	90
Der Segen	105
Der ewige Soldat	114
Andreas Holt	126
Weltende	138
Der Mann im weißen Mantel	149
Der Napoleonide	159
Der Aufruhr im Tierpark	174
Spiritus rector	183
Das Wallfahrergesetz	193
Das Moosdach	201
Jalta	211
Die Athleten	224
Stromabenteuer	230
Chaos	240
Katastrophe im Hause Nachtigall	251
Brigitte Florian	262

Digitized by Google

Die Novellen
dieses Bandes stammen aus
der Zeit von 1913 bis 1921

Arnold Ulitz

Ararat

Roman

Auflage 10000

Oberschlesische Landeszeitung: Hier ist Gewaltiges am Werke. Ein außergewöhnlich Begnadeter spricht in Visionen von so elementarer Größe, von so erhebender und zermürbender Tiefenlotung der Seelen, daß Erschütterung des Organismus Folge ist ... Ein Anfang! Ein Anfang der neuen Welt mit der Religion der Güte ... Nie etwas Konstruiertes in dem Roman, der seit langem wieder zeigt, daß er eine Dichtungsart ist, keine Schleuderware für Dummheitsgewinnler. Eine gewaltige Epik ist diese Dichtung, in der sich das Wesen einer Zeit der Wende sublimiert ... Ulitz ist der Bedeutendsten einer. Wir haben ein Recht, auf diesen Dichter stolz zu sein ... Erotische Höllen und Paradiese öffnen ihre Tore sperrangelweit, und nicht eine Zeile, nicht ein Wort verletzt, alles ist Dichtung von erhabener Größe. Das ist die neue Kunst, was aus diesem Werke spricht, das ist Ausdruck, Expression der Seele! ... Ich kenne nichts, das dem Buche nur annähernd an die Seite zu stellen wäre ...

Neue Badische Landeszeitung, Mannheim: Seit Jahren ist mir keine Prosadichtung von so infernalischer Wucht, weißglühender Hellsichtigkeit, berstender Fülle und tiefster Schönheit unter die Augen gekommen. Dieses Buch ist furchtbar in seiner Irdischkeit, traumhaft schön in seiner legendenhaften Jenseitigkeit. Ein Roman, der mich triumphieren läßt: aus der Mitte eines niedergebrochenen, zu Boden gefäusteten Volkes steht ein gewaltiger Schöpfer auf, ein Riese, eine Urkraft und gestaltet mit großartiger Sicherheit aus Blut, Brei, Asche und Wahnsinn eine neue Erde, rollt aus den hinabtosenden Fluten der Wüstheit eine entsühnte, reine und blühende Welt mit breiten, mächtigen Schultern herauf. Dieser Schlesier Arnold Ulitz, bisher eine Hoffnung, tritt in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter. Sein Buch wird einen Weltlauf machen, denn was hier gestaltet ist, geht alle Völker an.

Preußische Jahrbücher, Berlin: Ein fast mystisches Buch, das den schrecklichen Brodem, der aus dem bolschewistischen Rußland aufsteigt, aus den Handlungen, Reden und Visionen seiner schmerzverzückten Menschen ahnen läßt.

Verlag von Albert Langen in München

Weitere Preſſeſtimmen über den Roman „Ararat“ von Arnold Ulitz

Darmſtädter Zeitung: In dem Schleſier Arnold Ulitz iſt einem niedergetretenen Volk ein gewaltiger Schöpfer erſtanden, der in ſeinem „Ararat“ blutvoll, ungeſtüm und unbekümmert ein Buch aller Völker gab. Blut pulſt ohne Ermatten durch den blühenden Leib der Dichtung, die wunderſam ſeeliſche Gebilde in eigen-klingenden Farben paſtelliert. Voll dämoniſcher Schönheit wuchtet eine Menſchheitstragödie auf, die, obwohl aus dem Zeitlichen gegriffen, immer zeitlos bleiben wird. Aus groß geſchauten Geſchehniſſen formen ſich Symbole, aus ſcharf umriſſenen Einzelſchickſalen Menſchheitsſchickſale. Was aus dem Buch aufſteigt, iſt ein gewaltiger Hymnus der Liebe zum All, der uns erſchauern macht, iſt eine Fabulierkunſt, die in die Tiefen der chaotiſchen Menſchenſeele lotet, iſt ein Rhythmus im Wortklang, der an die alten Propheten erinnert.

Breslauer Neueſte Nachrichten: Sein Buch iſt wuchtig und lapidar, es iſt Geſetz und Notwendigkeit. Es läßt aus intenſiv geſpannter Kraft Fülle des Geſchehens hervorkreiſen und ſpult dieſes Geſchehen in die Ruhe des Geheimniſſes zurück. Es macht die Dämonie des Geſchehens hinter den Ereigniſſen magiſch leuchtend und behält doch die Sicherheit einfacher, unverkrampfter, unverſchnörkelter Geſtaltung. Noch in der Genialität jeder Einzeleingebung beweiſt Ulitz ſeine bauende, baſſende, ſymbolbildende Kraft. Dieſe Dichtung iſt Mythos und Überhöhung des Wirklichen, ſie iſt gegründet in Gott und überſpannt von ſeinem Himmel. Aber ſie wächſt von der Erde empor und ſprüht nicht aus Wolken herab. Arnold Ulitz, bisher eine Hoffnung, hat den Kreis ſeines Künſtlertums umſchritten und es als Intenſität des Perſönlichen, als Steigerung des Menſchlichen legitimiert. Wie ſelten iſt das heute, da Menſchliches und Künſtleriſches ſich aneinander zerreiben.

Neues Budapeſter Abendblatt: Ein großes Buch, nein, kein Buch, ein Erlebnis . . . Alle Probleme der neueſten Zeit ziehen durch dieſes große Buch, das in Kompoſition, Gedankenfülle, Schönheit und Vielfältigkeit des Ausdrucks kaum ſeinesgleichen hat.

Berliner Tageblatt: Der Roman iſt etwas ganz Koloſſales, ein Werk von ungewöhnlicher Bedeutung. Edle Quellen ſind es, die ſein Werk ſegneten, daß es groß werde. Wenn es einen

Weitere Presseſtimmen über den Roman „Ararat" von Arnold Ulitz

Expreſſionismus gibt, ſo hat er hier Ausdruck gefunden. Ein neues Weltbild wurde geſchaffen. Aber es gibt kein Kunſtwerk, das expreſſioniſtiſch allein iſt. So bringt Ulitz im einheitlichen Ganzen auch ſtärkſte Impreſſionen der Natur, der Städte und Menſchen. Eine unerbittliche, glühende Realphantaſie läßt ihn Dinge ſchauen und ſagen, die allen Herren der heutigen Welt zu denken geben ſollten, welche, den Augenblick ihrer Macht nutzend, nicht die Zukunft bedenken. Dieſes Buch ſoll jeder leſen, der in die Zeit hineinſtarrt und ihre Züge nicht zu deuten vermag, weil ſie ihm zu nahe an den Leib gerückt ſind.

Der Bücherwurm, München: Hunderte haben gerungen, die Hochflut der Gegenwart, die Kraft des Weltkrieges und die Flammen der Revolution in Dichtung zu ballen; die meiſten brachten nur intellektuelles Geſtammel und dialogiſierte Leitartikel zuwege. Ulitz aber gelang es, die Zeit in den Brennſpiegel der Dichtung zu faſſen. Er iſt hier ein Grimmelsbauſen, — aber ein moderner Grimmelshauſen, der nicht nur Abenteuer, nicht nur Taten erzählt, ſondern ſie mit Geiſt zu durchgluten weiß. Er hat die Kraft wie ein alter Erzähler, ohne rhetoriſche Wünſche aufzuwühlen, aber er hat auch die tiefe bewußte Geiſtigkeit der Modernen. — Ich halte dieſen Roman für eines der bedeutendſten Bücher der Gegenwart und empfehle ihn ſowohl den geiſtig und literariſch Intereſſierten als auch denen, die auf ſpannende Handlung ſehen Dieſer Roman wird als Dichtung und als Leitſpiegel lange bleiben

Deutſches Wochenheft, Berlin: Das bedeutendſte Zeitbuch unſerer Tage ſchrieb Arnold Ulitz im „Ararat". Hier ſchuf auf 440 Seiten, die eine Art Weltbibel in ſich ſchließen, der Dichter mit einem ſtiliſtiſch und kompoſitoriſch beiſpielloſen Können das Buch der Bolſchewiken im ruſſiſchen Walde. Seltſam, daß man über dieſem Buche niemals den Gedanken an die Bibel beiſeiteſchieben kann! Es wurde der beſte Bolſchewiſtenroman voll Blut, Brand und Gedankenfülle, Herzenseinfalt, den wohl je ein Menſch zu ſchreiben vermag.

Kattowitzer Zeitung: Ein Name, bei dem aufgemerkt werden muß! Ein Name, der ſeit „Ararat" erſchien, mit ſtarkem Klange über das deutſche Land hallt wie eine Glocke: aufreißend, aufrüttelnd, warnend, heiligend. Da, ein großer Dichter iſt unter uns erſtanden. Einer, wie wir ihn brauchen wie das tägliche

Weitere Presseſtimmen über den Roman „Ararat“ von Arnold Ulitz

Brot, einer, wie ihn unſere Zeit erſehnte. Kein blaßblütiger Äſthet, kein Wortedrechsler und Phraſenſpinner, eine gewaltige Dichterkraft, urſicher in der künſtleriſchen Geſtaltung ſeines Werkes, voll heiliger Liebe zur Wahrheit und zur Menſchheit, reich und fruchtbar wie ein breiter tiefer Strom und zu den ewigen Meeren drängend wie dieſer! Ja, es iſt ein ſeltſames und geheimnisvolles Buch, dieſer „Ararat“. Es iſt ein lebendiges Buch und es wird ſein Schickſal haben.

B. Z. am Mittag, Berlin: Hier iſt aus den Erlebniſſen und Geſchehniſſen unſerer Zeit ein moderner Mythos entſtanden, deſſen Sprache, oft ins Hymniſche geſteigert, von bibliſcher Wucht iſt, und deſſen Geſtalten die zeitloſe Größe alter Legenden haben. Innigkeit und wilde Leidenſchaft ſind in dieſem Buch ſeltſam gepaart, grauſige Dämonie und milde Abgeklärtheit. Ein Werk reinſter Schönheit. Ein Erlebnis.

Volksſtimme, Chemnitz: Dieſes Buch iſt ein wundervolles Werk. Jedem, der mit Schauer durch das Gewaltige unſerer Zeit gegangen iſt, muß es ein großes heiliges Miterleben ſein voll Kraft und Gewalt.

Hamburger Nachrichten: Ulitz meiſtert die Sprache in einem Ausmaß, das ihm eine der erſten Stellen unter den Erzählern in deutſcher Sprache ſichert. Er zwingt den Leſer in ſeine Gewalt.

Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung, Eſſen: In Ulitz' Roman „Ararat“ iſt das Leben unſerer Zeit mit formbegabten Händen wuchtig gepackt und mit viſionärer Kraft gedeutet.

Kölniſche Zeitung: Von höchſt eindrucksvoller Großartigkeit, die ſich zu wahrhaft monumentalen Wirkungen ſteigert ...

Hannoverſcher Courier: Dieſe Viſion wird mit fabelhafter dichteriſcher Kraft bewältigt. Ulitz' Roman iſt berufen, das Buch unſerer Zeit zu werden.

Berliner Börſen-Courier: Konſtruktive Phantaſie und bildkräftige Sprachbehandlung ſchlagen in ihm den rieſigen Rundhorizont eines vollkommenen, lebenerfüllten Weltbildes auf ...

Verlag von Albert Langen in München

Arnold Ulitz

Die Narrenkarosse

Novellen. 2. Auflage

Eichendorff-Kalender 1917: In so verschiedene Welten wir geführt werden, der Dichter zeigt uns jedesmal einen edlen „Narren", der an seiner Narrheit zugrunde gehen muß. Die Titelnovelle spielt noch in der Friedenszeit, die beiden anderen haben das heutige Völkerringen zum Hintergrund. Doch trotz der hinreißenden Kraft, mit der uns namentlich in der „Flucht nach Indien" das große deutsche Wunder der Mobilmachungstage zurückgerufen wird, sind auch dies keine Kriegsgeschichten. Worauf es ankommt, das ist immer nur die arme, naive, gebrechliche Menschenseele, die sich an der eisernen Wirklichkeit die Schwingen wundstößt und zerschmettert. Und dennoch haben diese Schicksale, die wir teilnehmend miterleben, nichts Niederdrückendes für uns, — das macht: sie ereignen sich, so fest auch Ulitz auf gewachsenem Boden steht, in jenem Phantasieland, das wir nur an der Hand eines wirklich begabten Künstlers betreten können. Dort behält auch das Traurige und Wunderliche noch etwas Erhebendes und Beglückendes.

Berliner Zeitung am Mittag: Zarte romantische Töne wehen durch die drei zeitlosen Novellen, die Arnold Ulitz in einem Band zusammengefügt hat. ... Alles ist auf eine innere Musik gestellt, ein Reagieren auf leiseste Reize bis an die gefährliche Grenze nervöser Empfindsamkeit. Die „Flucht nach Indien" und der „Geträumte Thron" sind durch feine Fäden mit dem Weltkrieg verbunden, aber ihre Lebenswurzeln klammern sich an andere Tage, und die Ereignisse sind in ihnen nicht mehr zu spüren als das Fernbeben im Seismographen. Erfüllt von innerer Schönheit, Güte und Liebe wandeln die Menschen durch die Novellen, entrückt dem Realismus der Ereignisse, die ihnen nur Trümmer wahrer Werte bedeuten.

Fremdenblatt, Wien: Der Dichter, der erst ein Werk erfolgreich in die Öffentlichkeit brachte, läßt in jeder Hinsicht die untrüglichen Stigmen des Anfängers angenehm vermissen. Sein Buch ist ein vollkommenes Muster an stilistischer Fertigkeit, an feiner und ausgeprägter Individualität, an transzendenter Phantasie. Die vortreffliche Schreibweise dieses Werkes ist das beste Prognostikon für eine schöne Dichterlaufbahn.

Verlag von Albert Langen in München

Digitized by Google

Weitere Presseſtimmen über „Die Narrenkaroſſe“ von Arnold Ulitz

Freunde guter Bücher: Einen anderen jungen Dichter von großer Kraft ſtellt der Verlag Albert Langen, München, mit Arnold Ulitz dem Publikum vor. Seine Novellen „Die Narrenkaroſſe“ ſind gute pſychologiſche Kunſt. Ulitz erweiſt ſich in dieſem Buche als der erſte Dichter, der den Krieg und ſeine Probleme, bei innerer Diſtanz, ſo ſtark in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, daß ihm künſtleriſch-zeitloſe Geſtaltungen der aus der Zeit gewonnenen Stoffe gelingen. Bei Ulitz iſt vor allem die Sicherheit im Pſychologiſchen zu bewundern. Aber dieſe Kraft würde nicht zu rechter Geltung kommen, wäre ihr nicht als Weggenoſſe die Schönheit urdichteriſchen Sprachgefühls beigegeben

Rheiniſch-Weſtf. Anzeiger, Eſſen: Der Verfaſſer trat vor etwa einem Jahre mit einem Bändchen Kriegsgeſchichten im Langenſchen Verlag an die Öffentlichkeit. Schon das Erſtlingswerk verriet das ſtarke Talent des jungen Dichters. Es iſt inzwiſchen noch mehr ausgereift, denn dieſe drei Novellen, die unter obigem Titel erſchienen ſind, gehören zum Beſten der Literatur der Gegenwart. Der Dichter gleitet nicht mit ſchönen Worten über den Stoff hinweg, um mit einer abgebrochenen Pointe zu ſchließen, ſondern er formt mit Meiſterhand bis zum Schluß menſchliche Schwächen und Stärke aneinander.

Hamburger Nachrichten: Ulitz geht ſeinem Thema mit konſequenter Energie nach. Sein Leitſtern iſt Wahrhaftigkeit um jeden Preis, ſeine Pſychologie iſt unerbittlich. (Es iſt die Unerbittlichkeit Kleiſts, der ſeinem „Prinzen von Homburg“ die Anwandlung der Todesfurcht nicht mit Rückſicht auf den guten Eindruck erſparen kann.) Empfindſamen Gemütern, oder ſolchen, die überall im Leben die Abgründe mit der konventionellen Phraſe decken möchten, mag ſolche Rückſichtsloſigkeit—„degoutant“ erſcheinen. Der Dichter bedarf ihrer.

Die Poſt, Berlin: Arnold Ulitz erweiſt ſich als der gewandte Erzähler, der uns unvermerkt in ſein Phantaſieland führt. Dort entſchleiert er uns das Weh und die Schönheiten des Lebens. So verſöhnt er mit allen widrigen Fügungen des Daſeins und macht uns um vieles reicher und zufriedener. Ein verheißungsvoller Dichter, dem wir ſicher noch Wertvolles werden zu verdanken haben.

Verlag von Albert Langen in München

Arnold Ulitz

Der Arme und das Abenteuer

Gedichte

Der Tag, Berlin: Es wird schwer sein, diesem reichen, kühnen und selbstsicheren Dichter in wenigen Zeilen gerecht zu werden. Er gehört nicht zu den Expressionisten, man atmet auf, wie befreit von Verworrenheit und Unnatur, von Vergewaltigung der Sprache, des Geistes und des Gefühls — und das alles mußten wir doch oft als neueste Poesie hinnehmen — wenn man in diesem Buche liest, und die Zuversicht erwacht wieder, daß jene wirre Kunst bald wie ein wüster Traum hinter uns liegen wird. In diesem Sinne ist das vorliegende Buch besonders zu begrüßen. Denn auch in ihm lebt alles, was die Expressionisten erstreben: vergeistigtes Menschentum, souveräne Phantasie, eine freie und kühne Behandlung der Wirklichkeiten, aller Momente des Lebens und des Erlebens, eine scharfe Beobachtung des Wirkens der Dinge und der technischen Wunder der Zeit, der revolutionären Umwälzungen. Alles dies taucht, lebendig verarbeitet in den schöpferischen Tiefen einer Künstlerseele, aus dem Abgrund der Phantasie und eines persönlichen Schicksals, wie Eigenleben empor — durchsättigt von Gefühl, zu seelischen Inkarnationen geworden, zu Symbolen, ja zu Legenden und Balladen des Menschlichen. Gerade das Legendäre, das aus Erlebnissen sich hebt, als schlösse ein unzeitliches Reich des Menschlichen sich auf, dies Ewig-Menschliche ist für diesen Dichter kennzeichnend. Und er trifft es recht, weil er es nicht äußerlich nimmt, sondern weil es ihm zu Visionen des Menschlichen, zu Bildern der Empfindung wird, zu Sinnbildern, vor deren Schönheit man ergriffen in die Knie sinkt.

Ostpreußische Zeitung, Königsberg: Zur allermeisten, hohlwangigen Lyrik der Gegenwart, die nebelhaften, bleichsüchtigen Gefühlchen mit Sieben nachstellt und sie also nicht fängt, ist dieses Buch starker, gesunder Gegensatz. Poesie, die man genießen kann, ohne sich dauernd mit Schnaps oder Riechfläschchen kräftigen zu müssen. Intuition, mit sicherster Begabung für zweckmäßigen, oft kühnen, doch stets beherrschten Rhythmus auf die kongeniale Formel des Gedichtes gebracht. Die Stimmung der einzelnen dichterischen Visionen durch komprimierende Bildhaftigkeit gezwungen.

Verlag von Albert Langen in München

Weitere Preſſeſtimmen über „Der Arme und das Abenteuer" von Arnold Ulitz

Voſſiſche Zeitung, Berlin: Noch den eigenſten Sinn in ſich ſuchend, kein Ekſtatiker der Worte, aber der Gefühle, ſchrieb Arnold Ulitz die Gedichte „Der Arme und das Abenteuer". Es wird kaum lange dauern, ſo wird er die ihn nur droſſelnde Form des Balladesken geſprengt haben, die zu Epigoniſchem verführt. Aber der Inhalt, die kosmiſche Schau, das nervenzitternde Eingeſchmiegtſein in ſeine weltbunten Situationen machen Ulitz ſchon heute weit ſichtbar. Ein Grenzenloſes kreiſt in ihm ringend zur Geſtalt. Der Abſchnitt „Tatjana" iſt in ſeinen wehenden Rhythmen bereits Erfüllung.

Weſerzeitung, Bremen: Hier in dem Bändchen „Der Arme und das Abenteuer" liegt eine Dichterſeele, die den Krieg gelebt und gelitten hat, in ihren feinſten Ausſtrahlungen vor uns. Nicht die greifbaren Schrecken, auch nicht einmal immer ihre unmittelbar ſchweren Wirkungen und Stimmungen ſind das Weſen dieſer Gedichte, der Krieg tönt und klingt wie die Muſik eines Melodrams unter den Worten, auch noch wenn der Dichter in Sonne und Blüten iſt. Es iſt viel Erſchütterndes und viel zarte Schönheit in den Gebilden, und immer Leben und Kraft; ein bezauberndes Naturgefühl und eine ſehr feine Tiefe der Menſchlichkeit.

Allgemeine Zeitung, Königsberg: Ulitz, deſſen Novellen im „Simpliziſſimus" und in ſeinen Sammlungen erfreut haben und die zuerſt auf ihn aufmerkſam machten, ſcheint eine Verheißung; noch kein Fertiger (gottlob!), aber ein ſichtbar Werdender. Manches aus ſeinem Gedichtband ſcheint darauf hinzudeuten, daß ſich hier ein ganz großes Talent entwickelt: ein eigenartiges und eigenwilliges Künſtlertum, das ſeine Abſonderlichkeiten hat, aber niemals in die leere Manier der Nachempfindung oder Nachahmung irgendwelcher Modeformen fällt. Die Art, wie er (um nur einiges zu nennen) die Tragik des Vaters, dem ſein Kind durch den Krieg fremd geworden iſt, in verſchiedenen Variationen, am ſchönſten in der Ballade von St. Joſeph, geſtaltet, wie er das unmittelbare Kriegserleben an der Front in einem Gedicht wie dem „Gasangriff" künſtleriſch durchgebildet darſtellt, ſcheint auf einen neuen Weg zum Erfaſſen und Formen der Kriegsſtimmungen in der Lyrik hinzuweiſen.

Verlag von Albert Langen in München

Weitere Presseſtimmen über „Der Arme und das Abenteuer" von Arnold Ulitz

Münchener Neueſte Nachrichten: Seit Jakob Kneips „Lebendigem Gott" und Julius Kühns „Brücke" hat mir kein Gedichtbuch einen ſo tiefen Eindruck gemacht wie das von Arnold Ulitz „Der Arme und das Abenteuer". Ich habe das Buch Freunden gegeben und habe daraus vorgeleſen, um meinen Eindruck nachzuprüfen: immer iſt Arnold Ulitz' Wirkung tief und bleibend geweſen. Ich weiß, was ich ſage, wenn ich behaupte, daß Arnold Ulitz ſich mit ſeinem Werke in die Reihe der erſten Dichter dieſer Zeit ſtellt. Solche wundervolle Kraft tut uns not, ſolch baumhafte Breite, durch die Schalkhaftigkeit und Not und Befreiung hindurchgehen wie Sturm und uns beglücken. Ich kenne Arnold Ulitz nicht. In welcher Stadt und welchem deutſchen Land er lebe, er ſei von Herzen gegrüßt!

Schwäbiſcher Merkur, Stuttgart: Bedeutender, ſtärker im Durchdringen iſt Arnold Ulitz, der in ſeinem Gedichtband „Der Arme und das Abenteuer" nie den inneren, feſten Zuſammenhang mit der Natur verliert, auch nicht, wenn er den Eiſenbeton beſingt. Aber er iſt dennoch keiner von jenen „ſozialen" Dichtern, die aus lauter Freude am Tun in den üblen Schwären der Großſtadt wühlen und das Schöne, Verſöhnende neben ihr nicht ſehen können oder wollen. Eine geſunde, aus ungetrübten Quellen ſchöpfende Phantaſie, ſtarkes Erleben und ſicherer Blick im Formen und Geſtalten ſind Weſenszüge des Dichters, deſſen Schaffen Freude weckt.

Breslauer Neueſte Nachrichten: Es iſt ein ſehr männliches Buch, karg, nicht ſehr umgänglich, doch von eigenem Wuchs. Ein reicher Erlebniskreis wird umſchritten ... Mehr als im Ausdruck ſchöner Gefühle beweiſt Ulitz ſeine dichteriſche Kraft in drängendem, geballten Pathos, predigend, bekennend oder balladiſch al fresco malend ... Das Weſentliche, nämlich das Dichteriſche, Erlebte und Erleuchtete iſt lebendig: unendliche kreiſende Sehnſucht ringt aus Urgründen zu weltfrommer Gefaßtheit.

Königsberger Hartungſche Zeitung: Ein ſeelenvoller Dichter tritt hier auf, der ein Weltfreund im Werfelſchen Sinne iſt, aber eigene Töne und Stoffe für die Verdichtung ſeiner Idee von der Menſchlichkeit findet. Es ſind alles Gedichte, von denen man inneren Gewinn hat. Die Liebe, die aus ihnen klingt, iſt unbegrenzt.

Verlag von Albert Langen in München

Arnold Ulitz

Die vergessene Wohnung

Novellen (Vergriffen)

Preußische Jahrbücher: ... Da ist an erster Stelle zu nennen das Buch eines Neulings Arnold Ulitz („Die vergessene Wohnung"), zu dessen Entdeckung man dem Verlag Glück wünschen darf. Ulitz ist ein echter Dichter und großer Künstler, der sich von dem zart und weich erzählten, ausführlich behandelten, grausamen Einzelschicksal (Titelnovelle) durchringt zur wehmütigen Ironie (wie der Hochstapler, der im Zuchthaus vom Krieg hört, auch in seinem Gesuch um Zulassung zum Heeresdienst trotz aller Zerknirschung noch durchaus Hochstapler bleibt!), zur energischen, vielleicht ein wenig gewaltsamen aber lebendig gemachten Typisierung (der russische Bauernsohn, dem es deutsche Sauberkeit und Ordnung so angetan haben, daß er sein Leben für sie lassen muß) und zu dem grandiosen Gesamtbild des deutschen Auslandskreuzers, und der dann doch wieder tief ergreifende Worte findet für die wahnsinnig machende Melancholie der polnischen Ebene. (Der Weg.) Nirgends ist in diesen Erzählungen ein toter Punkt, nichts bleibt in der Beschreibung stecken, überall ist der vorwärtswollende Drang der Handlung zu spüren, selbst die geringsten Einzelheiten und Nebensachen stehen mit ihr in gegenseitig bedingender, gegenseitig belebender Beziehung, und reiche Anschauung und eine wunderbar schmiegsame Sprache erfüllen alles mit warmem Leben.

Literarisches Echo, Berlin: Ulitz weiß mit einer Kraft und einem Reiz des Einzigartigen zu schildern, daß diese Novelle von Anfang bis Ende seltsames Erlebnis des Lesers wird. Würdig reihen sich die vier anderen Skizzen dieses Bandes dieser „vergessenen Wohnung" an.

Preuß. Stadt- und Landbote, Eberswalde: Diese Geschichten aus dem Osten gehören zu dem Besten der neuen Sammlung und den Namen des Verfassers wird man sich merken müssen. Hier spricht ein Dichter, der die seelischen schweren Erschütterungen zu formschönen Kristallen formte, die wie Tränen funkeln. Jede der fünf Geschichten ist ein gerundetes Ganzes; ein künstlerischer Genuß, sie zu lesen. Man darf erwarten und hoffen, daß der Name Ulitz uns bald wieder in der Literatur begegnet.

Verlag von Albert Langen in München

Von Arnold Ulitz

sind bei Albert Langen erschienen

Die vergessene Wohnung
Novellen — Vergriffen

Die Narrenkarosse
Novellen — 2. Auflage

Der Arme und das Abenteuer
Gedichte

Ararat
Roman — 10. Auflage

Die ernsthaften Toren
Novellen — 5. Auflage

Digitized by Google

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

89054781828

b89054781828a

Digitized by Google

Digitized by Google

89054781828

b89054781828a